The Germans to the Front?

Mit einer Batterie schwerer Haubitzen
im "Boxerkrieg"

Ein Tagebuch der Deutschen Expedition nach China 1900-1901 von Julius Fehl

herausgegeben von
Gerhard und Renate Fehl

Verlag Dr. Kovač

Schriftenreihe

Lebenserinnerungen

Band 44

ISSN 1437-7861

In der Schriftenreihe ***Lebenserinnerungen*** werden Autobiographien, Biographien und andere „Geschichten, die das Leben schrieb", veröffentlicht.

Verlag Dr. Kovač

The Germans to the Front?

Mit einer Batterie schwerer Haubitzen im "Boxerkrieg"

Ein Tagebuch der Deutschen Expedition nach China 1900-1901 von Julius Fehl

herausgegeben von Gerhard und Renate Fehl

Verlag Dr. Kovač

VERLAG DR. KOVAČ

Arnoldstraße 49 · 22763 Hamburg · Tel. 040 - 39 88 80-0 · Fax 040 - 39 88 80-55

E-mail vdk@debitel.net · Internet www.verlagdrkovac.de

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahm

Fehl, Julius:
The Germans to the front? : mit einer Batterie schwerer Haubitzen im "Boxerkrieg" ; ein Tagebuch der Deutschen Expedition nach China 1900 - 1901 / von Julius Fehl.
Hrsg. von Gerhard und Renate Fehl. – Hamburg : Kovač, 2002
(Schriftenreihe Lebenserinnerungen ; Bd. 44)

ISSN 1437-7861
ISBN 3-8300-0507-5

© VERLAG DR. KOVAČ in Hamburg 2002

Realisierung: Susanne Mielau

Umschlaggestaltung: Olaf Schwerdtfeger.
Die zeitgenössische chinesische Zeichnung zeigt den Angriff deutscher Marineinfanterie auf eine chinesische Stadt in der Provinz Schantung, wahrscheinlich im Herbst 1899.
Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin.

Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, fotomechanische Wiedergabe, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf Datenträgern wie CD-ROM etc. nur nach schriftlicher Zustimmung des Verlages.

Gedruckt auf holzfreiem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier PlanoJet.
Ausgezeichnet mit dem Nordischen Umweltzeichen. PlanoJet erfüllt die Normen für Archivbeständigkeit ANSI 39-48-1992, ISO 9706, DIN 6738.

Des Morgens machte ich einen Ausflug auf den Zige Berg.
Abends übernachtete ich am Fuss des Berges in einem Dorf.
Der alte Bauer freute sich über meinen Besuch.
Er lud mich daher ein zum Wein.
Unsere Becher, kaum erhoben, hatten noch nicht die Lippen berührt,
als eine wilde Soldateska hereinstürmte.
Sie trugen purpurne Uniform, hielten Messer und Axt in den Händen.
Mehr als zehn Leute - in wildem Aufruhr!
Grob rissen sie uns den Wein vom Tisch,
griffen gierig nach dem Essen auf den Tellern.
Der Gastgeber, sich zurückziehend, stand verlegen da wie ein Gast.
In seinem Hof stand ein seltener Baum -
hatte schon dreissig Frühlinge gesehn.
Den Gastgeber schmerzte es sehr, doch er konnte nichts tun,
als die Soldaten den Baum fällten
und ausgruben bis zu den Wurzeln.
Sie sagten, dass sie Bauholz beschaffen müssten.
Seien Teil der kaiserlichen Garde.
„Gastgeber, bitte - wag keine Widerrede!
Ihr Befehlshaber ist im Moment ein Günstling des Kaisers!"

Bai Juyi (772 - 846)

Der chinesische Dichter Bai Juyi lebte, als Karl der Grosse in Europa herrschte. Seine sozialkritischen Gedichte nahmen den chinesischen Alltag von Arm und Reich aufs Korn - viele von ihnen die unveränderlichen Züge der conditio humana. So passt dieses Gedicht auch zum chinesischen Alltag der Zeit des Boxeraufstandes und zur Deutschen China-Expedition.
Aus: Weigu Fang (Hg.): Den Kranich fragen. (Cuvillier Verlag) Göttingen 2000.
Übersetzung aus dem Chinesischen von Weigu Fang und Andreas Weiland.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber 7

°

Ausreise nach China bis zum Suezkanal 17

Weiterfahrt über Colombo und Singapur nach Schanghai und Tsingtau 27

Vor Taku 67

Etappe in Tong ku 77

Strafexpedition zur Grossen Mauer 89

Exkursion nach Peking 129

Erneut Etappe in Tong ku 139

Exkursionen nach Pei tai ho und Shan hai kuan 163

Etappe bis zum Abschied 173

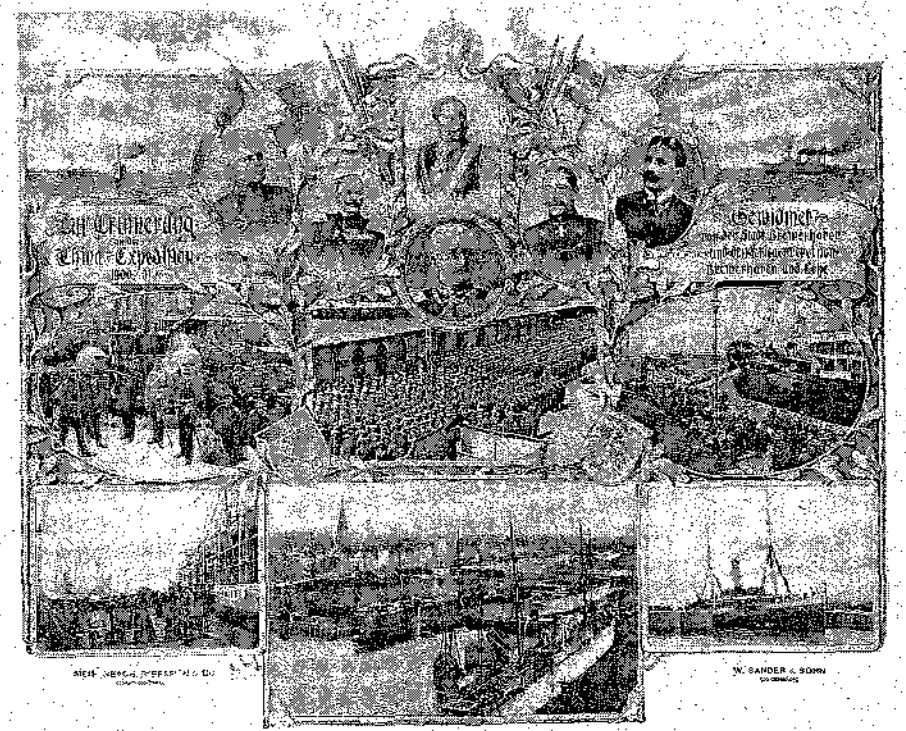
°

Zur Herausgabe des Tagebuchs 182

Historischer Rahmen zum Tagebuch 186

Schreibweise Chinesischer Ortsnamen 200

Biografische Notizen 202



Zeitgenössische Erinnerungstafel der Stadt Bremerhaven anlässlich der China-Expedition 1900-1901; Originalgrösse 44 x 52 cm. Privatarchiv Fehl

Vorwort

Der Herausgeber Gerhard Fehl ist der einzige und gar spät geborene Sohn des Tagebuchschreibers. Er hat seinen Vater in einem Alter erlebt, in dem er gerade erst selbst angekommen ist: ab 65 Jahren. Der Vater war militärisch streng, aber auch gerecht, fürsorglich und direkt in seinem unkomplizierten Umgang mit dem Spätgeborenen: Die Reitpeitsche war ihm ebenso zur Hand wie der Gutenachtkuss und das Betthupferl, je nachdem, wie und in welchem Mass der Sohn die ihm gesetzten Regeln beachtete. Der Sohn fürchtete also die väterliche Gerechtigkeit und Strenge ebenso, wie er dem Vater trotzte, die Regeln im eigenen Interesse umdeutete, darüber debattierte und sich Freiräume zu verschafften verstand. Alle Versuche des Vaters, den Sohn militärisch zu erziehen, scheiterten jedoch letzten Endes. Der Sohn liebte den Vater trotzdem wegen seiner steten Zuwendung im Alltag: Immer ging es um die lehrreiche Vermittlung von Wissen und von praktischer Erfahrung beim Helfen in Haus und Garten, beim gemeinsamen Basteln, bei Wanderungen, auf Reisen, beim Vorlesen, bei der Beschaffung von Lesestoff. Insbesondere aber war der Vater dem Sohn stets ein grossartiger Erzähler, zum Beispiel mit der jahrelangen Frühmorgengeschichte vom „kleinen Mann mit dem grossen Schlapphut", der durch die Welt reiste und unglaubliche Abenteuer bestand; der Sohn war dem Vater natürlich auch ein begeisterter Zuhörer, wenn beispielsweise von der „Chinareise", wie die militärische „Deutsche Expedition nach China" im Hausjargon hiess, berichtet wurde. Ein Thema für alle Tage, da sie in den Erzählungen dem Sohn wie eine Reise in ein fernes Märchenland vorkam und nicht so recht wie eine kriegerische Mission: Der Kaiserpalast, die Tempel und bizarren Landschaften, die chinesische Grosse Mauer, die vom Mond aus zu sehen sein sollte (doch wer hatte dazu schon Gelegenheit ?), die chinesischen Märchen und Sagen, in denen sich die Geister an strenge Regeln halten, die fremden Sitten, wie das zuhause streng verbotene Rülpsen bei Tisch, die Zöpfe und Röcke der Männer, die raffinierten Web- und Lackarbeiten, die seltsamen und nicht zu enträtselnden Schriftzeichen, schliesslich auch die mit dem Pinsel luftig hingeworfenen Aquarelle und Zeichnungen, die vom Vater sorgfältig in Schubladen gehütet wurden. All dies, und noch mehr, übte einen fremden Zauber auf den kleinen Jungen aus. Immer waren auch die Chinabücher und die vielen Fotoalben von besagter Chinareise zur

Hand: Chinesische Städte in ihrer rechtwinkeligen Anlage faszinierten durch ihre Menschenfülle, ihre fremdartig bemalten und geschnitzten Häuser, ihre Bronzedrachen und ihre bizarren Paläste mit geschweiften Dächern in verträumten Gärten.
Der Vater legte grossen Wert darauf, dem Sohn sein Wissen über China und die Chinesen, von Konfuze bis zum letzten Kaiser, so nahe zu bringen, dass die Achtung vor deren grosser und reicher Kultur wuchs. Dabei sparte er weder mit Kritik am Niedergang dieser Kultur, noch mit Hinweisen auf die Möglichkeiten einer Modernisierung Chinas, wie sie sich etwa in der Musterkolonie Tsingtau (in der Provinz Schantung 1897-1914) niedergeschlagen hatten: Mit Tsingtau schien dem Sohn in der fernen Kolonie etwas Besonderes von deutscher Hand geschaffen worden zu sein, was sich ihm indes nicht recht erschloss, denn auf den Fotos sah für ihn die Stadt nicht viel anders aus als die ihm vertraute Villenvorstadt im Odenwald bei Heidelberg.

China blieb ein unerschöpflicher Stoff, bis der Vater 1947 verstarb und alles, was mit China zu tun hatte, verschwand; erst nach dem Tod der Mutter 1965 tauchten bei der Haushaltsauflösung unerwartet jene drei schwarzen Tagebuchhefte auf, die jetzt hier veröffentlicht werden. Lange blieben sie indes fast unbeachtet liegen: Der Inhalt schien ja nur die aus der Kindheit noch bekannten Erzählungen und Berichte zu wiederholen. Irgendwann in der Zeit der Kulturrevolution Mao Tse Tungs wurden die Tagebuchhefte doch hervor gekramt, aber die Handschrift liess sich nur stellenweise entziffern und so wurde z.B. eine kleine Erinnerung an das, was der Vater zu Tsingtau erzählt hatte, wieder aufgefrischt. Im sütterlinschen Schreibschriftmeer musste der in den Tagebuchheften dargestellte Offiziersalltag bei der Deutschen China-Expedition einstweilen unergründet bleiben. Es blieb lediglich der - nahezu dreissig Jahre lang uneingelöste - Vorsatz, die Tagebuchhefte irgendwann einmal in Ruhe zu entziffern und, sofern sie sich als interessant erwiesen, zu veröffentlichen. Erst mit der Emeritierung des Sohnes war dann die Ruhe gekommen, sich des Vaters Tagebuchhefte ernsthaft vorzunehmen.

Gemeinsam, Sohn und Schwiegertochter, haben wir uns 100 Jahre nach dem beschriebenen Ereignis ans Entziffern und Transskribieren der Tagebuchhefte gemacht. Dabei trat uns das China von 1900 und 1901 indes weniger als ein märchenhaftes Land entgegen, wenngleich auch solche Seiten im Tagebuch immer wieder angesprochen sind. Mehr Eindruck machte uns das China jener Zeit als

ein offensichtlich vielfältig und schwer geplagtes Land: geplagt von ökologischen Katastrophen (Entwaldung, Hochwasser, Dürre, Staubstürmen), von infrastruktureller Rückständigkeit und Verwahrlosung (Verfall der alten, quer durchs Land führenden Kaiserstrassen, Verwahrlosung der Forts an den Grenzen, Verschlammung der Kanäle), von ländlicher Armut und von städtischem Elend in den noch von ihren alten Mauern umgebenen engen Städten, von einer korrupten Mandarins-Bürokratie, einem weltfremden Herrscherhaus und einem beengenden Kult der Verehrung der so leicht zu beleidigenden Ahnen.
Und, zu allem Überdruss, war das Riesenreich in seinem Küstenbereich noch geplagt von ausländischen Kolonialmächten, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in massiver Weise ihre Interessensgebiete zu sichern und den riesigen chinesischen Markt für ihre Industrieprodukte zu erschliessen hofften. „Massiv" bedeutete, mit militärischen Mitteln Hafenstädte und für den Handel günstig gelegene Gebiete zu annektieren. Die Kolonialmächte, unter ihnen auch der koloniale Nachzügler Deutschland, meinten in ihrem Expansionsdrang China und seine kaiserliche Regierung nicht als gleich gewichtigen Verhandlungspartner ansehen zu können; vielmehr schoben sie das bestehende Völkerrecht mit der Begründung beiseite, dass „China noch keine höhere civilisatorische Stufe erreicht habe und daher ausserhalb des Völkerrechts stehe." In der Konsequenz könne man also „mit China nur in der Sprache der Kanonen verkehren".

Im Tagebuch fanden wir zwar ausführliche Berichte dazu, wie die chinesische Bevölkerung von den ausländischen Truppen schon vor der Ankunft des Tagebuchschreibers geplagt worden war und noch weiterhin geplagt wurde, aber keine Hinweise auf die „Sprache der Kanonen", welche der Tagebuchschreiber ja aus Deutschland mitgebracht hatte, aber bei seiner Ankunft zunächst einmal auf dem Schiff hatten lassen müssen. Im Gegenteil: Der Tagebuchschreiber stellt uns ein von ausländischen Truppen zwar besetztes, doch im Grossen und Ganzen ruhiges Land vor; während seine Kanoniere dem Ver- und Entladen von Kriegsgütern und Verpflegung im Hafen von Tong ku zugeteilt sind und dort schuften, breitet er die ihm auferlegte Langeweile ausführlich vor uns aus; beschreibt seine unbeschwerten Reisen durchs Land, das er als Turist geniesst; kurz: er erlebte offensichtlich eine lang währende friedliche Etappe ohne irgend eine Spur von Front. Folglich konnte er sich sogar darüber ärgern, dass er sich, in Erwartung von Kriegslorbeer und Frontauszeichnungen, freiwillig für den Einsatz im „Boxerkrieg" gemeldet hatte, wo es für ihn auf der ebenfalls ruhigen Festung von Metz doch deutlich weniger langweilig gewesen war.

Was hatte es auf sich mit der „Sprache der Kanonen" und dem „Boxerkrieg"? In dem im Jahr 1900 gegen China gerichteten kolonialistischen Unternehmen, das den Namen „Boxerkrieg" erhielt, war zwar den acht beteiligten Nationen (Deutschland, England, Frankreich, Italien, Japan, Österreich, Russland, USA) von chinesischer Seite am 19. Juni 1900 offiziell der Krieg erklärt worden, aber die alliierte Reaktion, der so genannte „Kampf um Peking", hatte eher den Charakter einer „militärischen Intervention", die auf den möglichst schnellen Entsatz der im Gesandtschaftsviertel von chinesischem Militär und Boxermilizen eingeschlossenen Diplomaten zielte und auf die Niederschlagung des völlig aus dem Ruder gelaufenen, blindwütigen „Boxeraufstandes"; ein blutiger Aufstand, der sich gegen alle „Fremden", die christliche Missionstätigkeit, dringend notwendige Reformen und die moderne Technik richtete und für die Erhaltung der Quing-Dynastie stritt. Kanonen kamen dabei von alliierter Seite kaum zum Einsatz, wohl aber die der meist altmodischen Bewaffnung der Boxer weit überlegenen Maschinengewehre. Der „Kampf um Peking" dauerte folglich kaum 2 Monate, gerechnet von der Belagerung des Pekinger Gesandtschaftsviertels ab Mitte Juni bis zur alliierten Einnahme von Peking am 14. August 1900; die Niederschlagung des „Boxeraufstands" endete am folgenden Tag.
Ein Ereignis, an dem jedoch das deutsche Chinakorps, sehr zur Verärgerung von Kaiser Wilhelm II. nicht beteiligt war, da sein erstes Truppenkontingent erst am 18. August Peking und das letzte erst Anfang November 1900 die Reede von Taku erreichte - unter den letzten, die gar nicht mehr nach Peking oder Tientsin geschickt wurden, auch der Tagebuchschreiber. Die alliierte „militärische Intervention" in China blieb hauptsächlich auf den Raum zwischen Tientsin und Peking konzentriert und griff auch in der Zeit nach der Niederschlagung des Boxeraufstands kaum über die Provinzen Tshili und Schantung hinaus; d.h. die übrigen 15 chinesischen Provinzen blieben davon weitgehend unberührt.

Das sich an die Niederschlagung anschliessende lange Jahr bis hin zum Abschluss der Vertragsverhandlungen zwischen den alliierten Kolonialmächten und der kaiserlich chinesischen Regierung am 7. September 1901 hatte in keiner Weise mehr den Charakter eines Krieges. Es war für die von fern herbeigeholten alliierten Truppen und Kanonen vielmehr eine Zeit des grossen Nichtstuns, der Kriegsstille: bestenfalls eine Zeit drohender militärischer Präsenz, die - volens nolens - auf den chinesischen Vertragspartner schweigenden Druck ausübte. Das im so genannten „Peking-Protokoll" niedergelegte Verhandlungsergebnis galt

später unter Völkerrechtlern denn auch als „Höhepunkt ungleicher Verträge", war es doch mit tiefen Demütigungen der Chinesen verbunden.
Die in Deutschland so gern und häufig benutzte Bezeichnung „Boxerkrieg" auf das lange Jahr nach der Niederschlagung des Boxeraufstandes auszudehnen, führte damals wie heute in die Irre; die Bezeichnung diente einer doppelten Rechtfertigung: Zum einen musste die lange währende, drohende Präsenz der alliierten Truppen in China gut begründet werden. Zum anderen mussten deren barbarische Racheaktionen - einschliesslich der deutschen - an der chinesischen Bevölkerung in einen entschuldbaren Rahmen gestellt werden. Die Verwendung des Wortes „Krieg" vermochte beides gut abzudecken. In diesem Sinn hielt Kaiser Wilhelm II., der unter allen Nationen das mit 20.000 Mann grösste Chinakorps auf den Weg brachte und schon zuvor das böse Wort von der „gelben Gefahr" der Asiaten geprägt hatte, seine so genannte „Hunnenrede" am 27. Juli 1900 anlässlich der Einschiffung eines Truppenkontingents in Bremerhaven. Er gab, gut zwei Wochen vor der Niederschlagung des Boxeraufstandes, den Soldaten seinen allerhöchsten Befehl mit auf den Kriegsweg: „Kommt ihr vor den Feind, so wird er geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene nicht gemacht! Wer Euch in die Hand fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht haben, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen lässt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.... Gebt, wo es auch sei, Beweise Eures Mutes, und der Segen Gottes wird sich an Eure Fahne heften und es Euch geben, dass das Christentum in jenem Lande seinen Eingang finde."
Mit solchen Worten verhöhnte der deutsche Kaiser das Völkerrecht, vor allem indem er den deutschen Soldaten den Auftrag erteilte zum unbegrenzten Töten von Chinesen im Namen des christlichen Gottes, des deutschen Vaterlandes - und der archaischen Rache. Rache nicht nur an Soldaten, sondern an jedem Chinesen, der einen Deutschen „scheel" ansah. Und „Sühne" - ein Wort, das von deutscher Seite nun mit grossen Buchstaben geschrieben wurde: Sühne für die dem ganzen deutschen Volk zugefügte Schmach, dass ein chinesischer Soldat es am 20. Juni 1900 in Peking gewagt hatte, den deutschen Gesandten, Clemens von Ketteler, auf der Strasse nicht nur scheel anzusehen, sondern ihn auch zu erschiessen. So lag es nahe, die deutsche China-Expedition als einen „Kreuzzug" hinzustellen, als ritterliche „Heerfahrt, um den Frevel sondergleichen / Zu sühnen und das schwergebeugte Recht" Den unter dem Etikett „Boxerkrieg" sich hinschleppen-

den militärischen Leerlauf von Mitte August 1900 bis zum Rücktransport ab Sommer 1901 nutzten die alliierten Truppen zur Herstellung der militärisch notwendigen Infrastruktur (Reparatur und Ausbau der Eisenbahnlinien, Ausbau des Hafens von Tong ku), bei der die Pioniere und Eisenbahnsoldaten voll in Anspruch genommen waren; die anderen Waffengattungen aber langweilten sich und suchten, wie auch der Tagebuchschreiber darstellt, allerlei „Abwechslung", die sie im zunehmenden Alkoholkonsum bis zum Exzess fanden, in gewalttätigen persönlichen Streitereien, in nationalen Auseinandersetzungen zwischen alliierten Truppenteilen bis hin zu gegeneinander aufgepflanzten Bajonetten. Der Generalstab lebte derweil, bedient vom chinesischen Personal, in den weiträumigen Palästen der geflüchteten Kaiserfamilie und der evakuierten hohen chinesischen Würdenträger ein bequemes und kultiviertes Leben, wie unter anderem auch dem zeitgenössischen Bericht des in Peking weilenden französischen Fregattenkapitäns und Schriftstellers Pierre Loti zu entnehmen ist. Die Offiziere unternahmen Besichtigungsreisen im Land und genehmigten sich Erholungsreisen nach Japan, gingen zu Konzerten, ins Theater und zu Pferderennen, spielten „lawn tennis" und liessen sich teilweise ihre Ehefrauen nachkommen; für die Mannschaften wurden Bildungsmärsche durch das Gebirge geplant.

Eine besondere Art der „Abwechslung", welche die Möglichkeit einer Ordensverleihung in sich barg, war militärisches Geplänkel mit versprengten Banden von Boxern oder chinesischen Soldaten, die vom Tagebuchschreiber zuweilen als „Räuber" bezeichnet werden. Manchmal ging es bei solchem Geplänkel darum, die notwendige Ruhe und Ordnung vor allem auf dem Land herzustellen, denn solche Banden fuhren fort, die Missionen und die zum Christentum übergetretenen Chinesen zu bedrohen; manchmal ging es darum, die Verkehrslinien, insbesondere die Eisenbahnlinien, vor Sabotageakten zu schützen. Meistens aber ging es um so genannte „Strafexpeditionen" in ländliche Gegenden, in denen solche versprengten „Räuberbanden" vermutet oder gesichtet worden waren. Bei solchen Strafexpeditionen durften Offiziere und Soldaten ihrem Rachebedürfnis in Art der alten Landsknechte freien Lauf lassen. Dies galt insbesondere für die Zeit unmittelbar nach der Niederschlagung des Boxeraufstands bis hin zum Ende des Jahres 1900, als zum Schutz der Bevölkerung mit der chinesischen Regierung schliesslich das Ende sämtlicher Kriegshandlungen vereinbart wurde - zu denen insbesondere die alliierten Strafexpeditionen zählten. Die bestialischsten Rache- und Raubausbrüche der alliierten Truppen hatten in den ersten drei Tagen nach der Einnahme von Peking stattgefunden, das vom alliierten Oberkommando offiziell drei Tage lang für die Plünderung frei gegeben worden war:

„Ein entsetzliches Morden, Brennen, Rauben. Erbarmungslos wurde alles niedergemacht, Männer, Frauen und Kinder, alles Wertvolle geraubt und dann die Häuser in Brand gesteckt... Es gereichte den Europäern nicht zur Ehre. Nicht nur das Militär plünderte nach Kräften, sondern auch Zivilisten, Leute der besten Gesellschaft... Am ausgiebigsten fast plünderten die verschiedenen Missionäre (= Mitglieder christlicher Missionen)". So schreibt die österreichische Gesandtschaftsangehörige und Augenzeugin Paula von Rosthorn in einem jener Briefe, die später nicht veröffentlicht werden durften.

In den folgenden vier Monaten erlaubten die alliierten „Strafexpeditionen" auch den deutschen Soldaten in der weiteren Umgebung von Peking das wegen ihrer verspäteten Ankunft noch nicht gestillte Rache- und Raubgelüste zu befriedigen: mit dem Kaiserwort im Ohr, auf Hunnenart; also auf jeden Chinesen Jagd zu machen, der im nur leisesten Verdacht stand ein „Boxer" gewesen zu sein. So liess es sich der deutsche Feldmarschall, Alfred Graf von Waldersee, den der Tagebuchschreiber als einen freundlichen älteren Herrn beschreibt, nicht nehmen, eine der ersten deutschen Strafexpeditionen höchstpersönlich zu leiten und dabei „das völlig willkürliche Töten von Chinesen" zuzulassen.

Schon damals brandmarkte der bekannte deutsche Trivialschriftsteller Karl May dergleichen als „am gelben Mann verübten Rassenmord". Ansichts solch unrühmlicher militärischer Aktionen liess sich auf dem „deutschen Kriegsschauplatz in China" nur auf eine einzige militärische Aktion rühmend verweisen, nämlich auf die mit dem Befehl des englischen Vizeadmirals Seymour „Germans to the front!" verbundene Eroberung eines chinesischen Forts in der Nähe von Tientsin; ein kleines Detachement von deutschen Marineinfanteristen aus Tsingtau hatte sich dabei brav hervorgetan. Es war der deutsche Beitrag zur letztlich erfolglosen alliierten Seymour-Expedition, die zum militärischen Schutz der Gesandtschaften in Peking unterwegs gewesen war. Eine Episode, die schon am 22. Juni, lange vor der Ankunft des deutschen Expeditionskorps in China, stattgefunden hatte, und dennoch in Deutschland zum Ausweis deutscher militärischer Schlagkraft und als internationale Anerkennung hochstilisiert wurde.

Als der Tagebuchschreiber in die von im als „glücklichen Zufall" angesehene Lage kam, in der zweiten Dezemberhälfte eine „Strafexpedition" zur Grossen Mauer anführen zu dürfen, befahl ihm der Generalstab zwar ein hartes Vorgehen gegen die dort gesichtete Bande marodierender chinesischer Soldaten, legte ihm aber auch mit Blick auf die laufenden Vereinbarungen mit der chinesischen

Regierung den schonenden Umgang mit der Zivilbevölkerung nahe. So verlief diese Strafexpedition, gottlob, unblutig, wenn auch nicht gerade schonend.
Im Bericht über „seine" Strafexpedition mussten wir erstaunt feststellen, dass der Tagebuchschreiber ganz offensichtlich zweierlei Chinas in zweierlei Personifikation erlebt hatte. Während er als humanistisch Gebildeter zuhause in seinen Erzählungen nur das Schöne und das Seltsame - Landschaften, Bauten, Bräuche, Legenden etc. - hervor gehoben und vermittelt hatte, hatte er daneben Land und Leute auch stets als Offizier erlebt, von dessen Wirken in China die Familie indes nicht gar zuviel erfuhr - zumindest nicht der Sohn: wäre dies doch den Prinzipien der väterlichen Erziehung auch gründlich zuwider gelaufen. In seinem Tagebuch traten uns nun beide Personifikationen ungeteilt entgegen: Neben seinen oft begeisterten Beschreibungen von Land und Leuten stehen, wie selbstverständlich, auch Beschreibungen der bei einem solchen militärischen Anlass aufbrechenden Gewaltbereitschaft, Beutegier und Lust an Demütigung der chinesischen Bevölkerung. Hierzu gehörte der Spass beim Ausheben von Verstecken mit Wertgegenständen, das Amusement über Dorfbewohner auf der Flucht, die Ausnutzung der Friedfertigkeit der seit Jahrhunderten an Opfer gewohnten Bauern, der Spott über das - meist mimische - Flehen um Schonung, das Verprügeln jener, die den Soldaten nicht den erwarteten Respekt erwiesen, die Befriedigung über die „Einquartierung" der Pferde in den Wohnräumen offensichtlich wohlhabender Chinesen oder auch die häufig geäusserte, leichtfertige Androhung „das Dorf nieder zu brennen", falls eine gewünschte Leistung nicht erbracht würde; leichtfertig, weil dergleichen häufig genug in den Monaten zuvor bei Strafexpeditionen geschehen war und den Bewohnern einen höllischen Schreck einjagte. Beiläufig vermerkt der Tagebuchschreiber, dass dergleichen Umgang mit der Zivilbevölkerung unter allen alliierten Truppen in China gang und gäbe sei, und folglich nicht etwa Ausdruck deutscher Unzivilisiertheit; im Gegenteil: Er meint, dass es die Russen mit Totschlag und Vergewaltigung noch viel schlimmer trieben. Sein eigenes recht unzivilisiertes Verhalten bedauert er also nicht, sondern sieht es stillschweigend gerechtfertigt durch den wilhelminischen „scheelen Blick" eines Chinesen: Wurde er mit seinen Soldaten in einem Dorf oder einer Kleinstadt unfreundlich oder gar ablehnend empfangen, fühlte er sich berechtigt zu ungehobelter und zurechtweisender Behandlung der Bewohner. Wurde er dagegen höflich oder gar gastlich aufgenommen, dann trat auch er höflich auf und wusste z.B. dem Dorfschulzen (Taotai) für Unterbringung und Bewirtung mit einem Gegengeschenk zu danken. Immerhin erfuhren wir aus seinen Berichten, dass ihm der „Spass", den seine Untergebenen bei der Strafexpedition hatten, doch oft zu weit ging: Er spottete dann über deren Schwächen, zügelte seine Leute und liess deren „Spass" nicht zu sehr ins Kraut schiessen. Dennoch hat uns beim Entziffern der Tagebuchseiten, vor allem des zweiten Hefts, manchesmal der Atem gestockt, wenn er die Würde harmloser Dorfchinesen ganz beiläufig verletzt hatte, weil er sich irrigerweise „im Krieg" wähnte, und möglicherweise sein unzivilisiertes Verhalten noch innerhalb der damaligen Grenzen kriegerischen Umgangs mit der Zivilbevölkerung gelegen haben mag.

In der Etappe kann der heutige Leser im Tagebuch einen jungen Hauptmann der Artillerie kennen lernen, der sich vor 100 Jahren ohne Kanonen und ohne Front in der ungewöhnlichen Lage eines nicht stattfindenden Krieges mit dem militärischen Alltag herumschlägt: Der also die alltäglich geforderte Kunst der Improvisation in der unwirtlichen Gegend der Salzsümpfe am Pei ho Fluss zum Wohl seiner Batterie praktiziert und zur Überwindung der allgemeinen Langeweile allerlei nützliche Unternehmungen in Gang setzt; der sich seine Unterkunft trotz aller Unbill schön herzurichten versucht, was ihm auch gelingt, solange es nicht regnet; der sich mit Vorgesetzten herumstreitet und die deutsche Organisation der Etappe und den Generalstab kritisiert; der die Eigenarten von Soldaten anderer Nationen kritisch einzuschätzen Gelegenheit hat. Darüber hinaus können drei Aspekte das Tagebuch heutigen Lesern interessant werden lassen:
Der Leser begegnet dem Tagebuchschreiber in China als einem zeitweise „Reisenden im Dienst", der nicht nur erstaunt ist über die kulturellen Leistungen der Chinesen, sondern auch über den hohen Bildungsstand und die Genügsamkeit der Bauern, die Geschicklichkeit der Handwerk, die allgemeine Friedfertigkeit, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Chinesen. Der aber auch erschrickt über die Rückständigkeit in Stadt und Land, die Armut und die Verwahrlosung in Dörfern und Städten, die Schwierigkeiten der Überbrückung von Entfernungen auf Grund der schlechten Wegeverhältnisse, die allenthalben mangelnde Hygiene. Auch spart er nicht mit Tadel am fragwürdigen Wirken der als Vorbereiter der Kolonialisierung auftretenden christlichen Missionare. Hinter dem Erstaunen und Erschrecken aber deutet sich an das fehlende westliche Verständnis für die andersartigen kulturellen Grundlagen, Denkweisen, machtpolitischen Zusammenhänge und inneren sozialen Spannungen im fremden Land.
In den Tagebucheintragungen zeigt sich, dass die Teilnehmer der Deutschen Expedition in ihrer eigenen militärischen Welt befangen waren, denn allenthalben tritt ihr Mangel an Kenntnissen der politischen Situation, in die sie einbezogen waren, zu Tage: zum Stand der diplomatischen Verhandlungen mit der chinesi-

schen Regierung, zu den Überlegungen zum kolonialpolitischen Sinn der deutschen Beteiligung am „Boxerkrieg" und zum ordnungspolitischen Zweck der Strafexpeditionen. Erst am Ende seines Aufenthalts begreift der Tagebuchschreiber, dass der ganze „Boxerkrieg" für Deutschland kolonialpolitisch unmittelbar wenig eingebracht hat - ausser eben der von Deutschland geforderten „Sühne". Beim Vergleich zwischen der damaligen und der heutigen Welt bietet sich dem Leser im Tagebuch des öfteren Gelegenheit, den hinter uns gebrachten technologischen, ideologischen und gesellschaftlichen Abstand zum Jahr 1900 zu ermessen: Also einerseits das Mass des Wandels der Werte und Beziehungen in einer Zeitspanne der damals einsetzenden und sich inzwischen durchsetzenden Globalisierung, die ja nicht nur eine ökonomische, sondern auch zunehmend wichtiger werdende humane und kulturelle Dimensionen hat; aber andererseits auch jene kriegerischen Stereotypen im globalen Umgang der Nationen und Völker, die bis heute von militärischen Aktionen schnelle Lösungen grundlegender Probleme (Modernisierungsrückstände, Armut, Ungleichheit, Unterdrückung) erhoffen, welche indes nur langsam, in beharrlichen politischen Verhandlungen und unter soldarischer Beteiligung der reichen „1. Welt" weltweit gemeinsam zu lösen sind - und eben nicht in jener „bedingunglosen Solidarität", die auch schon Kaiser Wilhelm II. gegenüber den grossen Kolonialmächten empfunden hatte, sondern in „kritischer Solidarität" gegenüber den Grossen, die sich zu leicht und schnell auf die „Sprache der Kanonen" verlassen.

An dieser Stelle möchten wir all jenen danken, die uns bei der Transskribierung und Herausgabe des Tagebuchs geholfen haben, namentlich unserem Schwager Heino von Rantzau in Hamburg, der den Text kritisch durchgelesen und uns auf einige militärische Aspekte aufmerksam gemacht hat; ferner Torsten Warner in Hamburg, der uns auf einige kolonialpolitische Hintergründe bei der Gründung der deutschen Kolonie Kiautschau mit Tsingtau hingewiesen hat. Unser Dank gilt auch Gerd Kaminski, dessen aufklärendem Buch „Der Boxeraufstand - entlarvter Mythos"(Löcker Verlag, Wien 2000) wir die hier verwendeten Zitate entnommen haben. Elke Schwichtenberg vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin ist zu danken für die Bereitstellung von Bildmaterial u. a. des Umschlagbildes.

Gerhard und Renate Fehl *Aachen, im Oktober 2001*

Ausfahrt nach China bis zum Suezkanal

8. September, Freitag. Am 7. Sept. 11 Uhr morgens fuhren wir mit dem Überseedampfer Roland von Bremerhaven weg. Die Fahrt von Germersheim (Pfalz) bis Bremerhaven war ein reiner Triumphzug für uns: An jeder kleinen Station gabs einen grossartigen Empfang mit Verteilung von Liebesgaben; Magdeburg und Bremen taten sich besonders hervor. Trotz der späten Nacht bis des frühen Morgens überall Tausende von Menschen und herzliche Ovationen. Zu Essen und zu Trinken gabs mehr als gut für den Magen: schon morgens um 5 Uhr Hummer und Mayonnaise und alle möglichen schweren Speisen. Na, man ass, trank und raufte sich durch die Liebesgaben hindurch, liess sich von den Deputationen anreden. Bruder André und Schwester Karoline waren noch zum Abschied da. Nun schwimmen wir. Gestern war die See etwas bewegt. Viele hatten die Seekrankheit. Mir gehts jedoch hervorragend: Von Seekrankheit keine Spur. Habe sofort ein paar Flaschen Sekt mit Angostura Bitter getrunken und bin dabei gesund geblieben. Meine Kabine teile ich mit unserem Stabsarzt. Das Loch hat eine Luke, ist so eng, dass man sich kaum regen kann und stinkt nach Ölfarbe. Sonst aber ists hier wohl sein. Mit meiner Batterie schwerer Feldhaubitzen ist noch ein Gebirgsbataillon und eine Jägerkompanie an Bord: Zusammen 23 Offiziere und etwa 600 Mann. Heute ist ein wunderschöner Tag gewesen und ein noch schönerer Abend. Zu Mittag hatten wir Dover mit Hafen, Festung sowie das Gestade von Hastings gesichtet.

9. September. Gestern blieben wir bis 1 Uhr nachts auf. Wunderbar klarer Sternhimmel und Mondschein. Kaum hörbar gleitet das Schiff über die spiegelglatte Fläche. Wunderbar Nerven beruhigend alles. Heute früh ein anderes Bild. Die See ist bewegter, ein frischer Wind weht und hält das Schiff in steter Schwankung. Um 7 Uhr morgens trank ich meinen Kaffee; dann ein Bad und darauf ein opulentes Frühstück. Überhaupt, was Essen und Trinken betrifft, kann man sich nicht beklagen: Um 11 Uhr mittags gibts Bouillon mit belegten Broten, um 12 1/2 Uhr Lunch und um 6 1/2 Uhr abends ein nicht endendes Abendessen. Und dabei habe ich einen hervorragenden Hunger, trotzdem ich

mich kaum bewegen kann; denn die paar Schritte, die man auf dem Schiff machen kann, sind kaum als Bewegung zu bezeichnen.
9 1/2 morgens Uhr war Gottesdienst. Die Mannschaft sang: „Eine feste Burg....", begleitet von unserer Schiffskapelle, worauf ein Oberleutnant die vorgeschriebene Predigt verlas. Eine einfache aber würdige Feier. Nach dem Gottesdienst gingen die Kerle (*einfache Soldaten*) zum Baden. Ein Bild, das sich jeden Tag wiederholt: die Kerle ziehen sich nackt aus und werden dann mit der Dampfspritze angespritzt. Das ist zwar kein Bild für Damen, aber urkomisch. Von unserer Schiffskapelle, die aus 10 Mann besteht, habe ich schon gesprochen. Wir haben noch vor der Abreise Instrumente gekauft und nun wird fleissig von einem Leutnant geprobt. Über den Dienst lässt sich wenig sagen. Die Mannschaften schlafen dichtgedrängt im Zwischendeck in zwei Reihen übereinander; so ist auf dem Deck kaum Platz sich zu rühren. Der Dienst beschränkt sich daher auf Monturappelle und Freiübungen.
Gestern abend ging ein deutsches Schiff an uns vorbei: Beim Begegnen wurde auf beiden Schiffen die „Wacht am Rhein" gesungen und Raketenfeuer abgebrannt. Jeden Augenblick sieht man Segelschiffe, Dampfboote und ists ganz unterhaltend von der Kommandobrücke aus sich die Meeresfläche anzuschauen.
Habe soeben das erste Frühstück mit Wonne verzehrt. Herrliches Wetter. Das Schiff ist in Höhe von Brest und nimmt nun Richtung nach Süden zur spanischen Küste. Die gewandtesten Schützen vertreiben sich die Zeit damit, nach Tauchern zu schiessen. Es sind dies die einzigen Vögel, die sich soweit ins Meer hinaus wagen. Nun schwimmen wir im gefürchteten Meerbusen der Biscaya. Hoffentlich bleibt das Wetter immer so. - Hutter schrieb einmal bei einer seinen Reiseschilderungen aus Afrika, dass sein Horizont nach Verlassen des Hafens sich immer mehr erweitert habe. Zu dumm! Man weiss jetzt schon kaum mehr, was man miteinander reden soll und vom weiten Horizont lässt sich nur im Bezug auf das Wasser reden. Das enge Aufeinandersitzen führt dazu, dass man sich bald ausgesprochen hat.
Major Borkenhagen ist ein lieber Herr. Hauptmann Sch. von der Jägerkompanie ist ebenfalls nett; dagegen ist der Chef der Gebirgsbatterie ein eingebildeter Fatzke; ausser den Genannten essen noch Hauptmann W., der Stabsarzt, der Kapitän, der Schiffsarzt und zwei Oberleutnants mit uns; die übrigen Leutnants essen getrennt in einer anderen Messe. - Mein Befinden ist andauernd sehr gut.

10. Sept. Gestern Abend haben wir den Geburtstag des Grossherzogs von Baden mit mehreren Flaschen Sekt begossen. Sekt war bisher keine Seltenheit. Bin um

11 Uhr nachts zu Bett gegangen und habe herrlich geschlafen. Heute früh 5 1/2 Uhr aufgestanden und Bad genommen, was regelmässig jeden Tag geschieht; habe dann Tee getrunken, um 8 Uhr gefrühstückt und bin beim Dienst gewesen. Heute ist ein wunderschöner sonnenklarer, aber etwas warmer Tag. Man merkts, dass es jetzt nach Süden geht. Voraussichtlich um 8 Uhr abends werden wir Cap Finisterre an der Nordwestecke Spaniens erreichen. Das Meer ist tiefblau und leicht bewegt. Delphine folgen von Zeit zu Zeit dem Schiff und bilden Zielobjekte für die schonungslosen Schützen. Was soll man auch treiben? Lesen kann man nicht immer, spazieren gehen kann man auch nicht recht. Das Schiessen nach Flaschen und Kisten, welche ins Wasser geworfen werden, wird auch langweilig; und schlafen kann man doch nicht den ganzen Tag.
Als wir gestern mittag bei der Insel Quessant bei Brest vorbeifuhren, signalisierte der Kapitän hinüber: „An Bord der Roland alles Wohl." Heute wird man diese erschütternde Nachricht wohl schon in den Münchner Neuesten Nachrichten lesen. Das Signalisieren erfolgt in der Weise, dass verschiedenfarbige Flaggen an einer Leine hochgezogen werden; die Bedeutung dieser Flaggen ist international festgelegt, sodass jeder Seemann sie verstehen kann. - Sonst ist nichts Neues zu berichten. Der Dienst ist täglich gleich: morgens von 8 - 9 1/2 Uhr Appell und Freiübungen; nachmittags in 3 - 4 1/2 Uhr nochmal das selbe.
Essen tut man aus lauter Langeweile den ganzen Tag. Meine Kabine, die ich mit Dr. Beck teile hat etwa 2 m im Quadrat Bodenfläche. Man kann sich kaum rühren: Wenn ich aufstehe muss der andere im Bett liegen bleiben. An jedem Bett ist ein kleiner Trog "zum Seekrankenheil" angebracht. Gegenüber den Betten ist eine kleine Luke, ein elektrischer Ventilator und eine elektrische Lampe. Unter der Luke ist ein Polstersitz von etwa 1 m Breite. Neben der Luke gegen den Waschtisch zu befindet sich ein kleiner Kleiderschrank. Um in mein Bett über dem des Dr. Beck zu kommen oder aus demselben heraus zu steigen, muss ich die schwierigsten Kunststücke machen, da keine Leiter vorhanden ist. - Im übrigen ists heute furchtbar warm. Trotz leichtester Kleidung schwitzt man allein vom Nichtstun.

11. September. Von heute weiss ich nichts Wichtiges zu berichten. Das Wetter ist wunderbar schön und unser Roland beeilt sich mit einer Geschwindigkeit von 12 Seemeilen in der Stunde, endlich Gibraltar zu erreichen. Wunderbar sind die Nächte, diese unendliche Wasserfläche und darüber der klare Sternenhimmel mit dem leuchtendem Mond, der sich mit einem strahlenden Lichtstreifen im Meer widerspiegelt. Dabei tiefes Schweigen. Nur das Arbeiten der Maschine und

der Schritt des diensttuenden Offiziers ist zu vernehmen. Die Wache auf der Back singt schläfrig ihre Meldung: "Alles wohl", dann wieder tiefes Schweigen. Das Seefahren wirkt ungemein beruhigend auf die Nerven. - Heute war es sehr warm: um 11 Uhr abends haben wir noch 20° C, eine Temperatur, die schläfrig macht; habe heute zum ersten Mal nach dem Lunch geschlafen. Von dem vielen Essen habe ich mir auch schon den Magen verdorben; doch gehts jetzt wieder gut, nachdem ich im Essen etwas Diät gehalten habe. - Auch die Mannschaften sind hervorragend gut verpflegt: Um 7 Uhr erhalten sie Kaffee mit Butter und Brot; um 12 Uhr Mittagessen gut und reichlich; um 4 Uhr nachmittags Kaffee mit Brot und Butter; um 6 Uhr Abendessen. Die Kerle werden schon so gemästet, dass sie bald gar keinen Dienst mehr machen können. -Heute Abend fuhren wir an Cap Roca an der portugiesischen Küste vorbei. Steil ins Meer abfallende Felsen. Auf der Bergspitze schimmert in blendend weissem Glanz die Burg Cintra und ein Schloss. Ein hübsches Bild. - Nun eilen wir nach Gibraltar, das wir wohl morgen am Nachmittag erreichen werden.

12. September. Heute früh ist trübes Wetter, doch ist die See spiegelglatt. Die Crefeld, welche uns bei der Ausfahrt aus Bremerhaven überholt hatte, haben wir heute wieder in Sicht bekommen Wenn wir sie bei Gibraltar einholen, dann wird zur Feier dieses Ereignisses eine Flasche Sekt getrunken. Jetzt weiss man schon bald gar nicht mehr, was tun. Dann und wann begegnet uns ein Dampfboot oder ein Segelschiff - das ist die einzige Abwechslung. Sind es bekannte Schiffe, so begrüssen sie sich gegenseitig durch Senken der Flagge an Achterdeck. Im übrigen muss man doch staunen, wie lebhaft das Meer befahren wird. Es ist die internationale Fahrstrasse auf dem grossen Weltmarkt. Gleich grossen Lebensadern versehen die Dampferlinien das eigene Land mit den Produkten der Erde und senden zugleich den eigenen Überfluss nach fremden Gestaden. - Auf dem ganzen Schiff ist kein weibliches Wesen; selbst die Katze des Kapitäns ist ein Kater; höchstens könnte unter den Gänsen, welche auf die Zeit warten, wenn sie gebraten auf dem Tisch stehen, ein weibliches Gänslein sein.
Unser Kapitän mit Namen Feyen ist ein sehr netter Mann. Mut, Entschlossenheit und Selbstbewusstsein spricht aus dem lebhaften Auge; dabei eine biegsame Gestalt, der man die verhaltene Kraft anmerkt. - Als Neuigkeit hätte ich noch zu erwähnen, dass ich mir den Bart stehen lasse.
Heute Mittag war die Fahrt wunderbar schön. Das Meer war tiefblau, die Luft durchsichtig klar. Am Nachmittag bekamen wir zuerst die spanische Küste in Sicht. Die Stadt Trafalgar mit ihren weissen Häusern am Fusse der braunen,

baumlosen Berghänge, späterhin das Cap Trafalgar, welches steil ins Meer abfällt. Dann erschien Tarifa mit seinen weit ins Meer hinausragenden Befestigungen. Auf der Isleta de Trafalgar, wurde rechts die Küste von Marocco mit dem langgestreckten Tanger sichtbar. Ein wunderbar schönes Bild diese Strasse von Gibraltar. Die Luft ist so durchsichtig rein, dass man die spanische und die afrikanische Küste fast greifen zu können glaubt. Und dann der herrliche Sonnenuntergang, der die felsigen Hänge mit purpurnen Luft übergoss! Um 6 3/4 Uhr abends waren wir in Höhe von Gibraltar, an welchem wir dicht vorbeifuhren: ein einsamer, mit Festungswerken gekrönter Felskegel, durch eine schmale, niedere Landzunge mit dem Festland verbunden. Gegenüber in einer Entfernung von etwa 20 km das Cap Cires mit den Affenbergen, welche unseren Kalkalpen ähnlich sehen; sodann Ceuta. Im ganzen ein wunderbares Bild. Beim Vorbeifahren an Gibraltar wurden vom Schiff weissrote Signalfeuer (die Farben des Lloyd) abgebrannt. Nun wird man morgen in der Zeitung lesen, dass die Roland Gibraltar passiert hat. Zum letzten Male haben wir heute europäisches Festland gesehen. Das liegt jetzt schon weit hinter uns und unser Schiff eilt emsig der afrikanischen Küste zu. - Uns gehts allen wohl! Wir leben auch nicht schlecht. Meine Kerle werden ganz rund und fett. So gut haben sie es noch nie gehabt!

13. September. Heute ist der Himmel bewölkt, doch die See ist ruhig. Wärme ca. 25° C im Schatten. Das Essen findet jetzt immer an Deck statt, da man es unten im Speisesaal nicht mehr aushalten kann. Land bekommen wir nun einige Tage wohl nicht zu sehen. Vom Festlande Europas haben wir gestern noch bei einer Flasche Sekt entsprechend Abschied genommen. Nun dampft das Schiff weiter auf Port Said zu. Heute Mittag befanden wir uns zwischen Cartagena und Oran. Das Leben an Bord wird allmählich immer eintöniger und langweiliger. Wer keinen Dienst hat, schreibt Briefe, Tagebücher oder schläft. - Bin im übrigen ohne Neuigkeit! Bin froh, wenn wir endlich in Port Said sind, so dass man doch wieder erfährt, was in der Welt passiert. Freue mich besonders auf Briefe. - Die ganze Seefahrt ist ein hervorragendes und dabei sehr billiges Vergnügen. Wir haben täglich ausser der nicht endenden Verpflegung noch für 3 Mark Getränke frei. Da bleibt nichts übrig, als von Zeit zu Zeit eine Flasche Sekt zu trinken, wenn man auf seine Kosten kommen will. Die Crefeld hat uns schon glücklich wieder weit überholt und ist unseren Blicken entschwunden. Wenn wir sie wieder einholen, wird dieses Ereignis erneut entsprechend gefeiert. - Unsere improvisierte Musikkapelle hat uns gestern zum Abendessen mit einigen Mär-

schen gemartert: Vielleicht lernt sie es noch bis wir in China sind. Trotz aller Langeweile gibts immer auch kleine Aufregungen: So will z.B. die Gebirgsbatterie einmal an einem Platz exerzieren, den ich notwendig für meine Leute brauche; oder das Revier ist nicht so tadellos in Ordnung, wie es sein muss; oder die Unteroffiziere meinen, sie wären nur zum Essen und Trinken da, der Dienst wäre Nebensache und so weiter. Doch diese kleinen Ärger verderben mir nicht den guten Appetit und noch weniger meinen murmeltierähnlichen Schlaf. Ob ich wohl den Doktor schon durch Schnarchen geweckt habe? Er hat zum Wenigsten noch nichts gesagt.
Der neueste Sport ist jetzt das Schwimmbad. Ein grosses Segeltuch ist sackförmig an Bord aufgehängt und mit Wasser gefüllt. In dem so gebildeten Bassin schwimmt man nach Herzenslust. Die Dusche bildet ein durchlöcherter Sack, welcher oberhalb aufgehängt ist und mittelst einer Pumpe mit Wasser gefüllt wird. Bei den Mannschaften ist das Bad etwas primitiver: Die werden einfach unter der grossen Spritze abgespritzt.

14. September. Heute am frühen Morgen regnete es, der Himmel war bedeckt und die See ging ziemlich hoch. Bis 7 Uhr aber hellte sich das Wetter schon auf, trotzdem herrschte eine starke Dünung, so dass die meisten wieder seekrank waren; mir tat das Schwanken gar nichts. Das Schiff hielt den Kurs ganz nahe der afrikanischen Küste. Zwischen 6 und 7 Uhr morgens kam das reizend im Dunst gelegene Algier mit den schneeweissen Häusern zwischen dunklen Gärten in Sicht. Die ganze Küste ist bergig mit bewaldeten Hängen und machte einen ganz anderen Eindruck, als ich erwartet hätte. Besonders das Cap Buscharun erinnert lebhaft an die Berge des Rheins bei Assmannshausen oder die Vogesen, etwa von Colmar aus gesehen. Nur fehlen vollständig die Städte, Flecken und die Dörfer. Nur Berg, Wald und Wasser und dann und wann ein Leuchtturm. Die kleine Stadt Dellys liegt sehr hübsch in einer Bucht.
Um Mittag flog ein Kranich an unserem Schiff vorbei. Die Kerle sehen aus wie braune Störche. Leider verschwand er bald wieder, so dass wir ihn nicht abschiessen konnten. - Jeden Tag muss die Uhr um 1/4 bis 1/2 Stunde vorgerückt werden. So werden wir um unsere Zeit betrogen. Bis wir nach China kommen, haben wir fast 1/2 Tag eingebüsst. Heute Nacht ist klarer Sternhimmel. Eben singt der wachhabende Matrose auf der Back "Alles wohl!" Es ist 11 Uhr. Gute Nacht.

(15. September 6 Zeilen gestrichen)

16. September. Heute ists Sonntag und allgemeiner Ruhetag. Die Langeweile ist noch grösser als sonst. Man fällt von einem Stuhl in den anderen und wartet ab, bis der Abend kommt. Nur Himmel und Wasser und dabei eine ziemliche Wärme. So muss denn der Tag mit Essen, Schlafen und Nichtstun tot geschlagen werden. Am Morgen war Gottesdienst in der gewohnten Weise, Appell der Mannschaft und Musterung. Dann versuchten auch die Leute, den Tag tot zuschlagen. Merkwürdig, wieviel Briefe die Kerle schreiben! Und fast jeder führt ein Tagebuch. Ists doch ein gutes Zeichen für die Höhe unserer deutschen Volksbildung! Heute Abend sind wir etwa im Längengrad von Brindisi. Will froh sein, wenn man endlich wieder Land zu sehen bekommt.

17. September. Bin doch ein toller Kerl! Laufe aus den angenehmsten dienstlichen und kameradschaftlichen Verhältnissen mir nichts dir nichts von Metz weg. Warum? Das weiss ich selber nicht. Offenbar weil es mir in Metz zu gut ging, weil ich wieder Neues erleben wollte, und dabei habe ich jetzt schon wieder Langeweile. Nun, es wird wohl in meinem Schicksal so gelegen sein. - Heute ists ein wunderbar schöner Tag, sonst aber nichts; nur Himmel und Wasser und eine furchtbare Langeweile. Gegen Mittag wurde die See sehr bewegt; bei klarem, wolkenlosem Himmel wehte ein scharfer Nordost. Hohe Wellen krönten sich mit weissen Kämmen und stürzten über das Deck, was den Soldaten grosse Freude machte, trotzdem dieses Vergnügen sehr nass war. Dabei schaukelte das Schiff derart, dass die meisten seekrank wurden. Ich blieb zum Glück davon verschont. Ich glaube, mit etwas festem Willen kann man die Krankheit so ziemlich von sich fernhalten. Absonderlich wohl war es mir ja auch nicht zu Mute, aber ich wollte nicht seekrank werden und so dachte ich nicht daran und lebte wie sonst auch. Mein armer Leutnant M. ist, seit wir an Bord sind, fortgesetzt seekrank. Das ist wahrlich kein Vergnügen. - Gegen Abend beruhigte sich die See wieder; immerhin war die Schwankung des Schiffes noch so stark, dass die Flaschen auf dem Tisch wanderten und Gläser und Suppenteller nur wenig gefüllt werden konnten.

(18. September 13 Zeilen gestrichen)

19. September. Port Said. Der Morgen war wunderschön. Die arabischen Boote mit den spitzen Segeln kamen uns schon von Weitem entgegen. Die Küste mit Damiette erschien immer deutlicher. Das sonst tiefblaue Meer war gelb gefärbt, offenbar durch den weit ins Meer heraus getragenen Schlamm des Nil. Bald sah

man auch auf der ganz niederen, sandigen Küste Port Said auftauchen. Hunderte von Booten und Kähnen mit arabischen Händlern umschwärmten bald unser Schiff. Nun kam auch der Lotse mit einem kleinen Dampfboot angefahren, er stieg an Bord und steuerte das Schiff in den weit ins Meer verlängerten Suezkanal. Da lag auch schon die Crefeld, die heute früh um 6 Uhr angekommen war. Wir trafen um 12 1/2 Uhr ein. Von der Valdivia, die 1/4 Stunde nach uns in Bremerhaven abgefahren war, haben wir bis zu unserer Abfahrt um 8 1/2 Uhr abends nichts gesehen noch gehört. Mit nicht endendem Hurra begrüssten sich die Crefeld und der Roland; man merkte aus dieser spontanen Kundgebung, wie alles sich freute, die Kameraden wiederzusehen. Nun begann ein reges Treiben an Bord. Der Konsul erschien und überbrachte die neuesten Telegramme. Hunderte von Arabern hatten rasch das Deck erklettert und boten Zigaretten, frische Datteln und allen möglichen Tand für teures Geld an. Die Kohlenschiffe legten sich zu beiden Seiten unseres Dampfers und mit unglaublichem Geschrei beförderten die Neger die Kohle in den Kohlebunker. Es war ein heilloses Spektakel. Nun machten auch wir, dass wir weiter kamen. Von meinen Leuten liess ich die bravsten ca. 150 Mann an Land gehen; die Missetäter mussten zur Strafe an Bord zurück bleiben. Ich ging mit dem Major und dem Konsul an Land. Endlich einmal wieder Land! Eine fast kindliche Freude, dass man seinen Fuss wieder auf feste Erde setzen kann. - Der Konsul verliess uns bald wegen geschäftlicher Verhinderungen, stellte uns aber seinen Kawassen (*Diener*) zur Verfügung, einen hübschen, braunen Wüstensohn mit goldgestickter Uniform und Säbel mit deutschem Portepee (*Säbelgehänge*). Der junge Mann hatte in Berlin die Schule besucht und sprach fliessend deutsch.

Und nun zu Port Said: Ein kleiner Hafenort, am Kanal gelegen, mitten im Wüstensand. Das Europäerviertel ist zum Teil durch ein Gitter vom Araberviertel getrennt. Am Kanaleingang steht das Lesseps-Denkmal und das einzige stattliche Gebäude: die Hafenverwaltung. Sonst gibt es nur einfache Häuser und grosse Läden, in denen man um sein Geld betrogen wird, denn diese Händler leben ja nur vom internationalen Raub. - Nun gingen wir durch die sandigen Strassen dahin und machten unsere Einkäufe an Zigaretten, Wäsche etc. in weissem Anzug, wie eine Ehrenjungfrau mit weissem Tropenhelm und weissen Schuhen. In den Strassen treibt sich ein furchtbares Gesindel von zerlumpten Arabern und Negern herum. Jeder bettelt. Man kann sich der Kerle kaum erwehren. Dann und wann erscheint ein Policeman und jagt den Plunder auseinander. Europäer sieht man unter tags nur wenige. Arabische Frauen sah ich ebenfalls auffallend wenige; sie sind ganz in Schwarz eingehüllt, nur die Augen sind frei. Das Kopftuch wird

Augen seht man hinter dem über die Nase hinaufgezogenen Brusttuch, das durch eine im Tuch befestigte bronzene Spange zusammengehalten ist. Ob die Weiber schön sind, weiss ich nicht; jedenfalls sind sie auf ihre Schönheit nicht eitel. Die jungen Berber und die alten Araber haben mir sehr gut gefallen; sie haben intelligente Gesichter. In den Strassen ist ausser furchtbarem Schmutz nichts zu sehen. Doch bietet sich manch interessantes malerisches Bild, besonders im Araberviertel, wo das Volk in engen, hölzernen Hütten wohnt und ein furchtbares Geschrei herrscht. Ich könnte stundenlang in diesen Gassen herumlaufen und trotz Schmutz und Gestank mich nicht satt sehen an all dem farbenfrohen Leben und Treiben. - In der Moschee lagen die Kerle zu Dutzenden auf dem Boden und schliefen oder beteten. Auch hier malerische Bilder. Unseren Führer entliessen wir, nachdem wir in der Hauptsache die Stadt gesehen hatten und gingen in ein europäische Café (Continental), wo wir echten Mocca tranken und der Faulheit pflogen. Die meisten Herren hatten sich Straussenfedern und sonstigen Plunder für teures Geld aufschwindeln lassen. Viel Wichtiges hatte keiner gesehen. Nachdem es uns im Café auch zu langweilig geworden, gingen wir noch zur Artilleriekaserne hinaus, wo ein kleiner brauner Kerl unseren Dolmetscher machte. Die ägyptischen Artilleristen machten einen guten Eindruck. Als wir in die Wohnräume eintraten, die geräumig und sauber waren, standen die Soldaten auf. Es ist nur eine Batterie mit 6 alten, 9 cm Krupp Kanonen hier, ausserdem Infanterie und eine Abteilung Coast Guards. Letztere besuchten wir ebenfalls. Ein gefälliger Sergeant zeigte uns die Monturkammer, Sattelkammer und die Stallungen, wo wir einige hübsche Araberhengste sahen. Unser kleiner Führer machte einen ganz brauchbaren Dolmetscher; ich sprach zu ihm mit einem Gemisch aus Englisch, Französisch und Deutsch und er übersetzte es dann ins Arabische. Unterdessen war es 6 1/2 Uhr abends geworden und wir gingen wieder an Bord zurück, wo man gerade beschäftigt war, den fingerdicken Kohlenstaub mit der Spritze zu entfernen. Unser Konsul erschien ebenfalls wieder an Bord. Wir tranken noch ein Glas Sekt mit ihm; die Schiffsmusik spielte; die fremden Menschen verliessen das Schiff; als letzte gingen der Konsul und der Inspektor des Lloyd fort. Dann wurde das Fallreep heraufgezogen, die Tauwinden arbeiteten und langsam setzte sich das Schiff wieder in Bewegung.

Etwa 8 /12 Uhr abends: Die Fahrt durch den Kanal geht furchtbar langsam, da die Schiffe einander vorsichtig ausweichen müssen. Vorn an unserem Schiff ist ein Scheinwerfer eingeschaltet, der die roten Signalbojen beleuchtet und mit seinem Licht das sandige Gestade streift. Nun gehts weiter nach Suez, wo noch einmal die Post abgegeben wird; dann gehts 19 Tage lang in einem durch bis

nach Singapore. In Colombo werden wir keinen Halt machen, da wir so rasch wie möglich in China sein wollen. Die Nachrichten aus China sind zum Glück unverändert. Wir hatten schon befürchtet, wir müssten von Port Said aus wieder heim kehren, besonders nachdem uns ein französischer Truppentransport auf der Heimreise kurz vor Port Said begegnet war. Schade, dass wir das schöne Colombo nicht zu sehen bekommen! Aber der Dienst geht vor und schlimm wäre es, wenn wir wegen des Vergnügens von einem Tag, versäumen würden, rechtzeitig zur Stelle zu sein. - Die nächsten Briefe werde ich wohl erst wieder in China erhalten, da uns die Postdampfer nun nicht mehr einholen können.

20. September. Der Kanal ist öde und langweilig. Sand und nichts als Sand und dann und wann ein Haus mit ein paar Palmbäumen. Ich liege im longchair und lasse mich von der Sonne rösten; dabei ists längst nicht so entsetzlich heiss, wie ich immer geglaubt hatte. - Links und rechts gelbbraune Sandflächen; im Hintergrund violett gefärbte kahle Bergrücken von Zeit zu Zeit ein Kanalwärterhaus mit ein paar Palmen, die wie Besenreiser zum Himmel ragen und einige Neger, die dem Schiff nachlaufen und um Tobacco betteln. Wirft man ein Päckchen Tabak ins Wasser, dann zieht der Kerl sein Hemd aus und sucht schwimmend wie ein Hund seine Beute zu erfassen. - Die Berge von Suez kommen bei der langsamen Fahrt von 5 Seemeilen in der Stunde nur langsam näher. Endlich erblickten wir in der Ferne eine grüne Fläche und die Eisenbahn Suez - Alexandrien; bald kam auch Suez selbst in Sicht. Die Eisenbahn machte einen tristen Eindruck, wie sie ohne jeden Passagier durch die glühende Sandwüste dahin rollte. Um 4 Uhr nachmittags warfen wir im Hafen von Suez, der etwa 1 Stunde von der Stadt entfernt ist, Anker. Es lagen dort griechische, englische, türkische und deutsche Dampfer. Bald war unser Schiff, wie in Port Said, von einer Menge arabischen Segelboote mit ihren dreieckigen Segeln umschwärmt und in kürzester Zeit entwickelte sich ein lebhafter Verkehr mit den Arabern, die frische Datteln, Melonen, Trauben und anderes Zeug anboten. Der Konsul kam auf kurze Zeit an Bord und nahm die Post mit. - Um 6 Uhr abends ging die Reise wieder weiter, den Golf von Suez hinab. Bei der kurzen Zeit hatte natürlich niemand an Land gehen können.
Gestern passierte bei meiner Batterie ein kleines Malheur: Der Kanonier Obzonta stürzte durch eine Öffnung in den untersten Schiffsraum und erlitt einige Quetschungen, sowie eine starke ca. 30 cm lange Wunde am Kopf. Zum Glück hat er sich keine inneren Verletzungen und keinen Schädelbruch zugezogen.

Weiterfahrt über Colombo und Singapore nach Shanghai und Tsingtau

21. September. Im Roten Meer. Nun schwimmen wir zwischen Afrika und Asien bei einer ganz anständigen Wärme von 30° C, nachts 12° C. Heute früh um 6 Uhr fuhren wir an der Halbinsel Sinai vorbei: ein zackiges Gebirgsland, dessen höchster Punkt, der Sinai (ca. 1800 m) ist. Ein Bild, was einen seltsam berührt in der Erinnerung der uralten Geschichte des Moses. Feurig rot in einer gelben Lichtflut stieg die Sonne hinter dem Sinai auf. Das Gebirgsland scheint vollkommen öde und ausgetrocknet. Wie die Juden dort leben konnten, wenn es damals auch schon so öde war, ist mir unerklärlich. Die Tatsache beweist indes, dass sie nicht verhungert sind, sonst wären sie jetzt nicht mehr da. Warum dieses Meer ´rot´ heisst, ist mir unklar. Das Wasser ist dunkelblau und nicht so schön licht, wie im Mittelmeer. Man sagt, die rotbraunen Sandküsten, die wir übrigens nur selten zu Gesicht bekommen, hätten den Namen gegeben.
In der Ferne sahen wir am Abend die afrikanischen Küstenberge, auch fuhren wir an einer vollkommen von der Sonne ausgeglühten Felseninsel vorbei. Die Farbeffekte waren sehr schön. Von Meeresbewohnern sahen wir nur fliegende Fische mit langen durchsichtigen Flügeln wie Fliegen, die über die Meeresoberfläche hinweg schwärmten und nach 20 - 30 m Flug wieder ins Wasser eintauchten. Heute ist Tag- und Nachtgleiche. Die Sonne ging pünktlich um 6 Uhr abends zu Bett. Es ist sehr schön heiss. Wind ist nicht zu spüren; das kann die nächsten Tage noch gut werden. Man schwitzt, auch ohne dass man sich bewegt. Tag und Nacht sind dieselbe Temperatur.

(22. September 13 Zeilen gestrichen)
(23. September 11 Zeilen gestrichen)

24. September. Auch von heute kann ich nichts Neues berichten. Mittags 36° C im Schatten, kein Lüftchen weht, schwüle Temperatur, bedeckter Himmel. - Mir gehts hervorragend gut; ich fühle mich pudelwohl, während die grosse Mehrzahl über Kopfweh, Mattigkeit, Hautentzündung klagt.

Heute fuhren wir an mehreren nackten Felsen und Korallenriffen vorbei. Die Passage soll hier sehr schwierig sein. Heute Nacht werden wir das Tränentor (Bab el Mandeb) mit der Insel Perim passieren. Je weiter man in die Welt hinauskommt, um so mehr lernt man, welch praktische Menschen die Engländer sind. Die Insel Perim gehört ihnen und ist stark befestigt. Damit haben sie die ganze Passage ins Rote Meer und durch den Suezkanal hindurch in der Hand. Der direkte Verkehr der anderen Staaten mit Indien und China sowie das Heranziehen von an der asiatischen Küste stationierten Kriegsschiffen nach den europäischen Gewässern und umgekehrt, ist gänzlich vom guten Willen der Engländer abhängig - trotz der Neutralität des Suezkanals. - Heute haben 4 Mann der Jägerkompanie Hitzschläge bekommen; die Leute sind aber schon wieder ausser Gefahr. So ists auch noch heute Abend entsetzlich schwül und die Hitze fast unerträglich. Hoffentlich wird es anders, wenn wir aus dem Roten Meer heraus sind. Die Hitze beginnt, sich auch sonst durch gesteigerte Reizbarkeit und Nervosität bemerkbar zu machen. Jeder will zur Erleichterung der Mannschaften etwas tun. Der eine sagt, man muss sie oben auf Deck schlafen lassen, der andere behauptet, das wäre sehr schädlich, weil sich alle erkälten. Notabene: bei tags schwülen 32° C und nachts 11° C. Da gibts Ordre und Contra-Ordre. Nun, ich bin ein guter Kerl. Zuerst hatte ich angeordnet, dass meine Leute auf Deck schlafen sollen, dann befahl der Major das Gegenteil, um kurz darauf wieder an zu ordnen, dass auf Deck geschlafen wird. Raus aus die Kartoffeln, rin in die Kartoffeln! - Schwitzen tu ich genügend. Am Morgen ist mein Bett immer tropfnass; überhaupt hats in der Kabine eine ganz hübsche Temperatur. Ich kann unmöglich weiterschreiben. Mir läuft fortwährend das Wasser von den Fingerspitzen, und von Nase und Ohren rinnen Bächlein herab. Nun zu Bett! Ein grosser Teil der Offiziere schläft auf Deck; ich schlafe in meinem Schwitzkasten, das ist zwar heiss, aber bequemer!

(24. September 18 Zeilen gestrichen)
(25. September 17 Zeilen gestrichen)
(26. September 18 Zeilen gestrichen).

27. September. Gestern um 7 Uhr abends trat ein plötzlicher Temperaturwechsel ein: Das Thermometer fiel auf 22° C, der Himmel bedeckte sich und die See ging hoch. Alles wollte in die Kabinen, um sich wärmer anzuziehen. Man hat das Gefühl zu frösteln und das bei 22° C. Mir wurde bald ungemütlich auf Deck. Nachdem ich mir noch das Meerleuchten angesehen hatte, gings zu Bett.

Heute morgen ist eine schöne abgekühlte Luft: 25° C, der Himmel klar, mässiger Ostwind. Um 8 Uhr morgens waren wir in Höhe der Insel Socotra, welche man im Morgennebel nur schwach sehen konnte. Nun bekommen wir 5 Tage lang nur noch Himmel und Wasser zu sehen. - Nachmittags fiel wieder Nebel ein; wir sind eben gerade in der Übergangszeit vom Südwest- zum Nordost-Monsun. Mein Befinden ist im allgemeinen und im besonderen gut. - Eben läutet es zum Abendessen. Mir wird allmählich unsere raffinierte Küche langweilig. Ein Teller Linsensuppe und eine Wurscht wären mir lieber als all dieses pikante Zeug. Dabei ist vor allem das südländische Gemüse entsetzlich: Die Eierpflanzen sind grüne, ca. 10 cm lange Schoten, ca. 2 cm breit mit kleinen weissen Bohnen innen; sie schmecken gebacken wie Pfannkuchen. Ocra sind eine Art Bohnen, die wie Leim schmecken. Der Curry ist entsetzlich scharf und an allen Sossen dran. Das Gemüse und Früchte hat alles an sich einen faden Geschmack, es fehlt ihm das Kräftige unserer Früchte. Ich mag schon von dem Zeug gar nichts mehr sehen.

28. September. Heute Nacht ist einer unserer vierbeinigen Ochsen in ein besseres Jenseits hinübergegangen: R.i.p.! Mit tiefer Trauer erfuhren wir von seinem nassen Begräbnis. Ob wohl die gekochte Rinderbrust heute beim Lunch ein irdischer Überrest seines nunmehr verklärten Leibes ist? Unsere Menagerie, die wir in Port Said aufgenommen hatten (Ochsen, Hämmel, Kälber, Tauben, Hühner, Gänse) fällt immer mehr teils dem Klima teils dem Hunger der menschlichen Rachen zum Opfer. Wäre ich Dichter, würde ich einen Hymnus anstimmen auf die opferfreudigen, die Meere durchreisenden Ochsen. Doch ich will mich lieber mit Wichtigerem beschäftigen und konstatieren, dass immer auffallend wenig gegessen wird. Wie erinnerlich, gibts kaum eine Minute, wo man nicht etwas zur Beschwichtigung des Hungers erhält. Es müssen überhaupt - nach diesem fortwährenden Servieren aller möglichen Sachen zu urteilen - die Menschen gar grosshungrig und unersättlich sein. Das Tagewerk beginnt um 7 Uhr mit Tee oder Kaffee, Butter und Brötchen; 8 Uhr Frühstück, bei dem man sich für 3 Tage satt essen und für 6 Tage den Magen verderben kann; 10 Uhr Bouillon mit belegten Brötchen in ungemessener Zahl; 12 1/2 Uhr Lunch bei dem man sich für weitere 3 Tage satt essen und den Magen verderben kann; um 4 Uhr nachmittags Kaffee mit Brötchen und um 7 Uhr abends endlich, weil man gar so hungrig ist, ein unendliches Diner. Rechnet man das alles zusammen, hat man an einem Tag schon für mindestens 8 Tage voraus gegessen und sich für die nächsten 8 Tage eine leichte Verstimmung des Magens zugezogen, die man dem viel

geplagten armen Teufel nicht ernstlich übelnehmen kann. Am Anfang der Reise nun glaubte man dem Magen alles zumuten zu können und mit Heisshunger ass man jedes Menü von oben bis unten und dann wieder in umgekehrter Reihenfolge durch. Es gab fast keine Minute, wo man nicht mit vollen Backen kaute. Wie ists jetzt so anders geworden! - Das fremde Gemüse, das Fleisch, das Obst, die Eier, nichts schmeckt mehr recht! Morgens trinke ich nur noch eine Tasse Kakao und esse dazu ein Brötchen und 1 Omelett. Dann überschlage ich das ganze Futter bis zum Lunch, wo auch nur von Wenigem ohne besonderen Appetit gekostet wird. Dann aber bin ich soweit, dass mir das Abendessen wieder ganz gehörig schmeckt. Nun es ist auch kein Wunder, wenn der Appetit nachlässt, denn man kann das wohl keine Bewegung nennen, wenn man ein paar Mal von seiner Kabine an Deck oder auf die Kommandobrücke geht. Weitere Bewegung aber kann man sich nicht machen, da überall auf Deck Soldaten herumstehen und exerzieren. Wenn man nun geistreich veranlagt ist und eine glühende Phantasie besitzt, dann kann man dicke Tagebücher schreiben über Erlebnisse auf der Reise, die man nicht erlebt hat. Solch geistreiche Menschen gibts hier anscheinend viele, denn man sieht die meisten Offiziere den ganzen Vor- und Nachmittag in ihre Tagebücher von unendlich grossen Dimensionen mit emsiger Eile schreiben. Was die wohl zu schreiben haben? - Ich erlebe nämlich gar nichts, langweile mich bodenlos, gibts ja auch kein Buch an Bord. - Zwei verliebte Leutnants sind da: Leutnant Umbeck von der Gebirgsbatterie und Leutnant v. Natzmer von der Jägerkompanie; die schreiben natürlich viel Geistreiches. Immerhin aber wurden sie von Leutnant Chatenay der Jägerkompanie noch übertroffen, der in Port Said 90 Briefe zur Post gab.

Doch da fällt mir ein, dass ich noch gar nicht geschrieben habe, wer alles auf dem Schiff ist: Also zunächst der Stab des Bataillons schwerer Feldhaubitzen: Major B. ein ziemlich starker, sehr lustiger Bonvivant, Junggeselle und angenehmer Vorgesetzter, Bruder des Major B. in Metz. Dann Hauptmann W., ein lustiger Berliner und trinkfestes Nachtlicht. Leutnant und Adjutant Kayser und Oberleutnant Coermann, über beide ist wenig zu sagen, mit der Ausnahme, dass ersterer sich durch ein melodisch meckerndes Lachen hervortut. Oberleutnant Redlich, ein biederer Sachse. - Dann die Batterie: Eine Kritik von mir ist wohl erlassen. Oberleutnant Zehlike ohne besondere Kennzeichen. Leutnant Uhlenhaut und Leutnant Müller sind fortwährend seekrank und finden, dass es besser ist, man gibt dem Meer möglichst bald, was von der Erde genommen ist, als dass man seinen Magen damit quält. Leutnant v. Rogister ist ein Sohn des ehemaligen bayerischen Artilleriemajors in Augsburg, ein sehr gewandter junger

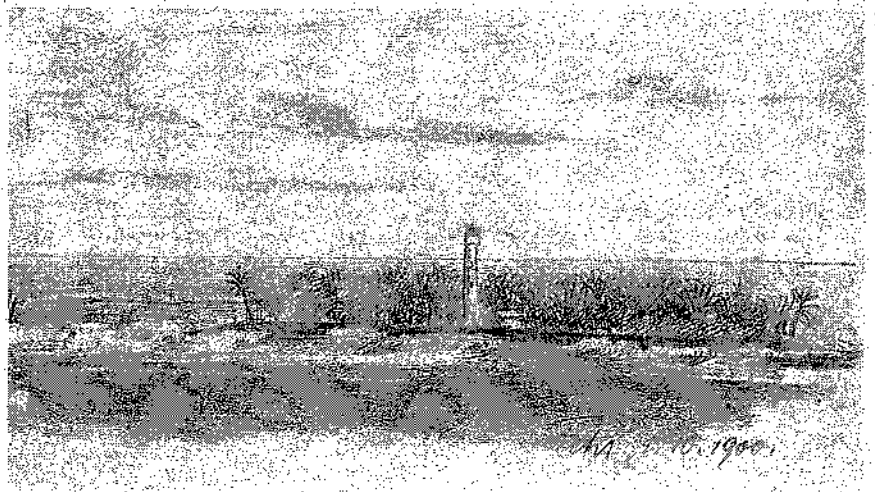
Man, studiert fleissig Russisch und Englisch und ist mir sehr sympathisch; er hat die Militärakademie mit Qualifikation zum Generalstab besucht. Dann Stabsarzt Dr. Beck, mein Schlafgenosse, ein gemütlicher Württemberger, voll schlechter Witze. Ferner Leutnant Deutsch und Zahlmeister Neukoff: Ohne Bemerkung. Nun zur 2. Gebirgsbatterie: Hauptmann G. ein eingebildeter Fatzke, der alles weiss und immer furchtbar wichtig tut; ein kleiner Gernegross, mit dem ich schon ein paar Mal zusammengeraten bin. Oberleutnant Techow mit einem Hund, der sich vorgestern das Bein gebrochen hat, läuft ständig mit Schnurrbartbinde herum. Die Leutnants Balla, Umbeck und Wünsche ohne Bemerkung. – Nun zur Jägerkompanie: Hauptmann Schmidt ein biederer alter Jäger mit viel Humor. Oberleutnant Küster, Leutnant Sallwürk, Leutnant Chatenay, Leutnant von Natzmer - ohne Bemerkung. - Unser Kapitän Feyen, ein liebenswürdiger Mann, Mitte der 30er, 4 Schiffsoffiziere, ein Schiffsarzt und 1 Schiffszahlmeister. An unserem Tisch sitzt der Kapitän, der Major, die Hauptleute, der Stabsarzt, der Schiffsarzt und Oberleutnant Küster. Wir sind bei weitem die Unsolidesten, wie die monatliche Abrechnung heute ergeben hat. Ich habe bis jetzt für 95 Mark Getränke vertilgt; das sind um 23 Mark mehr als etatmässig der Staat zahlt. Wir haben den heroischen Entschluss gefasst, während der nächsten Tage nur ´Sekt in Zivil´ zu trinken, bis uns die Frösche im Magen quaken und Binsen aus dem Hals wachsen.

Nun habe ich meine ganze Weisheit erschöpft und kann jetzt ein leichteres Thema anschlagen. So will ich also vom Wetter erzählen: Heute schöner Tag mit Nordostwind. Wärme 25° C. Wir haben wirklich Glück mit dem Wetter. Die See ist ganz ruhig; in gleichmässigem Tempo hebt und senkt sich die unendliche Wasserfläche und wenn dann die langen Wogen ans Schiff schlagen, dann hört sich dies an wie das Atmen der See. Tausende von fliegenden Fischen fliegen dicht über das Wasser hin, aufgeschreckt durch das vorwärts eilende Schiff. Violette Quallen von der Grösse einer Hand lassen sich träge vorbei treiben; sogar ein Haifisch soll gesehen worden sein. Das ist die ganze Meeresidylle, die einem aber mit der Zeit doch langweilig wird. Der Übergang vom Tag zur Nacht geschieht rasch. Die Sonne geht mit wunderbarer Beleuchtung der Luft im Westen unter und dann folgt unmittelbar, ohne lange Dämmerung, auch schon die Nacht mit ihren hell leuchtenden Sternen. Vor lauter Langeweile gehe ich schon um 10 Uhr abends ins Bett. Von den Zeitungen, die wir in Port Said erhielten, hat man das wenig Wichtige bald gelesen und dann interessiert mich das heimatliche Gezänk der Parteien doch zu wenig: Das einzig Gute hat ja wohl so eine Reise: Man sieht, dass die Welt gross ist, dass dagegen der Mensch un-

gemein klein und mit seiner Kirchturmpolitik und seinen Privatstreitigkeiten recht lächerlich ist. Ich wünschte jedem deutschen Partikularisten eine solche Reise. Er würde meines Erachtens bald kuriert sein. - Unser Batteriehund verträgt die Hitze gut. In Port Said hatte ein Unteroffizier für 30 Pfennig einen Hund (fraglichen Foxterrier) gekauft, der nun als Batteriehund gepflegt wird und sich mit den Diensthunden der Jägerkompanie gut verträgt. - Mit der Wäsche siehts bös aus. Die zwei Araber, welche zum Wäschewaschen in Port Said angeworben wurden, sind faul und verderben mehr als sie gut machen; ich lasse jetzt durch meinen Burschen waschen.

(29. September 8 Zeilen gestrichen)
(30. September 15 Zeilen gestrichen)

1. Oktober. Heute 9 Uhr kamen wir an der Insel Minikoi zwischen Laccadiven und Malediven vorbei. Endlich einmal etwas Abwechslung im ewigen Einerlei. Das Wetter ist schwül. Vom Tauwerk der Masten hängen Luftsäcke herab, welche in das Zwischendeck geleitet sind, um den armen Kerlen dort etwas Luft zu zu führen. Da sammelt sich nun alles, was nicht auf Deck ist, an der Mündung der Luftsäcke und schnappt nach der spärlich zufliessenden Luft. Unser Major leidet an Hitzeausschlag und hat auch etwas mit dem Herzen zu tun. Offenbar hat ihm eine Grogtrinkerei, die bis 2 Uhr morgens gedauert haben soll, nicht wohl getan. Ich war natürlich als solider Mann nicht dabei Ich muss allerdings eingestehen, dass weniger meine soliden Grundsätze mich abhielten, als ein grosses Bedürfnis nach Schlaf.
Die Insel Minikoi ist eine ganz flache Koralleninsel, dicht mit Palmen bestanden. Die Westseite der Insel umzäunt in grossem Bogen ein mächtiges Korallenriff, über welches die Brandung hoch hinüber schlägt. Ein Anblick von eigenem Reiz: das tiefblaue Meer, inmitten die grüne Insel und ringsherum die mit weissem Schaum hoch aufspritzende Brandung. Zwischen der Insel und dem Korallenriff hat das Wasser eine grüne Färbung und sticht scharf mit seinem weissen Schaum von der dunkelblauen Flut ab. In dem Binnensee waren zahlreiche Eingeborene auf Booten zu sehen. Auf der Insel steht ein grosser Leuchtturm mit mehreren Steinhäusern. Das Dorf der Eingeborenen ist im Palmenwald versteckt und nicht zu sehen. Auf der Ostseite der Insel lag das Wrack eines im Vorjahr gestrandeten Dampfers inmitten der Brandung. Das erste Wrack, das wir sahen: ein Zeichen, dass es doch nicht immer so friedlich auf dem Meer zugeht.



Zeichnung der Insel Minikoi von J. Fehl, Oktober 1900.
Privatarchiv Fehl

2. Oktober. Heute ists furchtbar schwül. Man weiss nicht mehr, wo man sich aufhalten soll. Das Wasser läuft in Bächlein von Kopf und Händen. Heute Abend um 6 Uhr sollen wir in Colombo eintreffen und morgen früh um 4 Uhr weiterfahren. Um 3 Uhr wird die Post geschlossen und dann wandern die Briefe 3 Wochen lang nach Deutschland. Bis dahin bin ich schon in Taku (China).

3. Oktober. Tausend und eine Nacht. Man setzt sich auf den Zauberteppich und plötzlich ist man in eine Gegend versetzt, so einzigartig und schön, dass Worte es kaum beschreiben können. Doch ich will versuchen, meine Eindrücke von Colombo möglichst frisch festzuhalten.
Gestern Abend um 6 Uhr kamen wir in Colombo an. Da ists schon notwendig, zu erklären, warum wir doch in Colombo anlegten. In Port Said waren unsere Verpflegungsmittel gefasst worden und Major B. wollte, unterstützt durch den 'Kommiskopf' Hauptmann G. partout durchfahren. Wir anderen machten zwar damals schon geltend, dass die Verpflegung für so eine lange Fahrt nicht reichen dürfte; dass ferner in unserer Fahrliste Colombo wohl nicht ohne Absicht stände, und dass es im Interesse der Mannschaften gelegen sei, ihnen die Möglichkeit zu geben, am Lande wieder die Beine zu bewegen. Das aber wurde damals nicht angenommen. Nun war aber bei der grossen Hitze das Eis ausgegangen, das

Fleisch bekam einen Geschmack und die Eier wurden faul, so dass man sich nun doch nach langem Hin- und Herreden endlich entschliessen musste, Colombo anzulaufen. Nachts um 2 Uhr sollte schon wieder abgefahren werden. Als wir aber erst einmal in Colombo an Land gegangen waren und der Major erfuhr, dass die Crefeld, welche hier ebenfalls vor Anker lag, einen vollen Tag da geblieben war und erst am nächsten Tag in der Frühe weiterfuhr, damit Offiziere und Mannschaften Gelegenheit hatten, das Land kennen zu lernen, da wurde nachts um 12 Uhr im Hotel Bristol ein Kriegsrat abgehalten. Ich bin schon ein Freund solcher Kriegsberatungen! Der Major ist furchtbar schwach und mag auf eigene Verantwortung nichts tun. Hauptmann G. redet furchtbar gescheit, obwohl die Entscheidung doch lediglich die Sache des Majors ist, und er redete von Gründen, die man haben müsste für ein längeres Verweilen. Wir Anderen meinten, dass man nicht päpstlicher zu sein brauche als der Papst. Zum Glück gab der Stabsarzt den Ausschlag, der geltend machte, dass, wenn wir am frühen Morgen abfahren, wir nach Aussage des Kapitäns nachts in Singapore ankämen. In Singapore aber müsste wieder Kohle gefasst werden, bei welchem Geschäft infolge des dichten Kohlenstaubes alle Luken zu schliessen seien. Da müssten nun in Singapore die Mannschaften während der ganzen Nacht bei geschlossenen Luken im Zwischendeck zubringen, was bei der grossen Hitze nicht zu verantworten sei. Der Major sah nun auch ein, dass es wohl besser sei, noch den Morgen in Colombo zu bleiben, so dass wir erst am folgenden frühen Morgen in Singapore eintreffen, wo dann die Leute während des Kohlenfassens an Land geschickt werden können. Ausserdem wollte er wohl auch selbst etwas von der gepriesenen Schönheit Colombos bei Tage sehen und so wurde denn nachts um 2 Uhr an Bord der Roland beschlossen, dass wir erst am 3. Oktober mittags abfahren, und dass möglichst alle Mannschaften in der Frühe an Land gehen sollten. - Ein entsetzliches Zögern und Zaudern, bis man endlich zu einem Entschluss kam. Doch bedecken wirs mit dem Mantel der Nächstenliebe!

Und nun zu Colombo: Mit klingendem Spiel fuhren wir in den Hafen ein. Die Sonne ging in tiefstem Rot unter. Ein russisches und ein französisches Truppentransportschiff für China wurden mit Nationalhymnen und Hurras begrüsst und auch die Crefeld schickte uns ein brausendes Hurra herüber. Endlich hielt der Dampfer hinter der schützenden Mole. Die Anker rasselten nieder. Die Aufregung kurz vor dem an Land Gehen stieg zur bekannten Höhe: ordre, contreordre, desordre. Einige Singhalesen erschienen auf dem Schiff und boten sich zum Waschen der Wäsche an. Inzwischen war die Nacht rasch, wie immer in den Tropen, herein gebrochen. Etwa um 8 Uhr verliess ich mit dem Stabsarzt das

Schiff. Wir stiegen in ein von nackten, braunen Kerlen besetztes Boot und nach etwa 1/4-stündiger Fahrt über den mit hunderten von Lichtern in den verschiedensten Farben besäten Hafen, landeten wir an der grossen gedeckten Landungshalle. Dort natürlich das bei den Südländern unvermeidliche Geschrei und vor allem eine grosse Konfusion, weil niemand indisches Geld bei sich hatte und die Verständigung mit den braunen Teufeln mit ihrem englischen Kauderwelsch sehr schwer war. Oben in der Halle fanden wir in einer Ecke, hinter einem Holzkasten sitzend, einen braunen Geldwechsler, der unser englisches Geld in Rupien und Cents, natürlich nicht ohne grossen Profit seinerseits, umwechselte. Doch auf Reisen ist man eben da, um übers Ohr gehauen zu werden, und Betrüger sind diese Halunken alle. Kaum waren wir aus der Halle heraus, da stürzten schon mehrere Dutzend Braune mit Rikschas, wie besessene Teufel plötzlich aus der Dunkelheit auftauchend, auf uns los. Diese Rikschas sind zweirädrige, gepolsterte Wägelchen mit hohen Rädern. In der Deichselgabel nimmt an Stelle des Pferdes der Kuli Platz und läuft mit seiner Last davon. Es ist erstaunlich, wie lange diese Kerle laufen können und wie rasch das geht. Ausser den Rikschas gibts auch noch gedeckte Einspänner mit Pferden; ferner hat Colombo eine elektrische Strassenbahn und eine Eisenbahn. Die Singhalesen haben als Lastbeförderungsmittel plumpe 4- oder 2-rädrige Wagen, welche mit einem groben Geflecht von Palmblättern überspannt sind und von den einheimischen lang gehörnten, kleinen Ochsen gezogen werden. Diese Ochsen haben hinter dem Kopf einen starken Höcker, auf welchen ein mit der Wagendeichsel verbundenes Querholz aufgelegt wird. Nachdem ich gerade bei den Beförderungsmitteln angelangt bin, will ich auch gleich die einheimischen Boote beschreiben. Diese bestehen aus einem gebogenen, starken Baumstamm als Kiel, an welchem zu beiden Seiten Bretter angenagelt sind. Das Boot ist gerade so breit, dass man sitzen kann. Selbstverständlich würde dieses schmale und hohe Ding bald umschlagen. Um das zu verhüten, sind an einer Seite des Bootes zwei Stangen hinaus gesteckt, an welchen jeweils ein im Wasser schwimmender Kolben befestigt ist.

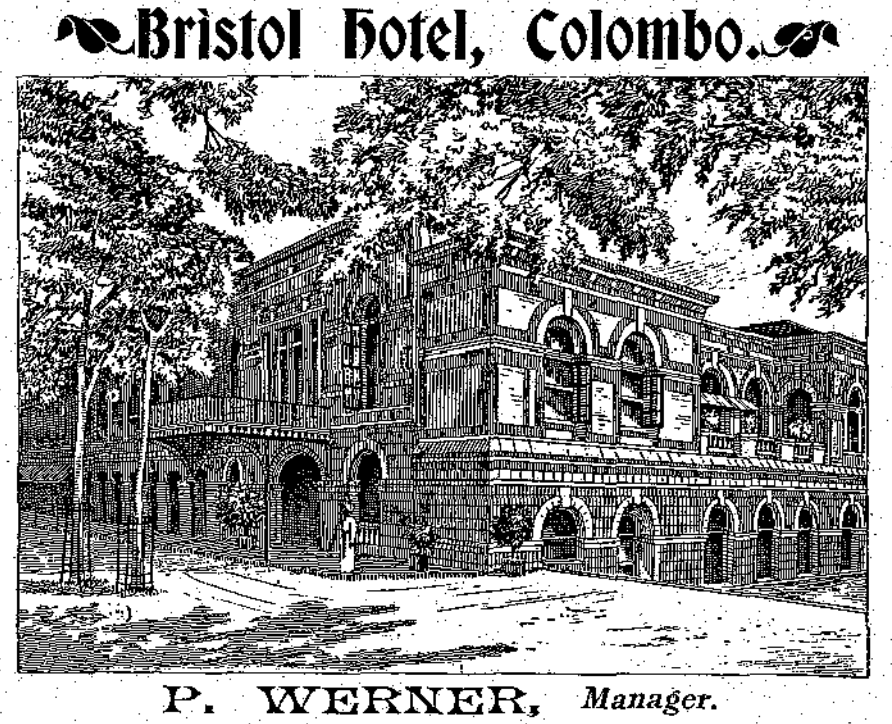
Alles ist hier eben eigenartig, wie die Menschen selbst. Die Singhalesenmänner sind teils schwarz, teils schokoladenbraun, teils gelb-braun, mit einem Lendentuch oder einem von den Hüften bis zum Knöchel reichenden bunten Tuch (Sari) bekleidet. Sie haben langes, in einen Knopf am Hinterkopf geschürztes, schwarz glänzendes Haar; oben auf dem Kopf sitzt waagrecht ein runder Schildpattkamm, wie ihn bei uns die kleinen Mädchen tragen. Die Weiber, die man übrigens nur selten sieht, unterscheiden sich in der Tracht wenig von den Männern. Man erkennt sie im Gesicht nur am Mangel des Kammes und des Bartes. Zur

Tracht kommt bei ihnen noch ein weisses, die Brust bedeckendes Hemd hinzu. Männer wie Weiber tragen Silber- und Goldschmuck. Besonders reiche Kerle tragen in den Ohren mehrere goldene Reifen in der Grösse von Armreifen. Die Religion ist teils muhammedanisch: dann tragen die Männer einen Turban oder einen bienenkorbartigen Filz auf dem Kopf und einen langen, von den Schultern bis zu den Füssen herab reichenden Gehrock. Die eigentliche Landesreligion ist aber der Buddhismus. Inder sind zahlreich vorhanden. Die verschiedenen Kasten sind durch einen roten oder schwarzen Punkt zwischen den Augenbrauen kenntlich; Männer und Weiber haben weiche, mandelförmige, schwarzbraune Augen. Es liegt überhaupt etwas Weiches in ihrem Wesen. Das ganze Völkchen macht einen harmlos zufriedenen, gutmütigen Eindruck. Das reiche Land wirft ihnen das Notwendige ohne viel Arbeit in den Schoss. Kokosnüsse wachsen wild im Walde. Die Hütten, mit Palmblättern gedeckt, sind einfach und nieder. Kein Tisch, kein Stuhl. Das Leben spielt sich vor der Hütte ab. Heiter wie der Himmel ist das Volk und scheint mehr zum harmlosen Lachen als zu ernster Arbeit da. Die Männer und Weiber sind nicht hübsch; dagegen habe ich geradezu reizende Kinder gesehen. Bei den Weibern ist auffallend, dass diese keine breite Hüften haben. Zur Venus von Milo ist eine singhalesische Schönheit sicher nicht als Modell gestanden.

Colombo bietet nicht viel Sehenswertes mit Ausnahme des Eingeborenenviertels, wo buntes und ein interessantes Leben und Treiben herrscht. Die zahlreichen Staatsgebäude, sowie die vornehmen Villen sind gross und luftig in hübschen Gärten angelegt. Was aber die Stadt besonders reizend macht, das sind die zahlreichen Brackwasserseen, zwischen denen die Häuser und Villen der äusseren Stadt zerstreut liegen. Die innere Stadt ist geschlossen bebaut. Die Strassen sind mit feinem, rotem Kies makadamisiert; hier herrscht reges Leben. Die Esplanade am Meer ist Sammelplatz der vornehmen Welt.

Die Wärme ist auch bei Nacht gross. In allen Kaufläden und Restaurants hängen von der Decke Punkas (Fächer) herab, welche durch einen Diener in Bewegung gesetzt, angemessene Kühlung bringen. Nachdem wir bis 10 Uhr abends das Strassenleben angesehen hatten, gingen wir ins Hotel Bristol. Dort legt man sich in einen langen, rohrgeflochtenen Sessel, streckt die Beine auf den verlängerten Armlehnen in die Luft hinaus, also möglichst bequem und lümmelhaft nach englischer Sitte, lässt sich von den elektrisch betriebenen Punkas Luft zufächeln und trinkt gutes Pilsner Bier, die Flasche zu 70 Cent (etwa 1 Mark). Dazwischen gehen und kommen die Händler, die ihre Waren anbieten. - Im Bristol Hotel traf so ziemlich alles zusammen; so lernte ich dort lernte den Sohn des deutschen

Vizekonsuls Freudenberg kennen. - Die Offiziere von der Crefeld erzählten von dem wunderschönen Ausflug, den sie nach Kandy im Inneren des Landes gemacht, und der Wunsch, auch etwas von den Schönheiten des Landes zu sehen, machte sich bei unseren Herren immer mehr bemerkbar. Um 12 Uhr nachts fuhren wir wieder an Bord zurück, wo dann der Entschluss gefasst wurde, doch bis Mittwoch Mittag in Colombo zu bleiben.



Visitenkarte des Bristol Hotels. *Privatarchiv Fehl*

Mittwoch morgens um 6 1/2 Uhr fuhr ich mit Dr. Beck und Leutnant v. Natzmer an Land und von dort mit einer Rikscha sofort an den Bahnhof, um Lavinia, etwa 3/4 Stunden südlich von Colombo, zu besuchen. Welch entzückender Anblick bot sich uns erst bei Tage! Man denke sich den schönsten Palmengarten mit allen exotischen Pflanzen, Bäumen und Blumen und dazwischen die Villen

und kleinen Hütten: ein Bild wie aus einem Märchen. Es ist nicht möglich, einzelne Bilder zu fassen, es ist alles zu märchenhaft: Dattelpalmen mit Früchten schwer beladen, Bananenbäume, Mangobäume und andere exotische Blattpflanzen, die wir nur in verkrüppeltem Zustand kennen, die sich hier aber frei entfalten. - Am Bahnhof war reges Leben. Im Zug war besonders die 3. Klasse stark mit Singhalesen besetzt. In der 1. Klasse, welche luftig und bequem ist, fanden wir ungestört Platz. Bald setzte sich der Zug in Bewegung durch Palmenwälder hindurch und am brandenden Meer hin, an Villen und Hütten der Eingeborenen vorbei; ein unvergessliches schönes Bild. Auf allen Stationen reges Leben. Da kommt ein Singhalese mit weisser Jacke und weissem, bis an die Füsse herab reichendem Tuch, den schwarzen Regenschirm unter dem Arm und die Reisetasche in der Hand. Dort ein Quäker mit ernstem Gesicht, das blaue Bändchen der Abstinenzler im Knopfloch; dort wieder eine Singhalesin, ganz europäisch gekleidet; Kinder vornehmer Eingeborener, europäisch in Samt mit auffallenden Farben gekleidet, und nackte kleine Kerle, die höchstens den Luxus eines kleinen Lendentuchs sich leisten können. Europäische und fremde Kultur berühren sich hier eng und bringen ein abwechslungsreiches Bild hervor. Auf einer Station stiegen vollkommen europäisch gekleidete Singhalesen bei uns ein. Es mussten Geschäftsleute sein; ihr ganzes Benehmen, ihr Gesichtsausdruck verriet den Handelsmann, und die Ähnlichkeit mit unseren Geschäftsjuden war auffallend. - In Lavinia ist ein idyllisch schön am Meer gelegenes Hotel, das einem Deutschen gehört. Das Haus ist ganz modern gebaut, sehr weitläufig mit hohen Sälen, damit man möglichst wenig von der Hitze belästigt wird. Auf allen Tischen Blumen - und zwar Feldblumen, natürlich singhalesische, farbenprächtig und stark duftend. Im Hotel unterhielten wir uns mit dem Besitzer namens Link und frühstückten. Dann machten wir einen Spaziergang im Palmenwald bis zur nächsten Station zurück. Kaum waren wir aus dem Hotel heraus, so trat uns auch schon ein Inder in den Weg, der uns aufdringlich Zauberkünste vormachen wollte Wir schauten seiner Kunst einige Zeit lang zu, dann bat er jeden von uns um eine Rupie, er wolle ein Kunststück damit machen und werde sie uns wieder geben. Nun liess er eine Schlange aus einem Korb und gab ihr das Geld zum Verschlucken. Dann zaubert er das Geld plötzlich wieder aus der Schlange heraus und die Schlange legte sich im Korb auf das Geld. Das Kunststück war dem Kerl wohl gelungen, denn keiner von uns wagte, das Geld unter der Schlange hervor zu holen. Wie aber der Kerl auch noch ein Trinkgeld wollte, da gingen wir fort mit dem Bewusstsein, einmal wieder die Dummen gewesen zu sein. Hierauf wanderten wir ungestraft unter den Palmen des die Insel weithin bedek-

kenden Palmenwaldes. In den Dörfern lief uns überall eine Schar nackter brauner Kinder nach, lachend und bettelnd: „give money, papa, good papa!" Soofft bin ich in meinem Leben nie Papa genannt worden und bin doch hier ganz unschuldig daran. - Wir besuchten einen berühmten Buddhatempel, wo uns für 1 Shilling der Buddha in unförmiger Grösse in allen möglichen Stellungen - sitzend, stehend, liegend - gezeigt wurde. Im ausgelegten Fremdenbuch hatte sich auch Graf Waldersee (*Oberbefehlshaber der allierten China-Expedition*) als Count of Waldersee (!) eingeschrieben! Der Buddha ist gelb angestrichen; seine Augen sollen aus wertvollen Steinen verfertigt sein. Die Wände des Tempels sind mit Malereien von Himmel und Hölle, von Folter und Qualen bedeckt. Die Decke ist mit bunten Steinplatten geschmückt; auf dem Boden eines Tempels war ein eigenartiges Mosaik, das ich für Einrichtungen von Badezimmern nicht ganz unpraktisch finde, da es gewiss billig ist und gut wirkt. Aus den farbigen Scherben bemalter Tassen und Teller waren die schönsten Ornamente zusammengestellt. Vor dem Buddha hatten die Gläubigen Blumen in grosser Menge niedergelegt, auch stand dort ein Glas mit Milch. Auf unsere Frage erklärte der Schwarze, dass Buddha alles trinkt, nur keinen Alkohol. Die Buddhatempel machen den Eindruck wie unsere Feldkapellen; auch riechts darin stark nach Weihrauch und Ständer für Wachskerzen standen auch da. Der Unterschied zwischen der christlich-katholischen Art der Gottesverehrung zum Beispiel auf dem Lande und dieser hier ist äusserlich gering. Man braucht nur statt des Buddha einen unserer Heiligen hinzusetzen, das andere kann alles bleiben. - Der heilige Baum des Buddha ist eingefriedigt und fehlt fast in keinem Tempel. Schwarze Priester in gelbem Gewande lungerten herum und beteten. - Nach dem Besuch des Tempels wanderten wir im Palmenwald an Hütten der Eingeborenen vorbei zur nächsten Station, wo wir auf den Zug nach Colombo warteten. Der Palmenwald sieht etwa aus wie der Speyerer Föhrenwald; nur natürlich statt der Föhren hohe Palmen; aber wie dort, haben die Bäume ganz glatte, laub- und astlose Stämme; kein Gebüsch und nur wenig mit Gras bedeckter gelbroter Sand. Schön ist der Palmenwald nicht. Wie sind doch unsere Buchenwälder da voll Poesie, Kraft und Leben! Vögel gibts auch nicht, mit Ausnahme von Raben. Am Bahnhof unterhielten wir uns mit dem Volk. Besonders ein reizender Bursche von 15 Jahren mit lebhaften grossen Augen, dichtem, schwarz glänzendem Haar und blendenden Zähnen, der voller Mutwille war und immer lachte, machte uns viel Vergnügen. Ein kleiner Adonis aus Schokolade.

Die Rückfahrt bot nichts Neues. Zu erwähnen bleibt, dass die Singhalesen – besonders der weibliche Teil - ziemlich klein sind. Die Männer haben vielfach

vom Bethelkauen ganz gelbrote Zähne. - In Colombo angekommen, schlenderten wir durch die Strassen, machten einige Einkäufe, versuchten in einem schmutzigen indischen Restaurant das Ingwerbier, das abscheulich schmeckte, nahmen im Bristol Hotel den Lunch ein, oder Tiffin, wie es hier heisst, und fuhren mittags um 2 Uhr wieder an Bord. - Dort war reges Leben und ringsum war das Schiff von den Kähnen der Obsthändler umringt. Auch zahlreiche braune Kerle trieben sich auf zusammen gebundenen Baumstämmen auf dem Wasser herum. „All right, dive, dive, dive, dive!" so schrieen sie unaufhörlich durcheinander. Warf man eine Münze ins Wasser, dann sprang die ganze Bande nach, tauchte unter und suchte sie zu erhaschen. Dabei gab es nie Streit. Jeder überliess dem anderen das, was er erhascht hatte und wartete, bis er einmal selbst etwas bekam. Bei uns würden sich die Buben um jeden Pfennig prügeln.
An Früchten gibts hier Kokosnüsse, Bananen, Ananas und gute Orangen mit grüner Schale, Melonen in verschiedener Art und Farbe und Mangostassen *(?)*. Diese Frucht sieht äusserlich aus wie ein brauner Apfel. Schält man die ziemlich dicke, innen rosarote Schale weg, dann kommt ein weisser, zarter mehrteiliger Kern zum Vorschein, der etwa wie Vanilleeis schmeckt. - Um 3 Uhr mittags fuhren wir endlich von Colombo weg. Es war ein einzig schöner Tag.
Noch eine Neuigkeit! Unser Schiff hat Zuwachs bekommen durch einen russischen Ingenieur mit seiner Frau (?), welcher seinen Dampfer versäumt hat und nun bat, mit uns bis Singapore fahren zu dürfen. Er hat die Kabine des 1. Schiffsoffiziers unmittelbar neben mir erhalten. Ein reizendes Geschöpf diese Frau! Ist kaum 1,40 m hoch, geradezu hässlich, spricht nur russisch und somit sind alle Vorbedingungen gegeben, dass ich mich in sie verliebe. Nun aber für heute Schluss. Schreibe schon den ganzen Nachmittag und Abend.

4. Oktober. Von heute nichts Neues. Bewölkter Himmel und bewegte Luft; dabei aber sehr warm. Die Unterhaltung bei Tisch ist jetzt wieder lebhafter, da jeder von seinen Eindrücken in Colombo erzählt. Wie die Rikschakulis den dikken Major sahen, sind sie entsetzt davon gelaufen. Der Verdienst war ihnen offenbar zu teuer; das erzählt er selbst mit gutem Humor. Unsere Russen sitzen an einem Tisch mit mehreren unserer Leutnants, die russisch sprechen. - Nun beginnt wieder die göttliche Langeweile, die aber diesmal nicht so lange dauern wird, da wir bis Dienstagmorgen wohl in Singapore sein werden.

5. Oktober. Heute zur Abwechslung trüber Himmel, starker Südwest und zeitweilig ziemlich heftige Regengüsse. Habe heute mit dem arroganten G. ein klei-

nes Rencontre gehabt. Der Herr beschwerte sich bei mir, dass beim Baden meiner Leute Wasser in das Zwischendeck seiner Batterie gelaufen sei. Ich untersuchte die Sache; fand, dass sie nicht so gefährlich war, wie er sie dargestellt hatte und sagte ihm, er solle nicht gleich aus jedem Floh einen Elefanten machen. Darüber war der Herr sehr aufgebracht und wollte mich ziemlich erregt zur Rede stellen, worauf ich ihm bedeutete, dass für mich die Sache erledigt sei. Nun habe ich ja wohl für einige Zeit Ruhe vor dem eingebildeten Herrn. Er erfreut sich übrigens bei niemand besonderer Sympathie und jeder ist froh, dass er gegenwärtig immer bei den Russen sitzt, mit denen er russisch spricht.

6. Oktober. Heute gabs zum Abendessen frische Ananas von Colombo und einige Flaschen Sekt. Ausser dieser Neuigkeit weiss ich wenig zu berichten. Ziemlich bewölkter Himmel und bei lebhaftem Südwestwind stark bewegte See. 6 Uhr abends bekamen wir die Inseln Pulu Bras und Pulu Way an der Nordspitze von Sumatra in Sicht. Als wir in der Strasse von Malakka waren, schlug der Wind nach Nordosten um, der Himmel heiterte sich auf und im hellen Mondlicht erblickten wir die Silhouette der Berge von Sumatra. Die Langeweile ist lange nicht mehr so gross, nachdem die Aussicht besteht, bis Montagnacht in Singapore zu bleiben Man sucht sich über das Sehenswerteste zu unterrichten und dabei vergeht die Zeit. - In München ist jetzt Oktoberfest, da wirds mir ganz anders zu Mut.

(7. Oktober 5 Zeilen gestrichen)

8. Oktober. Heute früh war eine wunderbare Beleuchtung. Schwere Regenwolken hingen am Himmel, von der aufgehenden Sonne violett beleuchtet und dabei hatte das Meer eine smaragdgrüne Farbe. Lange dauerte es aber nicht und dann goss der Regen in Strömen nieder. Gegen Mittag klarte es auf und nun haben wir wieder das schönste Wetter. Zu unserer Linken ist die Küste von Malakka: dicht bewaldete Hügel und blaue Berge im Hintergrund. Die Strasse von Malakka ist von Dampfern lebhaft befahren. - Gestern Abend standen schwere Gewitter am Himmel und boten die zuckenden Blitze einen überwältigenden Anblick. Die See war sehr ruhig. Auf einem Stück Treibholz sassen mehrere Möwen und unternahmen offenbar eine Spazierfahrt im Ozean. Zwei verkorkte Flaschen wurden zum Scherz dem Meer übergeben, innen mit einer Karte an die Münchner Nachrichten und die Kölner Zeitung, sowie die Namen der Offiziere. Ob die Flaschen wohl aufgefangen werden und an ihre Adresse gelangen? Heute

Abend um 6 Uhr ist Postschluss. In Singapore werden wir etwa um 12 Uhr nachts ankommen.

13. Oktober. Singapore. Nun habe ich 4 Tage lang nicht geschrieben und ists Zeit, dass ich alles, was ich in Singapore gesehen und beobachtet habe, niederlege. Am 8. Oktober um Mitternacht warfen wir vor dem Hafen von Singapore Anker; morgens um 6 Uhr Einfahrt, wobei die anwesenden deutschen und französischen Transportschiffe mit Musik und Hurra begrüsst wurden. Die Einfahrt in den Hafen ist einzig schön. Grüne bewaldete Inseln schieben sich kulissenartig hintereinander, rote Porphyrfelsen fallen schroff ins Meer und wechseln mit dem Dunkelgrün der tropischen Laubbäume malerisch ab. Die majestätischen, fächerartigen Traveller-Bäume, in ruhiger Vornehmheit dazwischen, bilden einen scharfen Kontrast zu den Laubbäumen und übrigen Palmen; nun erschien auch ein Pfahlbautendorf der Eingeborenen und bald darauf sah man rauchende Schornsteine, europäische Häuser und zahlreiche Schiffe. Unser Roland warf ca. 1/2 Stunde vom Land entfernt auf der Reede Anker. Da lagen auch schon die Crefeld, Arcadia, Valdivia und ein französischer und russischer Militärtransportdampfer. Das Hafenleben ist hier wie überall. Bald war unser Schiff von zahlreichen Sampangs umringt, die darauf warteten, die Mannschaften an Land überzusetzen. Ein Sampang ist ein flacher Kahn, von einem Kerl gerudert und mit Sitzplätzen für 3 - 4 Personen. Um 8 1/2 Uhr vormittags gingen wir an Land und fuhren sofort mit Rikschas ins Hotel de la Paix, wo man anständig zu Essen bekommt. Die Besitzerin ist eine Deutsche.
Im Hotel wechselten wir zunächst unsere englischen Geldstücke in Singapore-Dollars um (1 Dollar = 2 Mark), darauf nahm ich eine Rikscha und machte einen Ausflug nach dem selbständigen Sultanat Jahore. Die Fahrt ist herrlich schön. Zunächst in der Stadt einige europäische Häuser, das Gouvernement, die englische Kirche, überall Fächerpalmen, die Traveller- und andere Laubbäume mit glühend roten Blütenbündeln; dann das Chinesenviertel mit seinen engen, stinkenden Häusern. Bald liegt die eigentliche Stadt hinter uns; links abbiegend machen wir dem sehr schönen botanischen Garten einen Besuch, sowie den Wasserwerken von Singapore, wo das Süsswasser in einem grossen See gefasst ist; dann gehts auf einer gut gepflegten Landstrasse an Gärten und hübschen Villen dahin, überall tropische Pracht. Links und rechts Palmen und dicht verschlungene Laubbäume mit dicken dunklen Blättern, dichtes Gestrüpp von allen möglichen Pflanzen, die wir sonst nur in Palmenhäusern sehen; dann wieder abwechselnd grosse Ananas- und Bananenplantagen und ein Malayendorf. Die Häuser

der Malayen stehen auf einem Pfahlrost über dem Boden. Männer und Weiber sind hübsch. Ich habe sogar einzelne sehr schöne Weiber (Malayen oder Inder ?) gesehen mit schönen Formen und lebhaften grossen Augen, etwa wie schöne Zigeunerinnen. Als ich an einem Dorf vorbeikam, bemerkte ich mehrere Frauen, die sich an einem Bach wuschen. Kaum sahen sie mich, als sie sich auch schon in ihre Tücher hüllten. Überhaupt scheinen die Weiber, soweit ich beobachten konnte, sehr dezent zu sein. Sie gehen meist vom Hals ab in ein Tuch eingehüllt; ich habe nie eine entblösste Brust gesehen. Es ist dies auffallend, weil die Männer, bis auf ein ganz kleines Tuch um die Lende, ganz nackt sind. - Von Zeit zu Zeit steht eine kleine chinesische Hütte am Weg, wo zahlreiche Rikschas halten und die Kulis für wenige Käsch (*chinesische Kleinmünze*) etwas zu essen kaufen: Reis mit kleinen, 4 cm langen dünnen Fischchen und anderes unappetitliches Zeug. Dabei stinkts furchtbar. Im übrigen gleicht die Fahrt etwa einer Spazierfahrt im Montveautal bei Metz. Wenn man nicht genau hinsieht, glaubt man durch einen deutschen Laubwald zu fahren. Die Fahrt dauert 3 Stunden. Während dieser Zeit ging mein Kuli fast ununterbrochen im Trab; nur einmal machte er an einem Wirtshaus halt, um etwas Reis und Wasser zu sich zu nehmen; ausserdem ging ich zweimal zu Fuss, wo es bergan ging. Nach 3-stündiger Fahrt hatte ich das Ende der Insel, auf welcher Singapore liegt, erreicht und musste nun mit dem Boot nach Jahore übersetzen. Gegenüber liegt der weisse Tempel mit zwei Türmen, rechts das Dorf Jahore mit dem rauchenden Schornstein einer Dampfsäge. Man hat nicht den Eindruck, über einen schmalen Meeresarm zu fahren, vielmehr glaubt man sich auf einem See, etwa dem Ammersee, zu befinden mit flachen, dicht bewaldeten Ufern. Jahore selbst bietet wenig Interessantes. Das Dorf ist ein echtes, schmutziges Chinesendorf. Im Gasthof gegenüber der Landungsstelle bekommt man für teures Geld schlechtes Essen. Auf einer kleinen Anhöhe, welche momentan glacisartig von Sträflingen mit Ketten an Armen und Beinen ausgebaut wurde, standen 4 Kanonen. Der Palast des Sultans liegt in einem schönen, wohl gepflegten Garten. Hohe, luftige Säle mit grossen Vasen, Tischen, Sofas und Leuchtern. Der Besitzer scheint ostentativ zeigen zu wollen, dass er die europäische Kultur kennt. In einzelnen Sälen stehen Marmorkopien antiker griechischer Statuen, Ölgemälde (Porträts) hängen an den Wänden; Fotografien stehen auf den Tischen. In einem Saal steht ein grosser Flügel. Nachdem ein gefälliger Schwarzer uns zuletzt noch die Waffensammlung mit einigen schönen edelsteinbesetzten Stücken gezeigt hatte, fuhren wir zur Post, wo mit häufig wechselnden Briefmarken des Sultanats ein lebhafter Handel betrieben wird; Ansichtspostkarten gibt es sonderbarerweise noch

nicht. Etwa um 4 Uhr traten wir den Rückweg an. Ich bestieg wieder meine Rikscha, deren Kuli am anderen Ufer auf mich gewartet hatte und nun gings im Trab zurück. Bei einer Ananasplantage machte ich einen kurzen Halt und kaufte mir für 10 Pfennige eine grosse Ananas, frisch abgeschnitten. Während der Rückfahrt wurde die köstliche Frucht mit grossem Genuss verzehrt, aber bald sollte ich für meine Gier büssen, denn ich hatte vergessen die Ananas sorgfältig zu schälen und die Augen mit den scharfen kleinen Härchen auszuschneiden, sodass mein Mund und Lippen höllisch brannten und ich schwor, niemals wieder eine frische Ananas zu essen. Habe indes den Schwur nicht gehalten und noch mehrfach Ananas gegessen - aber mit mehr Vorsicht. Abends gegen 8 Uhr kam ich ins Hotel de la Paix zurück. Der Kuli erhielt für die ganze Fahrt 6 Mark. Für dieses Geld hat mich der Kerl 6 Stunden im Trab gezogen. Ich hätte es nicht tun wollen! Es ist überhaupt unglaublich, wie gering die Löhne sind. Für eine Meile (= 1,8 Km) erhält der Kerl 8 Pfennig; also für die Stunde etwa 30 bis 40 Pfennig. Die Arbeiter erhalten als Tageslohn höchstens 1 Mark; da ists denn auch nicht verwunderlich, dass alles Rikscha fährt und hunderte von ihnen durch die Strassen eilen. Die Kulis sind Arbeitschinesen; kräftige gelbe Kerle mit geschlitzten Augen, um den Kopf gewickeltem Zopf und hässlichem, meist blatternnarbigem Gesicht. Zu ihrem Unterhalt brauchen sie fast gar nichts und arbeiten daher fast umsonst; als Arbeiter sind sie sehr fleissig. Diese Kerle könnten unseren Arbeitern noch grössere Konkurenz machen als die Italiener.
Abends um 9 Uhr fuhren wir in den Deutschen Club, wo wir eingeladen waren. In einer Anwandlung von Noblesse gab ich dem Kerl, der mich hinausfuhr, 60 Pfennige, wonach der Kerl fortwährend winselnd und schreiend mir zu verstehen geben wollte, dass das zu wenig sei; aber der Inder, der am Eingang zum Clubhaus stand, beendete die Sache rasch: Klatschend sauste seine Peitsche auf den nackten Kerl nieder und heulend zog er sich zurück. Wie man mir sagte, soll man nie einem Kuli mehr Geld geben, als ihm gebührt; besonders kein Trinkgeld; sonst glaubt der Kerl, man sei furchtbar dumm, dass man so sein Geld verschwende, und solche dumme Menschen müsse man möglichst rupfen. So wird der Kerl regelmässig unverschämt und will noch mehr, wenn man ihm ein Trinkgeld gibt. Das Clubhaus ist ein schönes, grosses und geräumiges Haus mit einem grossen Repräsentationsaal, Lesesaal, Bar. Äusserlich erinnert es an den neugothischen Stil (starker Turm über der Eingangstür). Im Clubhaus trafen wir verschiedene Kaufleute, sowie den Vizekonsul und unterhielten uns bei unseren Flaschen Bier bis 2 Uhr morgens. Der Club besteht nicht ausschliesslich aus Reichsdeutschen, sondern es gehören zu ihm alle deutsch sprechenden Nationen. Ein biederer österreichischer Kaufmann erzählte mir vom Leben in den Tropen. Die Kaufleute arbeiten von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags mit kurzer Unterbrechung für den Lunch. Die Tropen wirken erschlaffend, daher morgens in der Frühe Reiten und nach 5 Uhr abends körperliche Übungen: Fussball, lawn tennis, Turnen. Der Verdienst ist verhältnismässig hoch, aber auch mit viel Arbeit verbunden. Dienstboten (Chinesen) sind billig, aber faul. Der Europäer gibt sich mit dem grossen Geschäft ab, den Zwischenhandel besorgt der Chinese (Comperator). Nachts um 2 Uhr geleitete mich der liebenswürdige Österreicher in seiner Rikscha zum Hafen zurück, von wo es mit dem Sampang an Bord der Roland zurück ging.

10. Oktober. Bin bis 10 Uhr morgens an Bord geblieben, dann nach Singapore über gesetzt. Die Stadt liegt 1 1/2° nördlich des Äquator und wir haben hier unseren südlichsten Punkt erreicht. Gott sei Dank! Denn die Hitze ist wie in einem Treibhaus, und ich will froh sein, wenn die Luft wieder kühler wird. Singapore besteht nur aus einem kleinen europäischen Viertel am Hafen; den grössten Teil der Stadt bilden die Chinesenviertel. Gleich nach dem Postgebäude am Hafen kommt eine Brücke, von der aus man interessante Ausblicke auf die Chinesenstadt hat. Diese ist bunt belebt: Die engen Häuser sind mit sonderbaren Schriftzeichen bemalt. Vor jedem Laden hängt ein bis zur Erde reichendes Brett mit chinesischen Schriftzeichen, ausserdem bunte Ampeln und grosse bunte Ballons. Das untere Stockwerk der Häuser bildet schmale Lauben; dort befinden sich die Kaufläden. In jedem Haus ist ein bunt geschmückter Hausaltar. In den dicht belebten Strassen lagert ein widerlicher Gestank. Chinesen- und Japanerweiber, meist schwarz gekleidet mit glänzend schwarzem Haar und buntem Tand darin, sieht man verhältnismässig wenig. Die Männer besorgen die Arbeit und haben auch die Kinder auf dem Arm. Die chinesischen Gastwirtschaften sind im 1. Stock der Häuser. Dort gibts Tee und trifft man Opiumraucher. Dann und wann sieht man einen schwarzen Inder oder auch einen Malayen oder eine indische Schöne mit Gold- und Silberreifen am Fussgelenk, an den Zehen, an den Armen, in den Ohren und Goldknöpfen in den Nasenflügeln. Schmutzige Kulis und reiche, fette Chinesen, weiss gekleidet, den grauen Tropenhut auf dem Kopf, goldener Brille auf der Nase und mit einem langen, mit schwarzen, weissen oder roten Schnüren durchflochtenen Zopf. Interessante Bilder, die man gerne länger beobachten wollte, wenn der Gestank nicht gar so gross wäre. Im übrigen gibts in Singapore nur wenige grosse Geschäftsläden, wie z.B. die der Gebrüder Katz. Es ist hier alles teuer und es wurde von den mit den Verhältnissen Bekannten

Verhältnissen Vertrauten davor gewarnt, viel zu kaufen, da man in Shanghai alles besser und billiger bekomme. Bei unserem Bummel durch die Stadt versuchten wir auch in das Haus eines reichen Chinesen hinein zu schauen, vor welchem ein geschnitztes und bunt bemaltes Tor war. Wir konnten durch die Toröffnung in einem Zimmer alle möglichen hübschen chinesischen und japanischen Möbel und Geräte sehen, wurden aber bald von einem Diener fort gewiesen. Im Polizeigebäude schauten wir einer Gerichtsverhandlung zu, wo ein Zopfträger des Diebstahls angeklagt war. Der chinesische Advokat sass beim Angeklagten; dann wurden Zeugen vorgerufen, welche offenbar schwören mussten, denn sie hoben die rechte Hand in die Höhe des Ohres und sprachen dem englischen Richter in malaysischer Sprache einige Sätze nach. Die malaysische Sprache ist hier die Umgangssprache. Vom Englischen verstehen die gewöhnlichen Chinesen nur das Notwendigste. Um mich mit den Kulis zu verständigen, musste ich mich zur Zeichensprache bequemen. Oft, wenn die Kulis mich mit ihren Rikschas umringten und jeder lärmend haben wollte, dass ich seinen Wagen besteige, sodass mir zuletzt die Geduld riss und ich recht weidlich die Kerle auf deutsch beschimpfte, dann grinsten sie mich ganz vergnügt an und schrien noch mehr. Da hilft nur die Peitsche! - Wir besuchten auch eine Pagode, wo grosse, in Holz geschnitzte und gemalte Götter und Tiere in einer offenen Halle aufgestellt waren. Als wir die Halle betreten wollten, bedeutete uns ein Inder, dass wir die Schuhe ausziehen sollten. Unter dieser Bedingung aber verzichteten wir auf das Vergnügen, Bekanntschaft mit den Fratzen zu machen. In der Nähe der Halle standen bunt bemalte Wagen mit grotesken Figuren darauf, welche bei feierlichen Umzügen herum getragen werden - wie bei unseren Prozessionen.
Um 4 Uhr gingen wir ins Hotel de l'Europe am Strand, wo von 1/2 4 bis 5 Uhr grosser Korso ist und wo sich ausserdem auf den grossen Rasenplätzen die europäischen Herren in Fussball und lawn tennis üben zur Erholung nach des Tages Arbeit. Auf dem Korso sah ich keine einzige hübsche europäische Dame, dagegen mehrere dickwanstige reiche Chinesen mit Lakaien auf Bock und Rücksitz des Wagens. Einige elegante Fahrzeuge reicher europäischer Kaufleute fielen mir auf. Von diesen Kaufleuten halten sich mehrere Rennpferde, welche in Australien und in China die Rennplätze besuchen. Überhaupt scheint mir das Kaufmannsgeschäft nicht uneinträglich zu sein. Interessant war es, zu erfahren, dass der Norddeutsche Lloyd fast den ganzen Küsten-Dampfschiffsverkehr an sich gerissen hat; ein gutes Zeichen für die Expansionskraft und die unermüdliche Arbeit des deutschen Handels, welcher seine Stellung im internationalen Verkehr immer mehr festigt und zu grösserer Geltung bringt; es ist da nicht zu verwun-

dern, wenn die Engländer uns missgünstig anschauen. - Um 6 Uhr abends kehrte ich bei ziemlich bewegter See mit einem Sampang nach der Roland zurück. Um 7 Uhr erhielt ich vom Feldwebel Meldung, dass ein grosser Teil der nach Singapore beurlaubten Mannschaften nicht zum Schiff zurückkehren könne, weil sich die Kulis weigerten zu fahren. Es ist nun nicht aufgeklärt, ob sich die Kulis wegen des starken Seeganges weigerten oder ob dieselben streiken wollten, um mehr Geld zu verdienen. Genug: Ich liess sofort durch den Kapitän ein Boot des Dampfers klarmachen und sandte Leutnant Müller mit zwei Mann mit, um eventuell für Ruhe und Ordnung am Ufer zu sorgen. Am Ufer waren etwa 100 Mann der Roland, sowie einige schwer betrunkene Russen, welche vergeblich mit den Kulis zu verhandeln suchten. Als einige Russen in ein Boot sprangen, brachten es die Kulis zum Umschlagen und es sollen dabei zwei Mann dabei ertrunken sein. Von meiner Batterie hatten drei Mann, sowie ein Mann der Gebirgsbatterie vergeblich einem Kuli 10 Mark angeboten und waren dann in ein Boot gesprungen, um selbst zur Roland zu rudern. Bei der starken See brachen ihnen indes die Ruder, bald auch merkten sie, dass das Boot sich mit Wasser füllte. Eine Welle brachte das Boot zum Umschlagen. Nachdem sie, fortwährend um Hilfe rufend, sich längere Zeit am Boot festgehalten hatten, versuchten drei des Schwimmens Kundige bei der Dunkelheit sich zum nächsten Schiff zu retten. Bald sahen sie das Unmögliche ein und schwammen wieder unter furchtbaren Anstrengungen zu dem von den Wellen herum geworfenen, umgeschlagenen Boot zurück, an dem sich noch der 4. des Schwimmens Unkundige festhielt. Nur der Kanonier Marten meiner Batterie, Reservist aus Mecklenburg, ein braver Mann, versuchte weiter zu schwimmen und ist wahrscheinlich ertrunken, denn bis heute hat man nichts mehr von ihm gehört. Die Hilferufe der drei übrigen wurden von der Arcadia gehört, welche ein Boot flott machte. Gerade als das Boot ins Wasser gelassen werden sollte, riss ein Haken und das Boot mit seiner Besatzung fiel ins Wasser. Nun musste erst wieder die Bootsbesatzung aufgefangen und das Boot flottgemacht werden. Den ganzen Vorgang konnten die zu Tod ermattende drei Leute mit ansehen. Das müssen furchtbare Minuten für sie gewesen sein. Endlich erschien das Rettungsboot, nahm die vollständig erschöpfte Mannschaft auf und verbrachte sie zur Arcadia. Es war etwa um 10 Uhr abends, als die Leute gerettet wurden; etwa 1 1/2 Stunden hatten sie in den Wellen mit dem nassen Tod gekämpft.
Während diese traurige Episode sich abspielte, von der wir zunächst keine Ahnung hatten, brachte das Boot der Roland 30 Mann zurück, gleichzeitig kam die Mitteilung, dass die Kulis hochgradig aufgeregt und feindselig seien. Ich schick-

te nun zwei Boote mit je einem bewaffneten Offizier zurück. Die jungen Leutnants brannten vor Kampfesmut, der übrigens den feigen Kulis gegenüber sehr unangebracht war. Als ich die Leutnants bat, auf der Roland zu bleiben, da sie nur die Menge der Zuschauer vergrössern würden, ohne helfen zu können, da machten sie mir böse Köpfe, weil ich ihnen keine Gelegenheit geben wollte, ihren Kampfesmut zu betätigen. An Land hatten sich unterdessen die älteren Unteroffiziere an den dort im Hotel Raffel befindlichen Major B. gewandt, welcher ein kleines Dampfboot mietete und damit sämtliche Mannschaften an Bord der Roland zurück beförderte. Die Mannschaften hatten musterhafte Ruhe und Ordnung gezeigt. Die Kulis waren übrigens durchaus nicht aggressiv, sondern verhielten sich passiv und weigerten sich nur, zu fahren. Die von den Leutnants erträumten Lorbeeren waren ins Wasser gefallen und Spott blieb ihnen nicht erspart. - Etwa um 10 1/2 Uhr abends liess ich sämtliche Mannschaften antreten und es wurde festgestellt, dass drei Mann fehlten. Bange Ahnung erfasste alle. Um 11 Uhr abends kam ein Offizier der Arcadia, welcher die Rettung der drei Mann meldete, ein 4. Mann sei wahrscheinlich ertrunken. Ein trauriger Abend!

11. Oktober. Wir kommen immer noch nicht weiter. Die Kohlenleichter liegen am Schiff, aber die Kulis, welche die Kohle einladen sollen, streiken; auch kann kein Trinkwasser aufgebracht werden. Wir werden von einem Tag auf den anderen vertröstet. Die zahlreichen Truppentransporte hatten den Bedarf an Kohlen, Wasser und Arbeitskräften so gesteigert, dass derselbe nicht mehr auf einmal gedeckt werden konnte. Um das künftig zu vermeiden, dürfte es sich in ähnlichen Fällen empfehlen, den Schiffen verschiedene Häfen zuzuweisen, wo sie ihren Bedarf decken sollen, damit nicht alles am gleichen Platze zusammentrifft; ausserdem aber an jedem Ort einen militärischen Verwaltungsbeamten aufzustellen, der im Benehmen mit der Schiffsagentur das Erforderliche rechtzeitig bereitstellt.
Am Morgen blieb ich auf dem Schiff, wo die Schreiben zur Nachricht über den vermissten Mann ausgefertigt werden mussten. Es gibt doch recht herzlose und verrückte Kerle: Hauptmann G. will den Mann seiner Batterie, der bei dem Unfall beteiligt war, einsperren, weil er ein fremdes Boot weggenommen hat! Statt sich zu freuen, dass der Mann gerettet wurde! Die geretteten Männer wurden am nächsten Morgen auf unser Schiff verbracht; sie haben sich wieder erholt und sehen gut aus. Ich belobige meine zwei Leute wegen ihrer Pflichttreue, dass sie unter allen Umständen versucht hatten, rechtzeitig zum Appell auf das Schiff zu kommen, und schickte jedem eine Flasche Rotwein. Am Abend fuhren wir

mit einer Dampfbarkasse nach Singapore. Im Deutschen Club waren der Konsul und der auf Forschungsreisen befindliche, berühmte Professor Ernst Heckel aus Jena (Morphologie der Erde, Entstehung der Arten) anwesend. Um 11 Uhr mittags fuhren wir wieder mit der Dampfbarkasse an Bord zurück.
Der Major ist schon furchtbar unselbständig und fragt jedermann, selbst den jüngsten Leutnant, um seine Meinung. Zum Beleg: Unser Kapitän war auf Veranlassung des Majors am Morgen zum Konsul gefahren, um die Recherche nach dem Vermissten und die eventuelle Beerdigung einzuleiten. Dabei hatte der Konsul durchblicken lassen, dass eigentlich der Major ihm seine Aufwartung hätte machen sollen. Als dies der Major vom Kapitän erfuhr, redete er mit jedem darüber, um seine Meinung zu erforschen, sprach von Unverfrorenheit, ging aber doch am nächsten Tag zum Konsul, weil ihm ein Fregattenkapitän, den er am Abend im Deutschen Club getroffen und selbstverständlich auch um seine Meinung in dieser Sache befragt hatte, den Rat gab, hinzugehen, da er ja die Unterstützung des Konsuls wegen des vermissten Mannes in Anspruch nehmen müsse. Immer grosser Sturm im Wasserglas, grosse Aufregung und am Schluss kommt nichts dabei heraus!
Am Mittag haben sich die Kulis eingestellt und beginnen mit dem Kohlen bunkern. Nun werden wir wohl erst am 13. Oktober abfahren können. Nachzutragen habe ich noch, dass in allen Hotels und Clubs weiss gekleidete Chinesen bedienen, was sehr sauber aussieht. - Einmal hatten wir am Abend vor Sonnenuntergang einen ganz eigentümlichen Anblick. Hinter dem Postgebäude, auf einem kleinen Platz, standen in Reih und Glied alte Männer mit Bärten und junge Leute, sämtlich in Hemdsärmeln, und machten Gewehrübungen unter Anweisung eines schwarzen englischen Polizeisoldaten. Es sucht eben jeder Europäer sich auf seine Art durch körperliche Übungen frisch zu erhalten.
Im übrigen habe ich genug von Singapore. Der Gestank in den Strassen ist geradezu unerträglich. Das Essen in den Hotels mässig; alles zu scharf gewürzt mit eigentümlichem Geschmack, als ob es schon halb in Fäulnis übergegangen wäre; die Getränke sind alle warm, das Eis kostbar, denn Eiskühler sind eine Seltenheit. Man begnügt sich mit einem Stückchen Eis, welches in das Bier geworfen wird. Durch das Eiswasser wird das Bier auch nicht besser. Ich bin reumütig wieder zur Kost auf dem Dampfer zurück gekehrt und will nicht mehr darüber schimpfen. - An Bord habe ich meinen Spass mit den Händlern, welche zu uns kommen und Hemden, weisse Anzüge usw. anbieten. Ein weisser Anzug kostet hier 6 Mark; in Berlin musste ich dafür 18 Mark zahlen. Die haben uns in Berlin auch feste betrogen! Das Handeln mit den schwarzen Händlern macht mir

viel Vergnügen und so kaufte ich für die anderen Herren alles Mögliche zum halben Preis, der geboten wird. Ein schwarzer Händler ist mein besonderer Freund. Er versichert mir jeden Tag, dass ich sein Unglück wäre, und bat mich, ihm doch nicht das Geschäft zu verderben; dabei kam er doch jeden Tag, was wohl auf nicht allzu schlechte Geschäfte an Bord unseres Schiffes schliessen lässt. Merkwürdig ist auch das Geldgeschäft. Als wir ankamen, boten uns die Wechsler 9, 20 Dollar für ein Pfund englisch; jetzt wollen sie nur noch 8 Dollar geben. Diese Schwankung ist von grossem Nachteil für die Mannschaften und wäre es notwendig, dass, anstatt den Mannschaften beim Löhnungsappell deutsches Geld zu geben, ihnen landesübliche Münze ausbezahlt würde; denn einmal verlieren die Mannschaften beim Umwechseln des deutschen Geldes in Dollar. Der Singapore-Dollar gilt aber nur in Singapore; in Shanghai dagegen hat er einen geringeren Wert. Die Mannschaften müssen also vor der Abreise von Singapore wieder ihre Singapore-Dollars in deutsches Geld zurück wechseln und verlieren dabei nochmals, denn der Singapore-Dollar ist in deutschem Geld nur 1,90 Mark wert. Es liesse sich wohl so einrichten, dass die Schiffsagentur nach dem Eintreffen des Schiffes landesübliches Geld gegen autorisierte Quittung des Transportführers an Bord bringt, dieses zum Bankkurs gegen deutsches Geld umtauscht, oder auf das Konto der Schiffsagentur überschreiben lässt und vor Verlassen des Hafens den Rest des Geldes zum gleichen Kurs wieder zurücknimmt. Dann wäre man unabhängig von den kleinen Wechslern und Dieben. Überhaupt scheint man vom Scheck- und Kreditwesen in der hohen Militärverwaltung nichts wissen zu wollen, denn wir haben grosse Säcke voll deutschem Geld an Bord, aber keine Bankanweisungen. Weiter wäre es notwendig gewesen, den Offizieren und Mannschaften von vorneherein eine Tabelle auszugeben, aus welcher ersichtlich ist, welche Geldsorten in jedem Hafen gelten; welches der Durchschnittswert des Geldes ist und welche Taxen für Wagen, Boote usw. gelten. Gegenwärtig wissen die Mannschaften gar nichts und werden überall betrogen, da sie sich mit den Leuten nicht verständigen können.

12. Oktober. Die Kulis sind fleissig bei der Arbeit. Die Crefeld, Valdivia und Arcadia sind heute abgefahren. Wir sind jetzt ganz hinten dran. Bin am Nachmittag noch etwas in Singapore herumgebummelt und um 5 Uhr wieder an Bord zurück gekehrt. Die Kulis arbeiten die ganze Nacht durch. Morgen früh um 7 Uhr werden wir weiterfahren. Von dem Vermissten haben wir nichts mehr gehört. Vielleicht haben ihn die Haifische oder die Krokodile gefressen. Armer Kerl! Die Mannschaften durften gestern und heute nicht mehr an Land. Wir haben alle genug von Singapore und freuen uns, wenn wir endlich wieder schwimmen.

13. Oktober. Heute um 7 Uhr vormittags verliessen wir endlich den Hafen. Es ist drückend schwül. Um 10 Uhr wendeten wir den Kurs nach Norden. Nun fahren wir wieder aus der Hitze heraus. In 14 Tagen werden wir wohl frieren. Von heute kann ich gar nichts Neues berichten, da ich den ganzen Tag da sitze und schreibe. Wenn ich nur endlich einmal wieder Briefe bekäme. Seit Port Said haben wir keine Post mehr erhalten.

(14. Oktober 7 Zeilen gestrichen)

16. Oktober. Seit gestern ist die See sehr grob; d.h. hohe Wellen mit langen Schaumkämmen. Es weht ein starker Nordost, der Himmel ist grau und zeitweise prasseln Regenschauer nieder. Unser Schiff schwankt wie eine Nussschale und die Wellen schlagen über das Vorderdeck weg. Ungemütlicher Aufenthalt. Man kann kaum stehen. Wie auf einer Schaukel muss man fortwährend balancieren und riskiert vom heftigen Wind umgeweht zu werden. Aber auch das Sitzen ist kaum möglich, denn jeden Augenblick läuft man Gefahr, mitsamt dem Stuhl nach vorn, links, hinten, rechts umzuschlagen. Was nicht niet- und nagelfest ist, kollert herum. Während ich hier schreibe, schwanken Tisch und Stuhl nach allen Seiten. Bei diesem ungemütlichen Wetter bleibt nichts anderes übrig, als sich mit Ausnahme der Essenszeit, auf sein Bett zu legen. Da verstaut man sich, mit Knieen und Rücken gegen die Wände und verspürt so von den Schwankungen noch am wenigsten. Passieren tut selbstverständlich gar nichts. Wir essen zunächst noch auf dem Promenadendeck, dessen Seiten durch Segeltuch abgeblendet wurden. Wenn eine Sturzwelle von vorne kommt, dann prasselt sie gegen die Leinwand und durch jede kleine Öffnung spritzt ein Wasserguss zu unserem Tisch. Recht gemütlich ist das gerade auch nicht. Nun, es wird ja wohl wieder besser werden. Von den Mannschaften sind natürlich wieder viele seekrank; auch mein guter Leutnant M. ächzt und stöhnt in seinem Bett. Gestern setzte er sich noch ganz fröhlich an den Mittagstisch. Da kommt die Suppe; er isst einen halben Teller; und schon ists um ihn geschehen. Im hohen Bogen gibt er dem Meer seinen Tribut, über den Tisch weg, noch bevor er die Brüstung erreichen kann. Brötchen, Wurstscheiben und Fleischschnitten, die nicht gut auf dem Teller befestigt werden, fliegen wie Sturmvögel vom Teller auf die See hinaus. Da hat man doch mit hungrigem Magen das Nachsehen! Die Stewards sind beim Servieren die reinen Akrobaten. - Mir gehts hervorragend gut. Von Seekrank-

Seekrankheit keine Spur. Wegen des heftigen Seegangs läuft die Maschine nur noch mit halber Kraft, da sie sonst zu sehr angestrengt würde. Wenn das Schiff auf einem Wogenkamm tanzt und die Schraube nicht mehr im Wasser ist, dann gibts immer ein unheimliches Gerassel. Wir machen jetzt nur etwa 140 Seemeilen am Tag, statt den üblichen 280. Die Ankunft in Taku wird sich dadurch wesentlich verzögern. Die Temperatur ist immer noch 27° C und da, wo kein Wind bläst, empfindet man die Wärme noch sehr. Ich sitze hier in meiner Kabine in Unterhosen und Hemdsärmeln und lediglich vom Balancieren auf meinem Stuhl ists mir so warm, dass ich schwitze. Nun aber Schluss. Die dem Schlingern ist das Schreiben eine Anstrengung, der ich auf Dauer nicht gewachsen bin.

18. Oktober. Nun haben auch wir einen richtigen Sturm gehabt. Dienstag Nacht liefen wir in einen Wirbelsturm (Taifun) hinein. Die See war stürmisch wild. Hohe Wogen wälzten sich heran und schlugen prasseln aufs Deck und an die Schiffswände, so dass der ganze Bau zitterte und stöhnte. Der Wind heulte und warf das Schiff so auf die Seite, dass es oft bedenklich aussah, und alles, was nicht festgemacht war, ins Rollen kam. Im Bett kollerte man nur herum; bei diesem Heulen und Lärmen und Stampfen der Maschine war an Schlaf nicht zu denken. Nachts 1 Uhr kamen die Schiffsleute in die Kabinen und schraubten die Luken dicht zu. Ein aufregender Moment. Was ist los? Schreckensbleiche Gestalten sah man in den engen Gängen von einer Wand zur anderen hilflos fallen. Sie wären besser, im Bett geblieben. Das Schiff musste umkehren, weil es sonst ins Zentrum des Taifuns hinein gelaufen wäre. Weil das Schiff bei dieser Kehrtwendung stark herum geworfen wurde, mussten nochmals alle Luken fest nachgezogen werden. Die Maschine stampfte und rasselte. Das Schiff tanzte einen infernalischen Tanz auf den Wogen; bald schien es sich ganz auf die Seite umzulegen, bald wieder nach vorne in einen Abgrund hinab zu sausen. Mit donnerndem Krachen schlugen hohe Wellen gegen die Luken und gingen über das Schiff hinweg. An Nachtruhe war da nicht mehr zu denken. Den ganzen Mittwoch bis zum Abend raste der Sturm. Das Schiff versuchte dem Taifun auszuweichen, der nach Süden abzog; dabei musste es Obacht geben, dass es nicht zu nahe an die Küste kam, denn sonst wäre es unrettbar verloren gewesen - wie das Kanonenboot Iltis. Der Aufenthalt an Deck war unmöglich. Das Schiff schwankte zudem so bedeutend, dass man sich kaum bewegen konnte und ständig seine Knochen riskierte. Das Beste war, man blieb im Bett und liess sich darin herum schütteln. Das Essen wurde zur reinen Qual: Teller und Schüsseln flogen vom Tisch hinab; die servierenden Stewards fielen mit ihren Platten von einer Ecke

in die andere und aus der Küche hörte man das Gepolter von zerbrechendem Geschirr. - Wir sind vom Dienstag mittags bis Mittwoch mittags nur 11 Seemeilen voran gekommen. Die Maschine musste zeitweise fast ganz abgestellt werden; zur Abschwächung der Wellen wurde fortwährend Öl ausgegossen. Mittwoch Nacht hatten wir den Taifun endlich hinter uns. Die See wurde zunehmend ruhiger und das Schiff nahm wieder seine volle Geschwindigkeit auf. - Heute früh lichtete sich etwas das Gewölk und gegen Mittag schien wieder die Sonne. Müde von den zwei durchwachten und durchgeschüttelten Nächten, hatte ich mich am Nachmittag auf mein Bett in der oberen Etage gelegt und war gerade sanft eingeschlummert, als es plötzlich einen furchtbaren Schlag tat; und wie ich entsetzt aufwachte, war ich tropfnass; in meinem Bett stand das Wasser und auf dem Fussboden konnte man schwimmen. Alles was in der Kabine stand und hing, triefte von Meerwasser. Ich hatte zu früh die Luke geöffnet, um frische Luft rein zu lassen und da hat sich eine kühne Welle erlaubt, mir durchs Fenster einen etwas unwillkommenen Besuch zu machen. So gehts mit Frauenzimmern; sie lassen einem keine Ruhe.

19. Oktober. Heute gar nichts Neues. Es ist gerade 2 Uhr mittags, da ists zuhause 7 Uhr morgens. Ob ich deswegen der Gescheitere bin, weil ich früher aufstehe und die Sonne um 7 Stunden früher sehe, vermag ich nicht zu entscheiden. Heute klarer, wolkenloser Himmel und ruhige tiefblaue See. Eine richtig langweilige Ruhe. Wenn ich nur bald wieder Nachrichten und Zeitungen bekäme! Wenn ich daran denke, dass ich erst nach 1/4 Jahr Antwort haben kann, dann möchte ich diese schnelle Briefbeförderung dem neuen 20. Jahrhundert zur gefälligen Abhilfe dringend ans Herz legen.

(20. Oktober 5 Zeilen gestrichen).

21. Oktober. Heute Gottesdienst. Nachmittags begann ein heftiger Sturm, der jetzt immer noch andauert. Das Schiff tanzte lustig auf den Wellen. Wir fuhren etwa 3 Seemeilen in der Stunde. Wenn es so weitergeht, kommen wir vor Donnerstag nicht nach Shanghai. Der chinesische Wind und die Chinesische See tun ihr Möglichstes, um uns von China fern zu halten. Es ist unmöglich, weiter zu schreiben. Ich gehe daher zu Bett.

22. Oktober. Heute gar nichts Neues. Das Wetter ist immer noch schlecht. Die Temperatur ist bis auf 22°C gefallen, was man allgemein schon als Kälte emp-

findet, obwohl das zuhause noch Hitze genannt wird. Hatte heute wieder einmal ein Rencontre mit Hauptmann G. wegen einer dienstlichen Sache. Nun, das Rencontre ist noch nicht beigelegt und werde ich ja wohl ihn, da ich zu heftig war, um Entschuldigung bitten müssen. Ich will aber meinem Schöpfer danken, wenn wir endlich an unserem Ziel sind und ich mit dem Mann nichts mehr zu tun habe. Der richtige arrogante Preusse! Solche Leute gehen mir auf die Nerven, wenn ich ihnen nicht aus dem Wege gehen kann und das ist bei dem engen Zusammenleben auf dem Schiff und den vielfachen dienstlichen Berührungen einfach ausgeschlossen. Doch zum Schluss: ich habe mich zu sehr geärgert!

23. Oktober. Heute nichts Neues. Der Feldwebel ist fertig mit der Anlage der Strafbücher und Stammrollen und der Wegewachtmeister hat schon für die Pferde, die wir bekommen, Namen ausgesucht. Die Batterie ist geschütz- und fahrzeugweise eingeteilt. - Das Meer ist, seitdem wir die Strasse von Formosa navigieren, grünlich gefärbt. Einige gelbe Inseln ohne Bewuchs, sowie die dunkle Silhouette des Festlandes sind die einzige Abwechslung in der Szenerie. Zahlreiche Fischerboote (Dschunken), gross und geformt wie die alten Wikingerschiffe, mit aufgemalten Fischköpfen und grossen Mattensegeln, bilden die Staffage. Morgen Nachmittag werden wir endlich nach Shanghai kommen.

24. Oktober. Heute ist ein klarer Sonnentag. Die See ist glatt und dunkelbraun gefärbt von den Schlammmassen, die der Jangtse ins Meer sendet. Der Name ´Gelbes Meer´ ist wohl verdient. Morgen Mittag sind wir in Schanghai.

26. Oktober. Schanghai. Eine grossartige Stadt und es hat mir hier ganz hervorragend gefallen. Die Stadt liegt am Wusung, einem Nebenfluss des Jangtse und gliedert sich in eine grössere englische Stadt, eine französische Stadt und die eigentliche chinesische Stadt, welche durch hohe Mauern von der übrigen Stadt getrennt ist. Der Eindruck der europäischen Stadt ist durchaus wohlhabend, aber auch die Chinesenstadt ist ungemein interessant: schmutzig, aber nicht arm.
Am Mittwoch Vormittag fuhren wir in den Jangtse ein. Auf der Reede von Wusung lagen zwei deutsche Kriegsschiffe (Brandenburg und Kurfürst Friedrich Wilhelm), englische Kriegsschiffe, darunter die durch den spanisch-amerikanischen Krieg bekannte Oregon, ein schwimmender, Verderben speiender Kanonenberg, ein ganz gewaltiges Kriegsschiff; ferner japanische, chilenische und chinesische Königsschiffe. Wir fuhren den schmutzigen, gelben Wusung hinauf bis zur Reede von Shanghai, wo grosse Docks und Hafenanlagen sich befinden. Die

Flussufer sind ganz nieder, mit Weiden und Gebüsch bestanden. Das Land ist intensiv bebaut. Zahlreiche Dämme verhindern den Übertritt des Wassers. Auf den Wiesenflächen weiden Rinder, grüne Grabhügel stehen hier und dort zerstreut; kleine Baumparzellen wechseln mit Äckern ab: ganz das Bild eines deutschen Flussufers, etwa wie der Rhein von Köln abwärts. Dazu erhöht der frische, kräftige Oktoberwind und der mit leichten Wolken überzogene Himmel den Eindruck, als ob man sich in der deutschen Niederung befände. Auf der Reede von Shanghai lagen ebenfalls zahlreiche Transport- und Königsschiffe, sowie drei hölzerne chinesische Kanonenboote mit Vorderladern, die wohl niemand etwas zu leide tun; es sollen chinesische Zollboote sein. An der Einfahrt in den Wusung liegen friedlich chinesische Forts, die Kanonen sorgfältig in Leinwand eingewickelt - ein Bild tiefsten Friedens. Ob dies wohl noch lange so bleibt?
Etwa um 3 Uhr nachmittags liess ich mich in Begleitung des Stabsarztes mit einem Sangpang an Land rudern. Der Sampang hat ein stehendes Ruder am Hinterteil, das schraubenförmig gedreht wird. Gleich am Landungssteg war ein Lager englischer Siks - indische Eingeborenen-Truppen unter englischem Offizier; grosse schöne Gestalten mit scharf geschnittenen Gesichtern und schwarzen Vollbärten, die mittels einer Schnur unter dem Kinn gedreht werden. Wir traten ein; der indische Posten erwies Ehrenbezeugung. Im Lager wurde exerziert, andere Mannschaften spielten Fussball, die Wache zog auf und die Musik spielte; ein Bild wie in einem deutschen Biwak. Nachdem wir uns einige Zeit im Lager aufgehalten hatten, fuhren wir mit einer Rikscha in die Stadt. Am Quai herrscht reges Leben: Elegante Wagen fuhren auf der breiten Quaistrasse, dem Bound; grosse Hotels und europäische Häuser mit Gärten und Parks liessen uns sofort erkennen, dass wir uns in einer reichen Handels- und Weltstadt befanden. Im Stadtgarten am Quai spielte am Abend die Stadtkapelle Stücke aus deutschen Operetten; dazu promenierte das internationale Publikum in den Anlagen; chinesische Kindermädchen standen in Gruppen lebhaft plaudernd und beaufsichtigten mehr oder weniger ihre europäischen Schutzbefohlenen; Offiziere, Soldaten und Matrosen aller europäischen Länder belebten das Bild. Nachdem wir uns einige Zeit die Musik angehört hatten, gingen wir zum Iltis-Denkmal, welches nebenan liegt. Das Denkmal macht in seiner einfachen Haltung einen würdigen Eindruck. Dann gingen wir in die Hauptverkehrsstrasse, die Nangking Road. Hatten wir am Anfang nur grosse europäische Häuser zu sehen bekommen, so änderte sich, je weiter wir gingen, immer mehr das Bild, und bald waren wir mitten im Getriebe einer chinesischen Stadt. Die in der englischen und französischen Besit-

zung liegenden chinesischen Stadtteile haben schön gehaltene Strassen mit einem Heer von Polizisten, die im Durcheinander der Rikschas und Wagen gute Strassenordnung halten. Einzelne Chinesenhäuser sind wahre Kunstwerke, von oben bis unten reich geschnitzt, bemalt und vergoldet. Wir bummelten in den Strassen, gingen in die Läden und schauten uns das eigenartige Getriebe mit Musse an. In einem schönen chinesischen Teehaus tranken wir einen hervorragenden Tee. Im unteren Stockwerk des Hauses lag eine Handlung mit verzuckerten Früchten; dort suchten wir verschiedene Süssigkeiten aus und liessen uns dann die Leckereien zum Tee bringen. Der Tee wird in einer kleinen mit einer Untertasse zugedeckten Schüssel angebrüht. Nach Bedarf giesst man daraus Tee in die Tasse ein, worauf sofort wieder heisses Wasser in die Schüssel nachgegossen wird. Die Chinesen knabbern zum Tee in Zucker geröstete Kürbiskerne. Männer und Weiber rauchen blecherne Wasserpfeifen, welche nur eine Fingerspitze voll Tabak fassen und daher nach jedem Zug geleert und frisch gefüllt werden müssen. Im Teelokal gings laut und lebhaft zu. In einem Nebenzimmer waren grosse, breite Sofas für die Opiumraucher. Dort lagen die Kerle meist zu Zweien beisammen und rauchten über einer Lampe das berauschende Opium, von Zeit zu Zeit Gesicht und das rasiertes Oberhaupt mit einem feuchtwarmen Lappen abwaschend, den der geschäftige Boy reichte. Mit Bummeln und Schauen verging rasch die Zeit; der Magen knurrte und eilig fuhren wir mit Rikscha zum Astorhouse, wo wir gut zu Abend speisten. Darauf gingen wir in die Futschou Road, wo am Abend ein ungemein farbenreiches und belebtes Bild zu finden ist. Das untere Stockwerk jedes chinesischen Hauses besteht hier aus einem offenen Laden, vor welchem zahlreiche bunte Laternen brennen. In den Läden arbeiten die Handwerker und verkaufen die Händler ihre Waren. In den oberen Stockwerken, zu welchen man über eine breite Treppe im Laden gelangt, befinden sich Restaurants, Teelokale oder Wohnräume. In einem Teelokal war eine Singgesellschaft, chinesischer Weiblein, auffallend geschminkt, welche mit Ohren betäubendem Lärm auf chinesischen Instrumenten den monotonen Gesang eines Chinesen begleiteten. Das Lokal war dicht mit Chinesen besetzt. Ein freundlicher Chinese setzte sich zu uns und versuchte in gebrochenem Englisch das Ganze zu erklären, aber bei dem Lärm der Musikantinnen und dem Strassenlärm war nichts zu verstehen. Da wir neugierig die Wasserpfeife anschauten, welche der Kerl rauchte, reichte er mir plötzlich mit freundlichem Grinsen die Pfeife hin, damit ich probiere. Na, ich danke! - Die Sängerinnen lassen sich zu den Teehäusern in geschlossenen Sänften tragen, andere sahen wir, welche von Kulis auf den Schultern getragen wurden. Solch ein auffallend kleines, mit Blumen

geschmücktes Weiblein, auf der rechten oder linken Schulter eines Kulis sitzend, sieht gar zu possierlich aus. Im übrigen muss ich sagen, dass mir die Chinesen und Chinesinnen hier besser gefallen als die in Singapore. Die Männer haben oft ganz intelligente Gesichter und unter den Weibern findet man ganz sympathische Erscheinungen. Weiber und Kinder sind oft auffallend geputzt und geschminkt. Die Weiber haben meist, wie bekannt, verkrüppelte Füsse, welche in winzig kleinen Kinderschuhen stecken; selbstverständlich ist der Gang dieser Schönen unbeholfen. - Nachdem wir dem Lärm im Teehaus einige Zeit zugehört hatten, führte uns der freundliche Chinese, der offenbar Geld verdienen wollte, in ein chinesisches Theater; das Stück hiess Daiming Fo. Das Theater besteht aus einer grossen Halle mit einem Podium und einer Galerie. Parkett und Galerie waren dicht besetzt mit Chinesen: Männern, Weibern und Kindern, welche an kleinen Tischen Tee tranken, bald der Handlung folgten und bald sich unterhielten. Auf dem Podium, wo ohne Requisite gespielt wurde, sassen im Hintergrund einige Chinesen, welche die Handlung mit einer einförmigen Musik von Gongs, Becken und Kastagnetten begleiteten. Die Kostüme der Darsteller waren reich und farbenprächtig. Die Handlung, bei der abwechselnd gesungen und gesprochen wurde, blieb uns rätselhaft; Männer mit langen Bärten und fratzenartigen Masken, junge und alte Schauspieler, verkleidet und begleitet von Chören. Vielleicht war die griechische Tragödie ähnlich. Anscheinend handelte es sich um einen König, eine Prinzessin, einen Liebhaber und einen komischen Bettler, ähnlich dem Hanswurst des alten deutschen Theaters, der mit lebhaften Gebärden spielte und dessen Leistungen oft mit lachendem Beifall aufgenommen wurden. Die freundlichen Chinesen, welche neben uns sassen, gaben sich vergeblich Mühe, uns die Geschichte plausibel zu machen. So sassen wir und tranken einen schlechten Tee. - Die Chinesen zeigen überall ein freundliches und zuvorkommendes Wesen; in die Läden kann man jederzeit hineingehen und sich die Waren zeigen lasse, ohne dass man verpflichtet ist, etwas zu kaufen. In dem Theater bot uns sogar ein freundlicher Mann seine Zigaretten an. Als wir ins Theater kamen und keinen Platz mehr fanden, standen einige Chinesen bereitwilligst von ihren Plätzen auf. Wie weit dieses zuvorkommende Wesen angeboren ist oder nur der politischen Schlauheit entspringt, weiss ich nicht. Kenner behaupten, man dürfe den Kerlen nicht trauen; heute seien sie noch lammfromm und morgen schon könnten sie bereits fanatische Mörder sein. - Im chinesischen Theater habe ich eine Akquisition gemacht habe, die man aus europäischen Theatern auch kennt: nämlich den Theaterfloh. Der Kerl hat sich jetzt in meinem Kabinenbett häuslich niedergelassen und trotzt jeder Jagd.

Als uns die Geschichte im Theater langweilig wurde, fuhren wir in den Deutschen Club, von dem nichts Bemerkenswertes zu berichten ist. Dort tranken wir einige Glas Bier und gingen etwa um 1 Uhr nachts an Bord zurück. Shanghai hat mir einen hervorragend guten Eindruck gemacht. Hier könnte man gut leben, ohne Europa zu vermissen. Die europäisch-chinesische Stadt ist reinlich; nirgends ein Gestank wie in Singapore; die Kulis sind anständig und nicht so bettelhaft. Die Vegetation ist hier wie bei uns: Ahorn- und Wallnussbäume usw.. - Die Nacht war kühl und frisch, der Tag nicht zu heiss.

Donnerstag gingen wir 9 Uhr vormittags an Land. Auf der Deutsch-Asiatischen Bank am Bound liessen wir uns zunächst Geld wechseln. Der mexikanische Dollar zu 100 Cents ist hier das landesübliche Geld und hat einen Wert von 2 Mark. Was bei uns 1 Mark ist, ist also hier ein Dollar. Die Lebensbedingungen sind für uns daher hier ganz andere: Wenn ein Bankbeamter z.B. hier 10.000 Mark Jahresgehalt bekommt, so entspricht dies etwa 5.000 Mark bei uns in Deutschland. Die Marktpreise sind dagegen unglaublich gering: das Pfund *(500 gr)* gutes Ochsenfleisch kostet umgerechnet 30 - 60 Pfg *(Pfennige)*, Hammelfleisch 30 Pfg, Kalbfleisch 25 - 50 Pfg, ein Paar Fasanen 2,40 Mark, ein Hase 1 Mark, eine Gans 1,50 Mark, das Pfund Lachs 25 Pfg usw..

Nach dem Besuch des Bankhauses gingen wir in die Nanking Road und bummelten wieder zu den Läden. Schiffsarzt Dr. Jost hatte sich mir angeschlossen. Was kann man hier nicht alles kaufen! Auf dem Rückweg werde ich mir hier jedenfalls ein ganzes chinesisches Zimmer zusammenstellen: Wunderbar geschnitzte und eingelegte Möbel, prachtvolle Stickereien, Vasen, Elfenbeinschnitzereien und Bronzen. Bei meiner Vorliebe für solche Sachen war ich kaum mehr aus den Läden herauszubringen. Nachdem mehrere Einkäufe getätigt waren, machten wir uns auf den Weg zur Chinesenstadt, die rings von einer hohen Mauer und einem schmutzigen Graben ohne Wasser umschlossen ist. Die Stadt hat nur zwei Tore. Wir überschritten den Graben auf einer baufälligen Brücke und wanden uns an schmutzigen kleinen Verkaufsbuden vorbei zum Tor. Dort sassen Bettler, alt und aussätzig, blind und verkrüppelt. Nach dem 1. Tor kommt ein kleiner Hof, dann ein 2. Tor und nun stehen wir plötzlich in einer ganz fremden Welt. Die Wege sind kaum 2 Meter breit, mit Steinplatten belegt und schmutzig. Darauf drängen sich Menschen; Lastträger und Wasserträger winden sich durch mit eintönig gesungenem „Hoiko, Hoiko". Ein schmutziges aber überaus malerisches Bild. Man bleibt stehen, tritt in die Buden und schaut zu, wie Holz, Elfenbein, Steine usw. verarbeitet werden. Sofort stehen eine Menge Langzöpfe neugierig um einen herum und wenn man gar etwas erhandeln will,

so spricht und handelt alles mit. In diese engen Gassen findet die Sonne kaum Zutritt, zudem die Gassen vielfach mit Segeldächern überspannt sind. Die Menschen wohnen hier so eng aufeinander, dass ich während der ganzen Wanderung das Gefühl der Beklemmung nicht los wurde. Und überall Handwerker, die Gewerke nach Strassen getrennt: Da werden Zuber und Bottiche angefertigt, dort Seidenstickereien, Musikinstrumente; wieder in anderen Vierteln wird Elfenbein geschnitzt, Möbel gearbeitet und auch Särge verfertigt; auf letztere scheinen die Chinesen besonderen Wert zu legen, denn die Kästen sind meist aus dem harten Redwoodholz geschreinert, aussen schön poliert, zumeist geschnitzt und bemalt. Ein Mandarin wird in einer vergoldeten Sänfte vorbei getragen. Dahinter folgen Bannerträger. Um Platz zu machen, muss man in die Läden eintreten. Ein Märchenbild wie aus 1.000 und 1 Nacht.

Wir trauten uns nicht weit in die Stadt hinein, weil wir fürchteten, uns in dem Labyrinth zu verirren. Schon waren wir wieder bis zur Brücke zurück gegangen, als ein freundlicher Chinese sich anbot, uns zu führen. Ohne diesen Führer hätten wir allerdings gar nichts gesehen und wir waren dem Kerl für seine Gefälligkeit, die mit einem Dollar gelohnt wurde, dankbar. Der Kerl führte uns nun in dem engen Gewinkel zu den besten Geschäften und half uns Kleinigkeiten einkaufen. Nach einer Wegbiegung standen wir plötzlich vor einem kleinen, in Steinen gefassten, grünen Sumpf , in dessen Mitte ein Teehaus steht. Wir gingen über den schmalen Steg und traten ein. Katzen spielten auf einem Tisch. Sonst war niemand da. Dann gings halt wieder weiter. An einem Tor klopfte der Führer. Ein Kerl öffnete und schloss sofort wieder hinter uns. Wir befanden uns im Hof einer Mandarin-Wohnung. Wie mit einem Zauberschlag war man wieder in einer anderen Welt. Gerade im Moment waren wir noch in den engen, winkeligen und schmutzigen Gassen und nun steht man plötzlich in einem schönen Garten mit kleinen Teichen, künstlichen Felspartien, dazwischen kleine Wohnungen und Gartenhäuschen mit Lauben verbunden, die Dächer mit Drachen und Löwen geschmückt. Solch eine Mandarin-Wohnung ist wie ein Labyrinth, in dem man den ganzen Tag zwischen Felspartien, Grotten, verborgenen Türen und Gängen, Wasser, Brücken, Häuschen und Höfen herumirren kann, ohne je den Ausgang wieder zu finden. Unser Führer geleitete aber uns sicher wieder zum Tor, wo er uns gegen 10 Cents pro Kopf wieder heraus liess. Nun standen wir wieder mitten im Gewinkel. Wir wanden uns durch mehrere Gassen und kamen auf einen Platz, wo auf der einen Seite ein Tempel steht, gegenüber ein Bronzebrunnen ohne Wasser und eine offene Halle, das Theater. Im Tempel sass ein Buddha, links und rechts grosse bärtige Figuren, jede individuell gearbeitet. Vor allen

diesen Figuren brennen grosse, rote Kerzen, sowie Weihrauchstäbchen. Die Götter sind mit bunten, goldgewirkten Seidenstoffen bekleidet. Ists etwa bei uns anders? Zahlreiche Tempeldiener lungerten in der düsteren, hohen Halle herum, Wachskerzen- und Weihrauchverkäuferinnen haben dort ihren Platz. In einer Ecke hängen zum Verkauf grosse Kränze von silbrig schimmernden kleinen Papiertüten. Es soll dies echtes Silber bedeuten, welches den Göttern geopfert wird. Beim Verbrennen steigt es in die Luft zu den Göttern empor. Die armen Götter werden damit eigentlich kläglich betrogen. Aber der Chinese ist schlau und weiss, dass wirkliches Silber doch nur den Priestern und nicht den Göttern nützen würde. Man sieht diese Silberpapierschnüre vielfach in den Läden. Habe auch einen solchen Kranz gekauft, welchen der Führer vor dem Buddha anzündete. Der Scherz kostete 30 Cents. Nun wieder weiter. Dr. Jost hatte die Einkaufswut. Bei einem Instrumentenmacher kaufte er chinesische Musikinstrumente: Querpfeifen und Gitarren. In einem Kleidergeschäft kaufte er ein seidenes, reich gesticktes Kostüm einer Mandarin-Frau (Beinkleid und langes Oberkleid). Die Sachen sind wunderschön und hätte ich fast selbst welche gekauft, wenn ich eine Verwendung dafür gewusst hätte. In einem Laden gibts falsche Zähne, in einem anderen falsche Haare für Männer und Weiber. Die Chinesinnen sind zum mindesten gerade so eitel wie die Europäerinnen. Eitelkeit und Putzsucht scheint in der ganzen Welt das Merkmal der Weiber zu sein. Im übrigen muss ich bemerken, dass nur die Männer Zöpfe tragen. Die Frauen haben die Haare am Hinterkopf in einen kunstvollen Knoten geschlungen, der mit Spangen festgehalten wird. In einem Laden gabs eine grosse Keilerei. - Zwei Chinesen schimpften auf einander los; plötzlich packten sie einander an den Zöpfen und rissen und zerrten, bis auf einmal ein Zopf auf der Erde lag. Da leuchtete mir erst ein, wozu die Zöpfe gut sind, besonders aber die Falschen. Wenn ein Policeman einen chinesischen Missetäter abführt, so nimmt er den Zopf des Kerles in die Hand. Vor dem Gerichtsgebäude sieht man Missetäter liegen, deren Köpfe, Arme und Beine in Hölzer eingeschlossen sind. Rote Holztafeln mit Inschrift stehen dabei und verkünden wahrscheinlich die Missetat und die Strafe. - Bis 3 Uhr mittags bummelten wir ununterbrochen in der hoch interessanten Chinesenstadt umher; dann aber knurrte der Magen so bedenklich, dass wir eilends dem Tor zustrebten und mit der Rikscha zum nächsten europäischen Hotel fuhren.

Nach kurzer Mittagsrast machten wir uns sodann auf den Weg zum deutschen Postamt, wo wir unsere Ansichtspostkarten abfertigten. Dann fuhren wir die Nanking Road hinaus zum Villenviertel. Dort liegt auch das Barackenlager der beiden deutschen Ersatz-Infanteriekompanieen, die am Mittwoch mit der Cre-

feld hier eingetroffen waren und die 2. Infanterie ablösen, welche bisher hier gelegen war und nunmehr nach Tsingtau geht. - Schöne Garnison! Hätte nichts dagegen, wenn meine Batterie auch hier wäre. Die Offiziere haben ein hübsches Haus, eingerichtet als Wohnhaus und Kasino. Gleich dabei stehen die etwas dünnen und für den Winter wahrscheinlich allzu luftigen Lehmbaracken der Mannschaften. Gegenüber den deutschen Baracken sind Zeltlager der englisch-indischen Truppen. Ein französisches Seebataillon begegnete uns auf dem Rückmarsch von einer Übung. - Die Offiziere und die Mannschaften der fremden Kontingente grüssten alle zuvorkommend. - Auf der Bubbling Road, wo die deutschen Baracken liegen, findet um 5 Uhr nachmittags der Corso der vornehmen Welt statt: Schöne Equipagen, hübsche Weiber, elegante Toiletten, Reiterinnen und kutschierende, elegante Ladies, amerikanische Demi-Mondaines, und sogar Chinesinnen auf dem Fahrrad. Dazu die elegante Herrenwelt. Im Ganzen ein sehr angenehmes Bild. - Um 7 Uhr abends fuhren wir nach dem Astorhouse, speisten dort und kehrten dann - müde von den vielen Eindrücken des Tages - an Bord zurück. - Das Leben in Shanghai ist ungemein interessant. Gesellschaftlich soll viel geboten sein: Musik und Konzerte braucht man nicht zu missen. Dazu das eigenartige Leben und Treiben: Die vollkommen von den Europäern abgeschlossene Chinesenstadt; dann die europäisch-chinesische Stadt, wo beide Kulturen sich miteinander verbinden, und die europäische Geschäftsstadt, wo der Puls des Weltverkehrs schlägt!

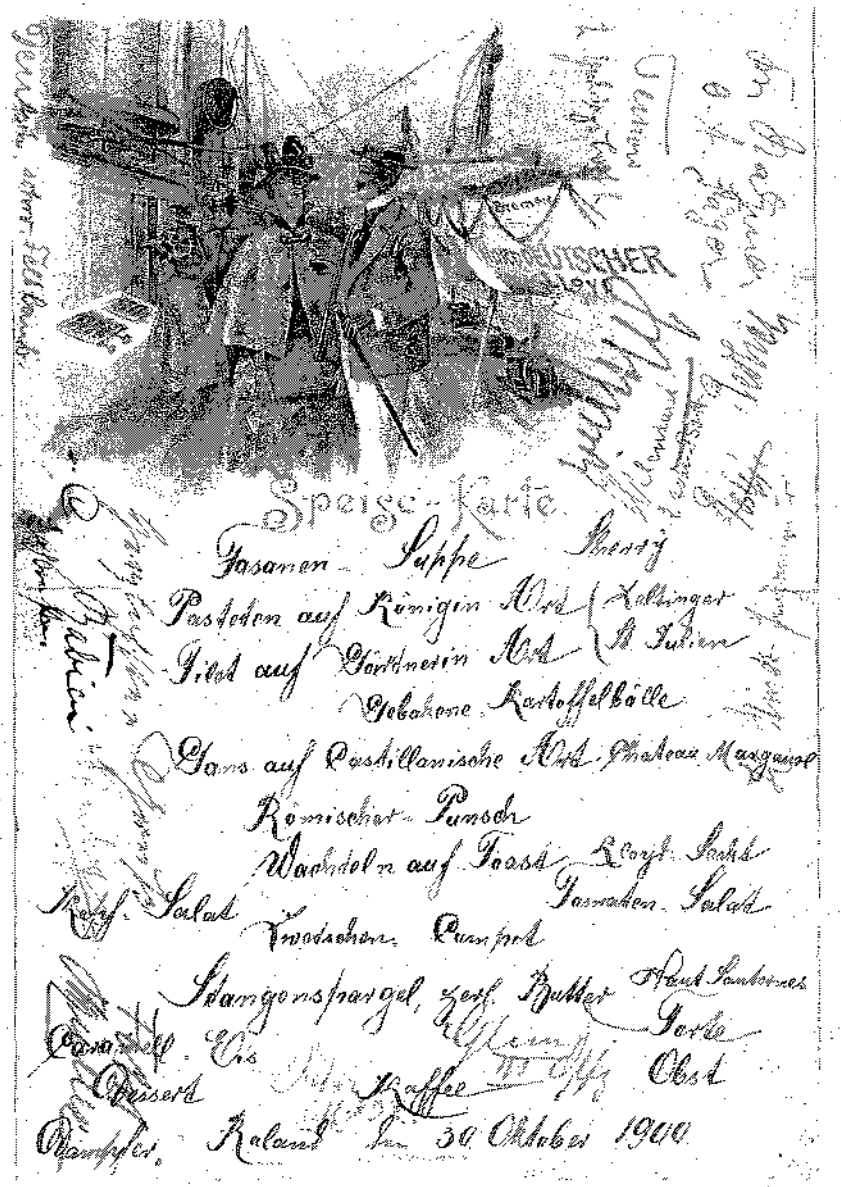
Wenn man sagt, der Chinese verschliesse sich der europäischen Kultur, so frage ich auf der anderen Seite: ja, passt diese denn auch für China und warum sollte er sie denn für sich annehmen? Ich bin eher für die Methode, welche die Jesuiten früher hier anwandten: 'Weiterbildung der chinesischen Kultur unter Zuhilfenahme der europäischen Kultur'. Oder auch die Methode, welche die alten Glaubenssendboten in Deutschland hatten: 'Ummodelung der christlichen Glaubenssymbole nach den vorhandenen, uralten heidnischen Bräuchen'. Der Chinese hat seine eigene hochentwickelte Kultur. Das Staatswesen und das Verhältnis der Einzelnen zu einander im Staat ist bis ins Kleinste geregelt und zwar nach annähernd denselben sittlichen Prinzipien wie bei uns. Konfuzius ist auch ohne jegliche Mystik zu den Begriffen von Gut und Böse, Recht und Unrecht, Barmherzigkeit und Nächstenliebe gekommen, lediglich durch Betrachtung des Staatswesens wie es sein soll, wenn alle seine Glieder gedeihen und zusammen einen starken Staat bilden sollen. - Der Chinese ist schon so schlau, dass er, wo er mit Europäern in Berührung kommt, sich ihre Bedürfnisse zu Nutzen macht. Für den Europäer ist das umgekehrt viel schwieriger, weil er gegen die billige Ar-

beitskraft nur schwer aufkommen kann und der Chinese in Form und Art der Anfertigung, sowie bei Benutzung von Gebrauchsgegenständen furchtbar konservativ ist. Mit einem Wort: „Lasst doch die Leute selig werden, wie sie wollen!" Das moderne Staats- und Geldchristentum steht wahrlich auf keiner höheren sittlichen Basis. Eigennutz und Konkurrenz bis aufs Messer! Nur andere Glaubenssymbole. Aber was sind Symbole? Kinderbilderbücher! Ich finde, die grössten Fanatiker und die intolerantesten Menschen finden sich bei den europäisch-christlichen Völkern. Die Befriedigung ihres eigennützigen Triebes unter dem schönen Deckmantel christlicher Religion und Gesittung nennen sie „Ausbreitung der christlichen Kultur". In dem Streben, Anhänger zu werben, kommen sich zudem die einzelnen christlichen Konfessionen in die Haare und bieten so den zu Bekehrenden das praktische aber auch traurige Beispiel zur Theorie von Nächstenliebe. Oh, du armes Christentum! Bekehre dich erst einmal selbst wieder, bevor du andere bekehren willst! Welch Auswüchse des Bekehrungseifers sieht man hier in China! Die Missionare gehen soweit, dass Männlein und Weiblein sich wie Chinesen tragen. Da sieht man auf der Strasse plötzlich einen Mann in chinesischer Tracht mit blassem Europäergesicht, rotem Schnurrbart, glattrasiertem Oberschädel und langem roten Zopf. Dort geht ein Weib in chinesischer Tracht mit blondem Haar und feinem nordischen Gesicht. Sind das keine Narren?
Freitag Vormittag blieb ich an Bord und kaufte von einem Händler einige alte chinesische Stickereien. Mittags 2 Uhr fuhr unser Schiff nach Kiautschou weiter. Ich setzte mich gleich nach dem Essen hin und begann zu schreiben. Kann also von heute nichts Neues berichten, als dass mir jetzt die Finger weh tun.

27. Oktober. Morgen früh kommen wir nach Tsingtau. Da muss ich mich eilen, dass alles zur Post fertig wird. Ist auch von heute nichts zu erzählen. Temperatur 14° C. Wir wissen immer noch nicht, wohin wir kommen werden; haben gar keine Befehle erhalten. Briefe sind auch nicht angekommen.

29. Oktober. Tsingtau. Gestern um 7 Uhr vormittags fuhren wir in unser deutsches Gebiet ein: die Bucht von Tsingtau. Der Himmel war bewölkt, ein ziemlich kalter Wind blies und es regnete. Mit einem Wort: ein Hundewetter. Die Küste ist felsig mit niederen braunroten Bergen ohne Bewuchs. Auf dem Ankerplatz von Tsingtau lagen das Linienschiff Wörth, dessen Kommandant, Kapitän zur See, B. ein Bruder unseres Majors ist; ferner die Kreuzer Irene und Kaiserin Augusta, sowie ein den Chinesen abgenommener Torpedojäger. Der Kommandant der Wörth kam an Bord und lud uns zur Besichtigung seines Schiffs ein, was wir bereitwilligst annahmen. Die Herren der Wörth erzählten uns dort von der Einnahme von Tientsin. Die Russen sollen überall sengen und brennen, was nach ihrer Meinung das einzige Mittel sei, um die Chinesenbande in Respekt zu halten. Besonders intim sei die Freundschaft der Russen mit den Deutschen. In Tientsin seien Verpflegung und Unterkunft miserabel, da von den Boxern alles zerstört und geplündert sei. General v. Lessel sei ein eigentümlicher Herr, der sich gleich bei seinem Eintreffen mit den Marineoffizieren überworfen habe. Auf dem Transportschiff, mit welchem er kam, habe er einen Major seines Stabes mit Arrest bestraft, weil dieser sich mit weissen Schuhen gezeigt habe usw.. Auch hatten die Marinetruppen die Absicht gehabt, bei Tsingtau mit ihren Handwerkern Baracken und Öfen für die Landtruppen zu bauen; v. Lessel habe aber diese Marinemannschaften zurückgeschickt mit dem Bemerken, er brauche sie nicht; das würden die Landtruppen schon selbst machen. Erfreulich waren solche Nachrichten nicht; zudem es hiess, dass wir in einem Fort von Taku untergebracht würden und im Frühjahr wieder nach Hause gehen müssten. - Am Nachmittag gingen wir an Land, um die deutsche Kolonie zu besichtigen. Was soll ich viel davon sagen? Tsingtau ist ein ganz kleines Chinesendorf. Da und dort werden Strassen gebaut und dann und wann sieht man auf einsamer Flur ein europäisches Haus. Das ist alles! Daraus, dass Strassen und Häuser gebaut werden, kann man schliessen, dass die Sache einmal etwas werden wird. Von Handel habe ich nichts gesehen, auch keine Handelsschiffe, aber vielleicht kommt das alles noch. Ein kleiner Hafen ist fast fertig gebaut, ein grosser soll erst gebaut werden. Gegenwärtig ist hier nur ein vollkommen ungeschützter Ankerplatz und die Schiffe müssen 1/2 Stunde vom Land entfernt auf offener See liegen. Ein grosser Landungssteg ermöglicht das Landen nur kleiner Schiffe. In strömendem Regen wateten wir durch fusshohen, gelb-braunen Schmutz an einigen Bauplätzen vorbei zum Hotel Heinrich, tranken dort einen schlechten Kaffee, gingen dann ins Chinesendorf und machten einen Spaziergang zu dem auf einer Anhöhe gelegenen Ostlager. An den Hängen sieht man erfreuliche Spuren einer Aufforstung. Im Ostlager liegt das 3. Seebataillon von Major Christ. Das Lager war früher ein chinesisches Barackenlager. Dort trafen wir den Hauptmann Genée, der uns die Lagereinrichtungen zeigte. Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass der Herr ein ganz hervorragendes Organisationstalent besitzt: Die Wege liess er verbessern und mit Steinen pflastern; die Sprünge und schadhaften Stellen der Mauern wurden mit Zement repariert; da die Ruhr infolge schlechten Trinkwassers bedenklich grassiert, stehen für die Mannschaften

Fässer mit Tee und Kaffee zur steten Benutzung bereit; ein grosser Schweine- und Pferdestall wird gehalten; die Offiziersmesse, sowie die Wohnung des Hauptmanns Genée sind nett eingerichtet. Mit einem Wort: der Besuch hier war lehrreich und gab manche Anregung; dazu waren die Erzählungen des Hauptmanns Genée interessant, der kürzlich auch bei der Expedition nach Tientsin dabei war. Gegenwärtig hat die Kompanie den grössten Teil ihrer Leute an die Grenze detachiert. Verflossenen Samstag soll bei Kaumi ein Gefecht stattgefunden haben: Dortselbst hatten Chinesen eine Patrouille unter Leutnant Dziobeck angegriffen und der etwas allzu unvorsichtige Leutnant wurde von 8 Kugeln getroffen, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt; derselbe liegt jetzt in Tsingtau. In anregender Unterhaltung verfloss rasch die Zeit und es war 7 Uhr abends, als wir von einem Soldaten mit Laterne zum Hotel hinunter geführt wurden, wobei natürlich nicht auf den Schmutz geachtet wurde. Im Hotel, dessen Besitzer ein Norddeutscher ist, assen wir gut zu Abend und machten uns dann um 9 1/2 Uhr abends bei strömendem Regen und heftigem Wind auf den Weg zur Landungsbrücke, wo eine Pinasse der Wörth uns zur Roland zurückbringen sollte. Ich bemerkte, dass die Strasse (?) zum Landungsteg eine spärliche elektrische Beleuchtung aufwies. Nun standen wir etwa zu 20 Mann auf der Brücke und erwarteten die Dampfpinasse bei strömendem Regen und finsterer Nacht. Die See ging hoch. Nach Eintreffen der Pinasse fuhr die Hälfte der Herren (soviel konnte die Pinasse nur fassen) zur Roland, konnte aber wegen der hohen See nicht anlegen und musste wieder umkehren. Wir anderen standen unterdessen wartend und zähneklappernd auf der Brücke, bis die Pinasse wieder zurück kam und wir erfuhren, dass nichts anderes übrig bleibe, als im Hotel Prinz Heinrich zu übernachten. Jetzt stürmte wieder alles zurück durch Wasser und Schmutz, um möglichst noch ein Bett zu bekommen. Bei der hervorragenden Beleuchtung fiel ich in ein Loch seitwärts des Wegs, ohne mir indessen weh zu tun. Ich war nur gehörig nass. Im Hotel endlich angekommen, musste ich mit dem Stabsarzt ein Zimmer teilen. Da wir das einzige Bett nicht teilen konnten, so einigten wir uns, dass der Stabsarzt auf dem Sofa und ich im Bett schlafen sollte. Das Zimmer war ordentlich, das Bett gut, eine Bedienung gab es überhaupt nicht, denn als ich heute früh aufstand, waren Hosen und Stiefel noch tropfnass und schmutzig. Ungewaschen nun hinein in die nassen Kleider, rasch einen Schnaps und heissen Kaffee getrunken, 4 Mark für Übernachten und Frühstück gezahlt und bei leichtem Regen um 7 Uhr morgens zur Landungsbrücke geeilt, von wo wir mit einem Sampang zur Roland zurück fuhren. Heute gibts sonst nichts Besonderes zu berichten. Die Stimmung ist allgemein gedrückt, da wir immer noch nichts



Das Abschieds-Diner auf der Roland am 30. Oktober 1900. *Privatarchiv Fehl*

über unseren weiteren Verbleib wissen: Winterquartier in Erdlöchern bei strenger Kälte, nichts zu Essen und nichts zu trinken, das sind alles keine rosigen Aussichten. - Die 1. schwere Batterie Kremkow soll sich bei der Beschiessung der Forts bei Pei tang ausgezeichnet haben. Wenn ich nur auch einmal ins Feuer kommen könnte. Mein Leutnant Uhlenhaut meinte heute ganz betrübt: „Um in einem Fort zu liegen und zu frieren, dazu hätte ich auch in Deutschland bleiben können!". Zunächst schaut sich das Ganze recht trostlos an. Dazu der graue Himmel, der Regen: das richtige nasskalte Oktoberwetter, wie man es aus München auch kennt. - Um 9 Uhr vormittags legte die Roland ab und nahm Kurs auf Taku, wo wir Morgen in der Nacht ankommen werden; dann hat die fast achtwöchige Seereise ihr Ende erreicht und es beginnt eine wahrscheinlich noch unangenehmere Zeit auf dem Land, wo mit Blick auf die Boxer gegenwärtig gar nichts mehr los sein soll. Lediglich im Süden, im Tal des Jangtse, soll es neuerdings unruhig sein - aber dort werden wir sicherlich nicht hin geschickt werden.

30. Oktober. Heute ist der letzte Tag der Seefahrt. 53 lange Tage! Nun heisst es wieder einpacken. Das Wetter ist trüb und regnerisch: zum Abschiednehmen just das Rechte! Zum Diner haben wir die Schiffsoffiziere zu uns eingeladen. Die Herren waren sämtlich liebenswürdig und zuvorkommend. Noch einmal gut essen und trinken, wie die beigefügte Speisekarte zeigt; damit findet die Seefahrt ein glückliches Ende. Bin aber auch froh, dass ich etwas vom Kochen verstehe, denn nun heissts, wieder selber dafür zu sorgen, bis alles ins richtige Gleis gekommen ist.

Vor Taku

31. Oktober. Auf der Reede von Taku. Der gestrige Nachmittag und Abend waren nett, aber drückend. Mir ists noch heute recht katzenjämmerlich zu Mute. Hier liegen eine Menge Handels- und Kriegsschiffe, aber bis jetzt haben wir noch keine Nachricht über unsere Bestimmung erhalten. - Heute 5° C, schneidender Wind, klarer Himmel. - Soeben kommt Befehl, dass wir in Tong ku untergebracht werden. Na, da haben wir es ja! Major Borkenhagen ist als Etappenkommandant von Tong ku bestimmt. Der gute Major war auf die Nachricht hin recht nervös und aufgeregt; er eignet sich wahrlich nicht zum Feldsoldaten: Er fragte jeden Leutnant, was denn eigentlich ein Etappenkommandant zu tun habe und schimpfte, dass man gerade ihn zu diesem Posten ausersehen habe. Mit einem Wort: Der Mann war völlig kopflos. - Nun hielt er mit sämtlichen Offizieren einen Kriegsrat, was jetzt zu tun sei. Nach langer Debatte einigte man sich, dass der Major an Land gehen und sich erst einmal über die Unterkunftsverhältnisse in Tong ku orientieren solle. Hauptmann Kremkow, der ebenfalls auf die Roland gekommen war, suchte ihm deutlich zu machen, dass er jetzt als Ortsältester doch bestimmen müsse, wo die 1. und 2. Batterie unter zu bringen seien usw.. Es ist einfach haarsträubend! Also, wir fahren heute Abend nach Tong ku.

4. November. Noch am 31. Oktober fuhren der Major mit Adjutant, sowie mit Hauptmann Wieprecht, Krankow und mir auf einem japanischen kleinen Flussdampfer in Richtung Tong ku ab. Wir waren noch nicht lange gefahren, als der Kapitän uns sagen liess, der Dampfer sei auf die grosse Barre *(Sandbank)* vor der Mündung des Flusses Pei ho aufgefahren und wir müssten jetzt abwarten, bis wieder Hochwasser komme. Es war unterdessen 10 Uhr abends geworden. Aussicht auf ein Weiterkommen bestand nicht mehr und so richteten wir uns denn zu Vieren in einer engen Kabine zum Übernachten ein; der Rest musste an Deck biwakieren. Die Reede, wo die grossen Schiffe liegen, liegt ca. 2 1/2 Stunden weit vor der Flussmündung. Weiter können die grösseren Schiffe nicht fahren, da eine ausgedehnte ca. 5 km breite Barre den Zugang zum Fluss versperrt. Über dieser von dichtem Schlamm gebildeten Barre steht zur Zeit der Ebbe das Wasser nur etwa 1 Meter hoch und man muss da-

her die Zeit der Flut abwarten, um hinaus zu kommen. Weht der Wind von Norden und ist wenig Wasser im Fluss, dann ist die Untiefe ebenfalls sehr seicht. Es sind daher die Bedingungen für ein glattes Überwinden der Barre nicht allzu oft gegeben. Um den Verkehr von den grossen Schiffen nach Tong ku zu bewerkstelligen, haben nun sämtliche Staaten alle verfügbaren kleinen Dampfboote und Pinassen, besonders in Japan, gechartert und hierfür grosse Summen gezahlt. Ein Lotse auf einem dieser Schiffe erhält 150 Dollar = 300 Mark am Tag. Bemannt sind die Boote mit Marinesoldaten. Ob es bei diesen grossen Kosten nicht vorteilhafter gewesen wäre, dem Vorschlag des Inspektors Meisel vom Nordeutschen Lloyd näher zu treten, der durch die Barre hindurch einen Kanal ausbaggern lassen wollte, muss ich als Nichtfachmann dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls hat es mit der Schiffbarkeit der chinesischen Flüsse seinen Haken. Im Fluss selbst können die grossen Schiffe verkehren, aber das Hineinkommen in den Fluss ist erschwert. - Mit uns sassen etwa 8 Dampfer und Leichter, voll mit Material beladen, auf der Barre auf. Einige davon schon seit 3 Tagen, weil Nordwind wehte und die Flut nicht genug Hochwasser brachte. Das Ausschiffungsgeschäft ist unter diesen Verhältnissen auch für uns erschwert. Im Übrigen wollen die Chinesen keine Fremden und da haben sie auch keinerlei Interesse, die Flussmündung für Seeschiffe gangbar zu machen. Die grosse Barre und die Verschlammung des Flusses ist erst entstanden, als Li-hung-tschang den grossen Kanal Tientsin - Lutai bauen liess. Dadurch wurde dem in grossen Windungen dem Meer zufliessenden Pei ho Strom zuviel Wasser entzogen und er hat bei dem ohnehin minimalen Gefälle nicht mehr die Kraft, die Schlammmassen weit genug ins Meer hinaus zu tragen, weshalb die Flut sie vor der Mündung aufstaut. Früher sollen grosse Schiffe unmittelbar bis Tientsin gefahren sein. Doch ist für die Chinesen die Verteidigung der Flussmündung unter den jetzigen Verhältnissen deutlich erleichtert. - Wir übernachteten also so gut wie möglich in dem kleinen Boot. Tranken morgens einen schlechten Tee; zu Essen gab es nur Zwieback. Ungeduldig und frierend standen wir am Donnerstag, 1. November, morgens auf dem kleinen Boot. Waschgelegenheit war keine vorhanden und Aussicht auf ein Weiterkommen auch nicht. Um 10 Uhr morgens kam schliesslich eine kleine Pinasse in unsere Nähe. Wir riefen sie heran und liessen uns von ihr aufnehmen. Einen Leutnant der 1. Batterie, der gleichfalls mit uns an Bord des japanischen kleinen Dampfers gewesen und von der Palatia 150.000 Dollar in Silber nach Tong ku zu transportieren hatte, mussten wir mit seinen Geldkisten zurück lassen. Hoffentlich hat er mit seiner teuren Last jetzt das Festland er-

reicht; ich habe bis jetzt nichts mehr von ihm gehört. - Wir fuhren in den schmutzig gelben Fluss ein und waren jetzt an der Stelle, wo das Kanonenboot Iltis so ruhmreich gekämpft hatte. Das ganze Gelände bildet eine niedere schmutzig gelbe Fläche; soweit das Auge reicht, kein Baum und kein Strauch; nur dann und wann Sumpfstrecken mit Schilf bedeckt. Trostlos und traurig ist der Anblick. Aus der gelben Ebene erheben sich zur Linken und Rechten die graugelben Wälle der Forts. Von Zerstörungen ist verhältnismässig wenig bemerkbar. Von einem russischen, mit Munition beladenen Boot, welches von den Chinesen beim Angriff auf die Taku-Forts in den Grund geschossen wurde, ragen nur die 2 Masten aus dem Wasser. Auf dem Fluss ist reges Leben: Hunderte von Dschunken mit Wimpeln der kriegsführenden Staaten fahren hin und her; Dampfpinassen, grosse Dampfboote und Leichter halten an den Ufern. Wir fahren an Taku auf dem rechten Flussufer vorbei: wenige europäische Häuser und eine grosse Menge enger gelber Lehmhütten. Die Chinesen bauen hier nämlich Wände und Dach ihrer Hütten aus Lehm, mit Stroh und Schilf vermischt. Fenster gibts nicht, sondern höchsten Holzrahmen mit Papier bespannt. Schmutz ist der Grundton; alles ist, wie der Boden, graugelb. Schmutzige Chinesen in blauen, dick wattierten Röcken mit Pelzmützen auf dem Kopf, treiben sich herum. Die Pinasse geht weiter flussaufwärts nach Tong ku am linken Pei ho Ufer, wo die Ausladestelle für die Schiffe und die Endstation der Eisenbahnen nach Shan hai kuan und nach Tientsin gelegen ist. Hier ist am Ufer reges Leben. Dagegen das Dorf! Es ist unbeschreiblich. Unwillkürlich musste ich an Pompeji denken. Alles ist zerstört und verbrannt; kein Stein steht mehr auf dem anderen: überall fusshoher Schmutz und Unrat und ein infernalischer Gestank von Leichen aus dem Boxeraufstand. Auf diesem Trümmerfeld kampieren nun die Truppen: eine Abteilung Russen, Franzosen, Engländer, Japaner und eine Kompanie deutscher Infanterie, das Pferdedepot und die 1. schwere Batterie mit Munitionskolonne. Fünf Wochen mussten sie im Sumpf und Gestank biwakieren, bis sie sich einigermassen zwischen den Ruinen eingerichtet hatten. Natürlich ist alles dürftig. Das Kasino der 1. Batterie ist eine Lehmhütte voll Fliegen; das frugale Essen wird auf einem offenen Feuer zubereitet. Die Offiziere liegen in einer Lehmhütte. Ein Oberleutnant ist mit 90 Mann nach Taku-Südfort detachiert. Die Mannschaften liegen in 3 Etagen übereinander auf notdürftig selbst gezimmerten Pritschen. Jeder kocht sich selbst sein Essen und schaut, wo zu seinem Fleisch und Brot, das ihm geliefert wird, sonst noch etwas hinzu bekommt. Das Wasser des Pei ho Flusses ist schmutzig gelb, bei Flut stark salzhaltig und zudem höchst ge-

sundheitsschädlich; man darf sich nicht einmal damit waschen, sonst bekommt man Ruhr und Typhus, der hier stark grassiert. Es muss daher alles Wasser vor dem Gebrauch mit Alaun geklärt und dann gekocht werden. Mit einem Wort: trostlose Zustände! Dazu fehlt es an Wein und Bier und dem notwendigen Ess- und Kochgerät. So sind die Offiziere gezwungen, auf den ankommenden Dampfern alle Bestände aufzukaufen, die sie bekommen können. Auch Öfen sind nicht vorhanden und ebensowenig Fenster. Die 1. Batterie. hat sich in Schanghai Öfen und Glas bestellt. Bei der Batterie wurden wir mit Rührei und Schinken und einem harten gebratenen Fleisch bewirtet. Schmeckte uns vorzüglich, da wir Hunger hatten. - Hier erhielten wir folgendes Telegramm vom Oberbefehlshaber, Graf Waldersee: „Die 2. Schwere Batterie ist in Tsingtau auszuschiffen, zunächst als Arbeitskommando hier; Material geht ebenfalls nach Tsingtau!" Grosse Aufregung darob. Ich weiss nicht, ob ich mich freuen soll oder nicht. Das Überwintern ist dort jedenfalls besser für Offiziere und Mannschaften, aber wie soll die Batterie bei der Hand sein, wenn bei Peking einmal etwas los sein sollte? Das Gros der Truppen steht bei Tientsin; nach Pao ting fu und Shan hai kuan sind deutsche Detachements vorgeschoben; Graf Waldersee ist mit der Kavallerie in Peking. Was soll ich nun in Tsingtau? Ich möchte doch auch noch ins Feuer kommen! Die 1. Batterie hat doch schon bei der Wegnahme des Pei tang-Forts am 20. September mitgetan und sich ausgezeichnet. Soll ich zur Untätigkeit verdammt werden? Ich bin, offen gestanden, jetzt noch recht verdrossen, zudem ich nicht weiss, ob ich in Tsingtau Pferde erhalte, um die Batterie bespannen zu können. Das ist eine schöne Bescherung! Doch ich bin vielleicht ein zu grosser Pessimist. Was nützt mir die beste Unterkunft in Tsingtau, wenn ich damit aus dem Krieg ausgeschaltet bin. Der Teufel hole diesen ganzen Krieg! - Der Major wusste natürlich wieder gar nicht, was nun zu tun sei; er wolle ebenfalls nach Tsingtau, denn ihm grause vor dem Leben hier und der Tätigkeit als Etappenkommandant. So setzte er sich dann nach langer Beratung auf den Zug nach Tientsin, während Hauptmann W. und ich uns die Beine abliefen, um ein Dampfboot zur Rückfahrt auf die Roland zu bekommen. Beim Hafenkommando, in einem zweistöckigen Haus, versuchten wir ebenfalls unser Glück. Wir traten in den Flur ein, ein Matrose trug gerade eine Platte mit Fisch, Kartoffeln und Sosse in ein Zimmer und wir hatten Zeit zu philosophieren, wie doch die Bequemlichkeiten des Lebens so verschieden verteilt sind und wie schön ein gut gesottener Fisch, auf silberner Platte serviert, schmecken könne. Mit gierigen Augen und knurrendem Magen folgten wir dem Träger der Platte, der uns beim Kapitänleutnant

(Hauptmann), welcher hier den Dienst versieht, anmeldete. Durch dessen Vermittlung erhielten wir denn auch eine Fahrgelegenheit auf einem kleinen Dampfboot, welches Kranke an Bord des Lazarettschiffes Gera brachte. Auf dem Schiff erhielten wir für Geld und gute Worte schlechten Tee und wieder Rühreier, sowie Labskaus (rohes Fleisch mit Essig und Zwiebeln). Hat mir trotz der Zwiebeln hervorragend geschmeckt! Um 11 Uhr abends kamen wir schliesslich an Bord der Roland. Die Jägerkompanie hatte schon das Schiff verlassen und war nach Tientsin weiter gegangen. Die 2. Gebirgsbatterie war noch hier; sie hatte Befehl erhalten, zunächst nach Tientsin zu rücken, fand aber nicht ihre verpackten Mäntel und wollte ohne diese nicht das Schiff verlassen. Ein Versuch, die Mäntel meiner Batterie weg zu nehmen, wurde von meinem Oberleutnant Zehlike energisch abgewiesen. - Auf unsere Nachrichten und Schilderungen hin war an Bord reges Leben. Meine Herren waren betroffen, da sie im Abtransport nach Tsingtau eine Zurücksetzung der Fussartillerie im Allgemeinen und Besonderen glaubten erblicken zu müssen. Sie suchten dann an Proviant alles aufzukaufen, was auf dem Schiff noch verfügbar war, denn jeder war überzeugt, dass man einem schlimmen Winter mit vielen Entbehrungen entgegen gehen werde.

2. November. Freitag. Es herrschte allgemeine Spannung, was wohl der Major von Tientsin mitbringen werde. Die Gebirgsbatterie sucht noch immer vergebens nach Mänteln.

3. November, Samstag. Morgens kam endlich der Major an. Er brachte nichts Neues; v. Lessel hatte ihn hinaus geschmissen mit dem Bedeuten, dass an den Befehlen nichts geändert werde. Gleichzeitig war an die Gebirgsbatterie die Weisung eingetroffen, auch ohne Mäntel abzurücken. - Nun ging ein wüstes Treiben los. Der Major war ganz kopflos und entpuppte sich als grosser Egoist. Er hatte nur noch Gedanken für die Wein- und Speisevorräte, die er mitnehmen wollte, sowie für tausend Sachen, damit er möglichst bequem leben könne: „Ihre Batterie braucht nichts und Sie müssen mir alle Ihre reservierten Vorräte an Wein abgeben." Ich wehrte mich natürlich meiner Haut und suchte begreiflich zu machen, dass meine Herren in Tsingtau auch gern einen billigen Wein trinken wollen. Der Mann war ganz kopflos, und komisch war es anzuschauen, wie er verstörten Blicks herumlief, da und dort hundert Befehle gab, gleich darauf das Entgegengesetzte anordnete und in nervöser Sinnlosigkeit nicht mehr wusste, was er sagte. Mittags um 3 Uhr kamen zwei kleine Dampf-

boote, um Bataillonsstab und Gebirgsbatterie einzuladen. Um 11 Uhr nachts sollten die Boote mit dem Hochwasser abgehen. In kürzester Zeit war das Schiff halb geplündert. Töpfe, Stühle, Bänke, Betten, Essgeschirr usw. verschwanden. Der Kapitän und der Schiffszahlmeister jammerten, dass ohne Quittung nichts abgegeben werden könne. Soldaten und Offiziere liefen umher mit Gezänk und mit Proviant. Mein Leutnant Rogister wurde mir genommen und dem Stab zugeteilt, da der Major nicht genug Offiziere haben kann, die für ihn die Arbeit besorgen, denn er selbst kann und will nichts tun. Der Stab des Majors als Etappenkommandant besteht aus 1 Hauptmann, 1 Adjutanten, 3 Leutnants, 1 Feuerwerksoffizier, 1 Stabsarzt, 1 Rossarzt, 1 Zahlmeister. Der bisherige Etappenkommandant Sermon hatte nur 1 Hauptmann, 1 Adjutanten, 1 Leutnant. Nun, ich wünsche der ganzen Gesellschaft alles Gute! Um 5 Uhr mittags war der Major nicht mehr zu halten. Mit einer Wurst, Butter und Brot versehen, eilte er auf sein kleines Dampfboot und zog seinen Stab ebenfalls heran, trotzdem das Schiff erst um 11 Uhr abends abgehen sollte. Er liess keine Ruhe, das Schiff musste abfahren. Gott sei Dank, dass endlich diese Gesellschaft fort war! Wie ein Stein fiel es mir vom Herzen, denn mit solch aufgeregten Menschen ist nicht gut zusammen leben. Ich trank jedoch gerade mit meinen Leutnants eine Flasche Sekt und feierte das freudige Ereignis weiter - es war etwa 8 Uhr abends - als die ganze Gesellschaft wieder zurück kehrte, denn der Dampfer hatte halt noch nicht über die Barre fahren können. Nun mussten wir noch einige aufgeregte Stunden durchstehen. Hundert Kleinigkeiten wurden noch bestellt oder von eifrigen Burschen gedrückt. Endlich um 11 Uhr abends verliess der Stab und die Gebirgsbatterie die Roland auf Nimmerwiedersehen. Alles atmet erleichtert auf, dass diese Bagage endlich fort war. Wie wild es zugegangen war, mag daraus hervorgehen, dass von den Flaschenstöpseln mit silbernem Knopf 3 Stück fehlen; einige solcher Stöpsel sah ein Steward auf den Feldflaschen der Kanonieren und schnitt sie rechtzeitig noch ab; aus der Bibliothek fehlen 8 Bücher; Wolldecken, Geschirr usw., alles wurde geplündert. Es wundert mich, dass überhaupt noch etwas auf dem Schiff ist. - Jetzt nur noch rasch die Schiffsladung löschen und dann nach Tsingtau, wo ich hoffentlich mit nervösen Vorgesetzten nichts mehr zu tun habe!

4. November, Sonntag. Heute früh kam ein Dampfboot, um die Schiffsladung, welche nach Tong ku verfrachtet werden soll, aufzunehmen. Es sind die Proviantbestände und die Wellblechbaracken. Es ist ein schöner Tag mit ruhiger See; da kann flott gearbeitet werden, damit wir möglichst bald fort kommen.

Hoffentlich sind wir bis Mittwoch fertig. Es soll Tag und Nacht durchgearbeitet werden. Hoffentlich bekomme ich jetzt auch bald einmal wieder Briefe und Zeitungen.

5. November. Heute grosse Langeweile. Die See ist so bewegt, dass das Ausschiffen des Materials eingestellt werden musste. Die Geschichte mit dem Ausschiffen ist auch komisch. Die Lloyd-Dampfer haben 12 Tage Liegezeit. Für jeden Tag, den sie länger liegen müssen, bekommt der Lloyd schweres Geld. So kostet die Roland den Staat für solche Überfrist täglich 4.500 Mark. Es ist nun klar, dass die Gesellschaft gar kein Interesse hat, die Schiffe rasch auszuladen, da sie ja nur Geld verdienen und nichts verlieren kann. Sie darf die Schiffe aber auch nicht mit ihren eigenen Leuten ausladen. Das Ausladegeschäft liegt in den Händen eines Kapitänleutnants Redlich und geht nur langsam vor sich, da nicht genügend Transportdampfer und Leichter vorhanden sind; ausserdem sind die Schiffskapitäne nicht verpflichtet, mit ihren geübten Matrosen auszuladen und das Material in die Leichter zu verstauen, vielmehr muss dies durch die ungeübten Soldaten geschehen. Es ist nun klar, dass erstens der Staat mit solchem Vertrag immer nur der Bezahlende ist und zweitens, dass die ungeübten Soldaten keinen Begriff vom Ausladen und vom Verstauen der Materialien haben, wodurch Zeit und Geld verloren gehen. Wäre es da nicht besser und vorteilhafter gewesen, zunächst einen gescheiteren Vertrag zu machen und dann das Ausschiffungsgeschäft an einen Unternehmer unter militärischer Kontrolle und mit entsprechenden Strafbestimmungen für nicht rechtzeitig abgeschlossene Arbeiten zu vergeben. Der Unternehmer hätte schon im eigenen Interesse für Transportgerät und -arbeiter gesorgt. Wenn die beiden grossen Reedereien, Lloyd und Hamburg-Amerika Linie, welche ihre kundigen Vertreter an der ostasiatischen Küste haben, die Sache zur Ausführung bekommen hätten, wäre es gewiss einfacher und rascher gegangen; denn sie haben sicher bessere Verbindungen zur Beschaffung von Transportgerät und -arbeitern als unsere Marine. Aber dann wäre ja die Marine ausgeschaltet gewesen! Also dann lieber doch mehr bezahlen, damit die Marine nicht gekränkt wird! Im übrigen hat die Marine sicher viel dabei gelernt. Wenn sie nur das eingesehen hat, dass es ausser ihr auch noch andere Menschen gibt, dann ist es schon ein Gewinn, denn diese Leute sind von einer furchtbaren Einbildung: Sie kommen gleich nach den Pionieren! Im Ganzen hat man sich die Sache leichter vorgestellt, als sie ist; jetzt sitzt man in der Patsche. - Im übrigen fehlts hier nicht an Komik: Man stelle sich z.B. den dicken Major vor, am Samstag Mittag um 5

Bier-, Wein- und Proviantvorräte, die Leutnant Müller mit Müh und Not auf allen Schiffen zusammen gekauft hatte, ausserdem Topfzeug, Lampen, Geschirr usw. an Bord zurück lassen. Die Mannschaften konnten noch nicht einmal ihren eisernen Bestand mitnehmen, stopften sich dafür aber alle Taschen mit Lebensmitteln voll; ausser dem wurden in weiser Voraussicht Fässer mit Trinkwasser mit genommen. Um 11 Uhr nachts fuhren wir mit dem Transportdampfer Wu tschou ab. Die Nacht war kalt und die Mannschaften biwakierten zum grössten Teil auf Deck. Leutnant Müller und ich fanden in einer kleinen Kabine Unterkunft.

(Ende des ersten Tagebuchhefts)

Etappe in Tong ku

9. November. Früh um 7 Uhr kamen wir vor Tong ku an. Dort überbrachte ein Unteroffizier folgenden Befehl: „Oberleutnant Zehlicke mit 7 Unteroffizieren und 90 Mann rückt nach Taku-Südfort, Leutnant M. mit 3 Unteroffizieren und 30 Mann rückt nach dem Pei tang-Fort aus, der Rest geht nach dem neuen Lager!" Nun haben wir sämtlich keine genauen Karten von hier. Kein Mensch konnte mir sagen, wohin es zum ´neuen Lager´ oder nach Pei tang ging. Ratlos standen wir da am Ausladeplatz, bis wir endlich ein paar Soldaten auftrieben, die den Weg wussten. Die Detachements rückten jedes für sich ab. Kleidersäcke und Gepäck wurden später auf requiriertem Fuhrwerk sowie in Dschunken nach geführt. Ich war hochgradig verstimmt. Ich bin doch wahrlich nicht aus Deutschland heraus gegangen, um einen besseren Arbeiter am Hafen zu machen. Da wirft man eine Batterie ohne ihre Geschütze an Land und verwendet sie einfach als Arbeiter. Meine Leutnants hat man mir sämtlich genommen, die Geschütze sind auf dem Schiff zurück gelassen und die Batterie ist zerstückelt. Ich sitze friedlich hier in Tong ku, meine Leute laden Schiffe aus und verladen Eisenbahnzüge. Ich gebe ja gern zu, dass diese Arbeit unbedingt notwendig ist, denn Anfang Dezember wird der Pei ho Fluss ganz zugefroren sein und bis dahin müssen all die vielen Schiffe, die noch auf der Reede liegen, ausgeladen sein; ausserdem muss bei der beginnenden Kälte das ungeheuer umfangreiche Material, die Mengen von Proviant, Holz, Stroh, Heu, Öfen, Decken, Kleider nach Tientsin befördert werden. Warum aber verwendet man dazu nicht die eigens zu diesem Zweck bestimmten Etappenkompanien? Warum muss da gerade die schwere Artillerie dran? Wir haben eben im Stab von General Lessel keinen Vertreter und da tut man mit uns, was man gerade will. Meine Gedanken sind indes von der Sorge um die Unterbringung und Verpflegung der Mannschaften voll in Anspruch genommen. - Auf dem so genannten ´neuen Lager´ herrschte allgemeine Enttäuschung: Nachdem wir auf kleinen Dämmen an überschwemmten Flächen einige Zeit hin gewandert waren, die Mannschaften mit ihren Kleidersäcken zum Teil schwer bepackt, kamen wir wieder an das erhöhte Ufer des in grossen Windungen dem Meer zufliessenden Pei ho. Dort baute sich die Pionierkompanie Adler ihre Baracken; dann kam eine grosse Lehmfläche, dort sollte ich mich in ein paar bereit lie-

genden Zelten häuslich niederlassen. Der Wind blies scharf. Nun machten sich die armen Kerle daran, die zwei grossen Zelte aufzuschlagen, was nach mehreren missglückten Versuchen auch endlich gelang. In einem Zelt kamen die mir verbliebenen 100 Mann unter. Im anderen Zelt bauten mir die Unteroffiziere aus Segeleinwand noch ein kleineres Zelt und darin schlug ich mein Feldbett auf. Wie bin ich seither schon so froh gewesen um dieses Feldbett! Dann wurde aus den am Ufer liegenden, mit Stroh beladenen Dschunken Stroh geholt; Kochgräben und Latrinen wurden ausgehoben; es war mittlerweile 3 Uhr nachmittags geworden. Zum Glück hatten die Leute vom Tag vorher noch Brot und Wurst übrig, denn heute gab es nichts zu Essen; andere waren so glücklich, Eier aufzutreiben, 5 - 6 Stück für 10 Pfg. So waren die Leute zum wenigsten vom Hunger befreit; gegen die Kälte musste die enge Belegung der Zelte helfen. Trinkwasser war vom Schiff nur in geringen Mengen mitgenommen worden, aber es genügte bei sparsamer Einteilung; Holz war in der Lehmwüste natürlich nicht aufzutreiben. - Gegen Abend wurde es unangenehm kalt. Ich hielt einen Abendappell ab und sprach den Leuten Mut zu, dann ging alles bald schlafen. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen und war furchtbar hungrig. Da ich nichts bei mir hatte, schickte ich meinen Burschen nach Tong ku, um etwas bei der 1. Batterie zu kaufen; aber es wurde 7 Uhr abends, 8 Uhr abends und mein Johann kam nicht zurück; unterdessen hatten mir die Unteroffiziere etwas heissen Kaffee, Wurst und Brot angeboten, was ich mit gutem Appetit verzehrte. Nachdem ich befürchtete, dass meinem Burschen, der ohne Waffen fortgegangen war, etwas zugestossen sei, schickte ich eine Patrouille nach ihm aus. Etwa um 9 Uhr legte ich mich aufs Feldbett, in zwei Decken und Mantel eingewickelt, Revolver neben mir auf der Erde. Kaum war ich eingeschlafen, wurde ich durch Schritte aufgeweckt. Eine Laterne leuchtete ins Zelt herein und mein Oberleutnant Zehlicke erschien mit meinem Burschen und der Patrouille; er hatte auf Befehl des Majors in Tong ku etwas besorgen müssen, hatte sich im Kasino der 1. Batterie aufgehalten und dort gehört, wie mein Bursche von meinen Nahrungssorgen erzählte. Er war mit meinem Burschen und mit Essen, Wein und Bier bepackt aufgebrochen, hatte sich aber in der Dunkelheit verlaufen, denn hier gibts keine ordentlichen Wege, und war von meiner Patrouille wieder auf den rechten Weg gewiesen worden. Ich war zu müde, um noch etwas zu essen, sondern trank mit Zehlicke nur ein Glas Bier, dann lud ich ihn ein, bei mir zu übernachten, was er auch gerne annahm, denn er hätte noch bei der Dunkelheit über den Pei ho hinüberfahren und dann etwa 1/2 Stunde in einer ihm ganz unbekannten

Sumpfgegend herum marschieren müssen, um nach Taku Süd-Fort zu kommen. Die Nacht war kühl und feucht.

10. November. Samstag. Eiskalter Morgen, schneidender Wind. Die Mannschaften waren schon früh auf. Während ich noch zu Bette lag, kam eine Ordonnanz und meldete: „Heute Morgen ist Infanterie angekommen und soll hier Biwak beziehen!" Nun hatte mir der Major gestern, als er zur Batterie herauskam, mitgeteilt, dass ich sofort nach Tong ku abrücken könne, sofern sein Antrag genehmigt würde, dass Infanterie in das neue Lager kommt. Jetzt war sie ja da, die liebe Infanterie, 9. Kompanie, 6. Regiments! Sofort also heraus und abgerückt, ohne sich zu waschen, nur ein Schluck warmer Tee, den mir mein guter Beiermann in wohlmeinender Absicht bereitet hatte, der aber entsetzlich bitter schmeckte. Ein scharfer Wind wehte über die baum- und graslose Lehmebene und wirbelte den Staub hoch auf. Man konnte kaum die Augen öffnen, das Gesicht war dick mit braunem Lehm bedeckt. Doch was machts? - So zogen wir hin nach Tong ku. Dann und wann erhebt sich aus dem Lehm ein runder Hügel, ein Chinesengrab - manche davon aus dem Boxeraufstand; einige Hügel sind vom Wasser abgewaschen, Särge schauen daraus hervor, Hunde treiben sich bei den Leichen herum und freuen sich über den Schmaus. Die Chinesen haben hier offenbar keinen Friedhof, sondern tragen ihre Toten beliebig aufs Feld und errichten über dem Sarg einen Hügel. Je vornehmer der Tote, desto grösser der Hügel.
Endlich kamen wir nach Tong ku. Dort wurden uns einige zerstörte, schmutzige Lehmhütten zugewiesen und nun hiess es, sich einigermassen einzurichten für einen harten Winter. Beim Proviantamt wurde Kochsalz, Fleisch und Brot empfangen, ausserdem Trinkwasser; dann machen es sich die Kanoniere in den zerfallenen Hütten so bequem wie möglich. Ich laufe mir natürlich die Beine aus, um das Notwendigste zu erhalten, damit die armen Kerle nachts nicht frieren müssen. Ich selbst übernachte auf meinem Feldbett in einer Lehmhütte. Tür-, Fensteröffnung und Dach sind mit Zeltleinwand zugehängt. Habe diese Nacht fest gefroren und dabei wenig geschlafen; beim geringsten Geräusch bin ich immer wieder aufgewacht und habe meinen Revolver in die Hand genommen, denn die Hütte, die ich mir ausgesucht habe, liegt abseits von den Mannschaftshütten.

Sonntag, 11. November. Es ist furchtbar schwer, sich einigermassen hier einzurichten, denn es gibt nirgends Bauholz. Das Holz musste erst aus verlassenen

Hütten heraus gerissen werden; die Infanteristen haben sogar die Gräber aufgewühlt und Särge als Brennmaterial verwendet. Auch das Holz für Türen, Fenster, Fussböden, Bettstätten usw. wird mühsam aus zerfallenen Hütten heraus geschafft. Die Mannschaften bauen sich aus Backsteinen kleine Kochherde. Durch einen Dolmetscher habe ich chinesische Maurer und Schreiner anwerben lassen; die arbeiten zwar langsam und wenig am Tag, aber was sie aber machen, ist gut. Ein Schreiner bekommt für den Tag 1,50 Mark; ein Maurer ebensoviel. Um einigermassen die Öffnungen der Hütten schliessen zu können, bemühte ich mich um Strohmatten, die ich endlich von dem viel geplagten, aber gefälligen Rendanten Müller erhielt. Nun herrschte rege Tätigkeit. Woher meine Kerle die notwendige Menge an Bauholz beschafften, ist mir rätselhaft; ich glaube, sie stehlen es von anderen Truppen. Die Begriffe von Mein und Dein sind hier sehr erweitert: Jeder sorgt für sich, denn die Nächte sind bitterkalt. Ich esse bei der 1. Batterie. Fleisch und Material wird vom Proviantamt für Offiziere und Mannschaften geliefert, ausserdem gibt es alle 8 Tage 1 Kerze, 4 Schachteln Streichhölzer, 7 Zigarren; alle 14 Tage 1 Stück Seife; ferner haben wir von den Liebesgaben aus der Heimat eingemachte Kirschen und Himbeeren erhalten. Als Getränk kann das Wasser für einen besseren Gaumen nicht verwendet werden, denn das Zeug stinkt trotz Filtrierung und Destillation. Man muss sich mit Bier und Wein behelfen, welchen die einzelnen Truppenteile in grösseren Quantitäten von den Transportdampfern aufgekauft haben. Vom Proviantamt werden alle Woche an Offiziere und Mannschaften 3/10 Liter Rotwein pro Person und etwas Branntwein verabreicht. Auf 7 Tage 1/3 Liter Wein! Ist das nicht grossartig? Versuche einer mal, ob er in 7 Tagen einen Drittel Liter Wein trinken kann!

Mit dem Wasser ists eine grosse Not. Das Flusswasser darf noch nicht einmal zum Waschen verwendet werden. Alles Wasser muss zuerst mit Alaun geklärt und dann fest abgekocht werden. Wo aber die dazu notwendigen Gefässe her nehmen? Denn absolut nichts ist da! Nun habe ich aus Schutt alte chinesische Wassertöpfe ausgraben lassen; nach langer Mühe habe ich beim Proviantamt schliesslich einen eisernen Kessel zum Wasserkochen aufgetrieben. Jetzt wird ein grosser Kochherd nach meiner Angabe gebaut. Von Taku Süd-Fort schickte mir Zehlicke einige eiserne Minenkessel, in denen noch Pulver war; die will ich jetzt als Kochtöpfe für meine zu errichtende Mannschaftsküche verwenden. Hier heissts eben, aus nichts etwas schaffen! Die Verantwortung für das Wohl und Wehe meiner Kerle ist gross und nimmt mich ganz in Anspruch. - Habe die Nacht bei offener Tür- und Fensteröffnung geschlafen.

12. November. Die Mannschaften sind fleissig bei der Arbeit: es wird gemauert und geschreinert. Jeden Tag müssen etwa 60 Mann zur Arbeit bei den Schiffen und am Bahnhof; der Rest bleibt zum Einrichten des Reviers zurück. Die Chinesenkünstler zimmern für mich eine Tür und ein Fenster, damit ich doch wenigstens einen geschlossenen Raum habe. Mit Strohmatten werden die Wände bekleidet und eine Decke gemacht. Am Mittag ritt ich mit Kremkow, der mich liebenswert unterstützte, den Pei ho Fluss aufwärts nach Sin ho, wo die englischen Offiziere ein kleines Rennen veranstalteten; natürlich alles sehr primitiv und einfach. Der gute Major, dem mein unzufriedener und sorgenschwerer Kopf wohl nicht gefallen wollte, riet mir dringend, mitzureiten, damit ich etwas heraus gerissen würde. In der Tat, das Reiten hat mich wieder aufgefrischt. - Auf dem Rennplatz war sogar eine Dame. In welchem Verhältnis sie zu einem der englischen Offiziere stand, konnte ich nicht feststellen. Krankow rannte beim steeple chase mit und gewann als Zweiter 4 Dollar (8 Mark). Nachdem wir genügend durchgefroren waren, ritten wir wieder nach Hause und vertranken den Gewinn. Sonst nichts Neues. Die Gegend, die ich heute gesehen habe, ist ebenso trostlos wie die, welche ich schon kannte. Soweit das Auge reicht, eine braune Lehmebene mit grossen Wasserflächen und Gräben. Der Fluss ist künstlich durch Dämme eingeengt, sonst würde er das tief liegende Gelände überschwemmen, wie die lombardische Ebene. Von Strassen keine Spur. ein paar schlechte Dämme; die so genannte Strasse nach Peking ist schlechter als ein alter Bauernweg. Wenns regnet, ist die ganze Gegend ein ungangbarer brauner Sumpf. - Habe heute Nacht schon besser geschlafen, ist doch zum wenigsten schon eine Tür da.

13. November. Bin heute einmal nach Taku zum Süd-Fort gegangen, um zu sehen, wie meine dorthin abkommandierten Leute untergebracht sind. Der Ort Taku, durch welchen man kommt, ist belebt, hat einen Markt, wo man unglaublich billig einkaufen kann, z.B. 6 Schnepfen für 2 Mark, eine Ente 50 Pfg, usw.. Das Süd-Fort von Taku ist von Russen, Deutscher Marine, einem Detachement österreichischer Marine und meiner Batterie besetzt. Das Fort ist ganz aus Lehm erbaut und hat eine unvernünftig grosse Ausdehnung mit zahlreichen Abschnitten, nassem Graben, Drahthindernis und Tretminen davor; Flankierung vom hohen Wall. Ausrüstung mit modernsten Krupp-Geschützen und alten Vorderladern. Um das umfangreiche Werk zu verteidigen, bräuchte man zwei Regimenter. Auf den Wällen wehen die russische, österreichische und deutsche Fahne. Im Inneren ist das Fort ziemlich zerstört. - Meine Leute

sind gut untergebracht, besser als ich in Tong ku. Die Offiziersmesse ist hervorragend gut, ein Marinekoch versieht dort die Küche. Mit Zehlicke gabs manches zu besprechen, besonders wegen der Verbindung des Forts gegen die Landseite hin. Im Kasino war eine nette Gesellschaft beisammen, u.a. zwei Schlachtenmaler der ´Woche´, die ein Bild vom Sturm auf die Taku-Forts malen wollen. Abends um 6 Uhr kam ich wieder nach Tong ku zurück. Hier war unterdes ein Fenster im Schlafzimmer fertig geworden, ein Füllofen stand in der Ecke und ein lustiges Feuer prasselte. Nun wirds etwas gemütlicher!
Die 9. Kompanie, 4. Infanterieregiments hat Befehl erhalten, sich auf unserer Roland nach Shan hai kuan einzuschiffen. Nun fahren meine Geschütze spazieren, während ich hier sitze. Nach einer ziemlich erregten Debatte - ich bin nämlich empört über eine solche Behandlung meiner Batterie von Seiten des Generalkommandos - versprach mir der Major, dass er beim Generalkommandeur anfragen wolle, was man eigentlich mit meiner Batterie beabsichtige. - Im übrigen ist der Gesundheitszustand meiner Batterie ein hervorragend guter, hoffentlich bleibt es so. Mein Feldwebel ist noch auf dem Schiff; bald nach der Abreise von Singapore krank geworden, wird er vor 4 Monaten wohl nicht mehr zu uns zurück kommen; er wird wahrscheinlich mit dem nächsten Schiff nach Yokohama gehen müssen. Geschieht im Recht, dem alten Esel! Ich hatte ihn und alle Mannschaften genug vor einer gewissen Sorte von Weibern gewarnt. Nun versieht der Wegefeldwebel den Dienst des Feldwebels, wodurch mir mehr Arbeit erwächst.

14. November. Nichts Neues. Alles ist fleissig bei der Arbeit. Man spricht davon, dass die Russen ihre Truppen ganz zurück ziehen wollen. Eine Menge Russen kommt von Tientsin zurück und schifft sich hier ein; so herrscht am Hafen grosser Betrieb. Die Güter der auf der Reede draussen liegenden Dampfer werden mit Leichtern und kleinen Dampfern hierher geschafft. Doch lässt sich dabei kein Plan einhalten, denn die grossen Dampfer sind nicht gerade zweckmässig beladen. Jetzt sind doch vor allem Bauholz, Brennholz und Öfen notwendig; aber diese Dinge liegen in den Schiffen meist zu unterst; und so muss nun der ganze Dampfer und eine Menge unnötiges Zeug zuerst ausgeladen werden, nur um an das Unterste dran zu kommen. Das hätte man sich doch in Bremerhaven etwas besser überlegen können. So wurden mit viel Mühe die auf der Roland verstauten Teile der Wellblechbaracken, die natürlich auch zu unterst lagen, an Land gebracht und jetzt stellte sich heraus, dass die Baracken gar nicht aufgestellt werden können, weil die Eisenteile durch das oftmalige

Umladen total verbogen sind. Ein Dampfer mit einer Ladung Holzbaracken konnte nichts an Land bringen, weil er keine Leichter auftreiben konnte. Der Unternehmer hatte sich verpflichtet, die Baracken bis nach Tong ku zu liefern. Die Transportleitung der Marine hatte alle irgend aufzutreibenden Leichter und kleinen Dampfer für sich gemietet und gab dem Unternehmer nichts davon ab. So blieben die Baracken auf der Reede, der Unternehmer zahlte die Vertragsstrafe - und wir haben keine Baracken.
Hier läuft man den ganzen Tag wie ungewaschen herum. Der Wind weht dicke Wolken von Lehmstaub über die Ebene und das legt sich wie eine Kruste auf Kleider und Gesicht. Man wird dabei gegen Reinlichkeit gänzlich unempfindlich. - Der Major hat für den Stab einen Chinesen als Koch angemietet und will ein grosses Kasino einrichten. So blüht überall neues Leben aus den Ruinen.

15. November. Bis meine Nachrichten vom 8. - 14. November nach Hause kommen, wird es Neujahr sein; allen meinen herzlichsten Neujahrswunsch! - Heute habe ich meine zwei Pferde erhalten: Hans, ein Fuchswallach mit weissen Strümpfen und Mina, eine dunkelbraune Stute. Die Biester sind voll Schmutz und noch müde vom Transport aus Amerika. In den nächsten Tagen will ich mit dem Zureiten beginnen. Ausserdem habe ich für die Batterie noch 3 Ponies, 3 Maulesel und einen Esel gekauft: eine ganze Menagerie!

30. November. Ein Tag wie der andere. Von Krieg ist keine Rede mehr, man lebt hier im tiefsten Frieden. Gefahren gibt es hier absolut keine, Essen und Trinken ist gut und ein warmes Zimmer habe ich auch. Ich tue gar nichts, ausser hin und wieder spazieren zu gehen und zu reiten. Meine Leute arbeiten Tag für Tag am Hafen, um die ankommenden Lebensmittel und Bekleidungsstücke auszuladen. Wir hören vom Krieg überhaupt nichts, und wenn man nicht da oder dort eine alte europäische Zeitung findet, dann hat man auch keine Gelegenheit, etwas von den chinesischen Wirren zu erfahren. Wir leben hier wirklich friedlicher als in Europa; wir wissen auch alle gar nicht, wozu wir eigentlich hier in China sind und freuen uns, im Frühjahr nach ruhmloser Tätigkeit wieder nach Hause zu gehen.
Wie friedlich die Verhältnisse sind, mag daraus hervorgehen, dass ich weder Geschütze noch Pferde dazu habe. Wer lacht nicht über meinen dümmsten Streich, den ich je gemacht habe? Wer bemitleidet nicht den tapferen Krieger, der in den Krieg ziehen wollte und nun ein besserer Hafenarbeiteraufseher ist! Um das zu werden, musste ich erst bis nach China gehen! Verschlucke den Är-

ger! Aus Ruinen ist neues Leben entstanden: Die Mannschaften haben sich eingerichtet für den Winter, die Lehmhütten werden gedielt, Öfen gesetzt, Pelz- und Wollsachen sind ausgegeben und Proviant wird von den grossen Dampfern aufgekauft und bei uns aufgespeichert. Ich habe mir eine Hütte eingerichtet mit Wohn-, Schlaf- und Burschenzimmer. Das Schlafzimmer ist schon ganz fertig mit Winterfenster, einem guten Ofen, einer aus Zement gemauerten Badewanne, Wasch- und Nachttisch und einem Stuhl. Das ganze ist schön warm, von der Decke bis zum Boden mit Strohmatten ausgeschlagen. Sogar ein Miniaturspiegel ist vorhanden. Wasch- und Nachtgeschirr bestehen aus chinesischen Blechhäfen. Das Wohnzimmer hat einen nach meiner Konstruktion gemauerten Kamin; es ist ebenfalls mit Strohmatten ausgeschlagen und enthält 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Schrank und 1 Lampe.

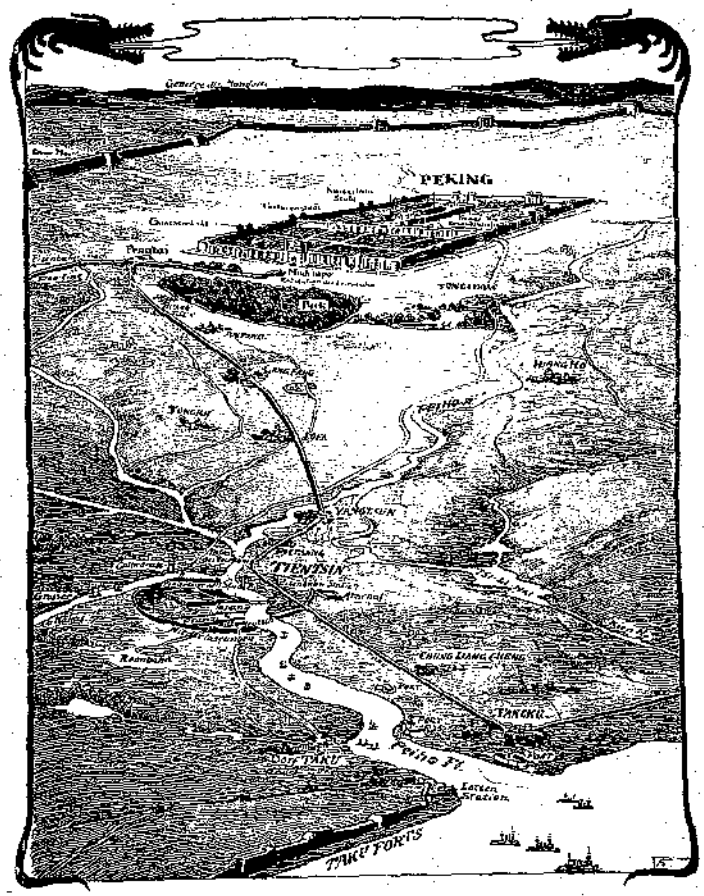
14. Dezember. Tientsin. Ein kleines Malheur hat mich 14 Tage am Schreiben verhindert. Ich war vom Major beauftragt, die nötigsten Sachen in Tientsin für unser Kasino zu kaufen. Am 30. November legte ich mich gleich nach dem Abendessen ins Bett, stand am 1. Dezember früh auf und ging mit Leutnant Coermann um 8 Uhr früh zur Bahn, um nach Tientsin zu fahren. Die dreistündige Eisenbahnfahrt bietet nichts Aufregendes: Man fährt stets durch sumpfige Niederungen mit unzähligen Gräbern hindurch. Kurz vor Tientsin sieht man das vom deutschen 3. Seebataillon seinerzeit gestürmte Arsenal. In Tientsin ist ausser dem internationalen Militär wenig zu sehen. Die Europäerstadt wurde von den Verbündeten am ärgsten mitgenommen, wohl weil dort am meisten zu plündern war: Es sollen die einzelnen Nationen Europas unter den ansässigen Europäern ärger gehaust haben, als unter den Chinesen. Die ausgedehnte Chinesenstadt ist schmutzig, hat aber wenig Verkehr. Zahlreiche Viertel, besonders am Fluss, sind besonders von der Zerstörung mitgenommen. Wir assen im Astor-Hotel gut zu Mittag, besorgten dann unsere Einkäufe (Essig, Öl, Gewürz, Küchengerät usw.) und gingen bald zur Ruhe. Zurück fahren konnten wir am Samstag nicht mehr, da der letzte Zug von Tientsin nach Tong ku bereits um 4 Uhr nachmittags abgegangen war. Habe dann im Astor-Hotel vorzüglich in einem wirklichen Bett mit Sprungfedermatratze geschlafen und am Morgen ein erfrischendes Bad genommen: das erste Bad, seitdem ich die Roland verlassen habe. Das Wasser war nach dem Bad schwarz wie Tinte! - Am Morgen gingen wir in die Chinesenstadt, wo wir Pelze einkaufen wollten, aber nichts Entsprechendes fanden; dann Mittagessen wieder im Hotel und um 4 Uhr nachmittags mit dem Zug nach Tong ku. Die Eisenbahn liegt im russi-

schen Militärgebiet und fährt etwa 22 km in der Stunde. Die wenigen Personenwagen sind nicht geheizt. Nach 6 Uhr abends kamen wir in Tong ku an; ich halte in einem Arm ein Paket, mit der anderen Hand halte ich mich am Griff und will vom Trittbrett heruntersteigen. In der stockfinsteren Nacht glaube ich dem Boden nahe zu sein, lasse den Griff los und stürze dabei ziemlich tief auf die Eisenbahnschienen. Resultat: Rechter Unterarm starke Knochenhautentzündung, rechtes Schultergelenk Schleimbeutelentzündung. Musste 10 Tage auf meinem harten Bett liegen, bin aber jetzt wieder hergestellt. Natürlich kann ich den Arm noch nicht gut bewegen und schmerzt die Sache noch etwas, aber das vergeht schon wieder. - Nun also wieder zu meinem Bericht über die Wohnung: Nachdem alles erst aus dem Nichts geschaffen werden musste, ist mir das Ganze doppelt lieb. Ich fühle mich in meiner Behausung sehr behaglich, wie es uns überhaupt vorzüglich geht. - Zur Arbeit hat man teils Soldaten, teils Kulis. Die Kulis arbeiten langsam, aber ganz ordentlich. Wenn es zu kalt ist, bleiben sie zuhause und kommen nicht zur Arbeit. Die Kerle sind furchtbar empfindlich gegen die Kälte. Mit jedem Grad, den es kälter wird, hängen sie einen wattierten Umhang mehr über, so dass sie jetzt schon mit 4 - 5 Watteröcken herumlaufen; über die Ohren ziehen sie mit Pelz gefütterte Futterale; auf dem Kopf haben sie Pelzmützen mit Ohrenklappen. Im übrigen ist der Kuli äusserst genügsam und nüchtern: Er isst am Tag 1 kg Reis und trinkt Wasser. Betrunkene Kulis habe ich noch nicht gesehen.
Ich habe jetzt für die Mannschaften eine Küche eingerichtet: Alte Minenkessel bilden die Kochkessel. Ausserdem habe ich eine gut gehende Kantine. Das kostete eine ziemliche Arbeit, um die notwendigen Mengen Bier, Speck, Wurst usw. zu beschaffen. Fortwährend mussten Unteroffiziere auf die Reede hinausfahren und von den grossen Dampfern einkaufen, was noch zu haben war. Jetzt habe ich etwa 30.000 Flaschen Bier zusammen; das wird wohl für den Winter für alle ausreichen. - Dienst ist überhaupt keiner mehr; die Leute sind fortwährend am Hafen und an der Eisenbahn zur Arbeit abkommandiert. Ich habe daher nichts anderes zu tun, als zu sorgen: Jeden Morgen inspiziere ich den Fortgang meiner baulichen Einrichtungen, ordne neue Einrichtungen an und bin dann für den Tag fertig. Wenn man nicht für gar so Vielerlei sorgen müsste, dann könnte man eigentlich ein behäbiges Faulenzerleben führen. - Habe jetzt eine Gerberei angefangen und will von den zahlreichen Schafhäuten, die bei der Garnisonsschlächterei anfallen, Felle zum Füttern von Kleidern anfertigen lassen. - Der Stab mit seinem anspruchsvollen Major an der Spitze hat seit etwa 3 Wochen ein Kasino eröffnet. Wir hatten zuerst einen Chinesenkoch

angemietet, der aber nicht europäisch kochen konnte und daher bald wieder weg geschickt wurde. Die ersten Tage kochte ich dann selbst, bis einige Kanoniere angelernt waren. Da gabs genug zu tun, um für 12 hungrige Menschen Mittag- und Abendessen zu kochen. Jetzt essen wir sehr gut. Wir bekommen pro Mann täglich 1/2 Pfund Fleisch vom Staat geliefert, ferner Brot, Reis, Gerste, Bohnen, Linsen, Kerzen, Zündhölzer und Seife. Dazu haben wir uns grosse Vorräte an Wein, Konserven usw. gekauft; Fleisch, Fisch und Gemüse ist hier billig zu haben; von Hühnern, Enten, Tauben und Eiern gar nicht zu reden. Dazu kommen noch die heimatlichen Liebesgaben: Wein, Schnäpse, Bier, Zigarren, Tabak, Felle, Pelzmäntel, Wollsachen usw.. Es kann wirklich niemand klagen! Wir leben besser als zu Hause (nur darf man das nicht laut sagen) und die Mannschaft hats zuvor noch nie so gut gehabt. Natürlich verteilen sich die Liebesgaben rasch; es ist aber genug, wenn z.B. beim letzten Mal auf den Mann 2 Flaschen Wein (darunter Portwein, Rüdesheimer, Bordeaux usw.) trafen. Auch Briefpapier gabs: Ich erhielt 25 rosa Briefbogen mit Umschlag. Das ist doch allerliebst! Das war sicher von einem liebesbedürftigen Backfisch gestiftet!

Hier hört und erfährt man gar nichts vom Krieg; nur unlängst wurde erzählt, dass im Frühjahr alles wieder nach Hause zurück kehren wird. Die Bewohner der umliegenden Dörfer sind äusserst friedlich und froh, wenn man ihnen nichts tut. Überall tiefster Friede! Der einzige Krieg besteht in den persönlichen Reibereien zwischen den einzelnen Herrn. So sind besonders der Major und Hauptmann W. gegeneinander gespannt; wohl weil ersterer glaubt, letzterer wolle ihn verdrängen. - Einmal hatten wir allerdings einen Alarm. Plötzlich kam abends am 23. November ein Russe zum Major und meldete, dass ein Posten an der Bahn nach Tientsin von Chinesen angeschossen worden sei. Sofort wurde die 9. Kompanie, 6. Infanterieregiments, sowie 20 Mann meiner Batterie alarmiert, um mit der Bahn nach Kün lian tshen, halbwegs Tientsin, befördert zu werden. Der Major liess Etappe und alles andere im Stich und wollte mit; der Adjutant kam ihm an Kopflosigkeit gleich und meinte, er allein könne hier helfen. Alles eilte zum Bahnhof - sinnlos, kopflos. Doch schon war, ohne unsere Unterstützung abzuwarten, eine russische Kompanie abgefahren und wir hatten das Nachsehen. Nur Leutnant v. Rogister hatte sich noch auf den abfahrenden Zug geschwungen und war mitgekommen. Wir zogen nach Hause, wo es dann eine aufgeregte Auseinandersetzungen der Herren gab. Bald kam aber v. Rogister wieder zurück mit der Meldung, dass alles nur falscher Alarm gewesen war. Drauf stellte sich beim Wein wieder Beruhigung der Ge-

Der „Kriegsschauplatz" des Boxeraufstands am Pei ho Fluss, Sommer 1900. Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin



müter ein. Nunmehr herrscht vollständige Ruhe. - Es ist wirklich Winter geworden: Tag für Tag wolkenloser Himmel, aber ein eisig scharfer Wind und bitterkalte Nächte. In der Sonne taut es am Mittag und dann ist der Schmutz gross. Der Pei ho Fluss ist zugefroren und wir haben keine Verbindung mehr mit dem Meer. Auf der Reede sind die Dampfer verschwunden; 3 kleine Dampfer haben sich noch zum Glück bis zu uns durchgearbeitet. Einer davon

brachte Briefe, Zeitungen und Zeitschriften. Dafür war ich besonders dankbar. Nun werden wir bald von der Welt ganz abgeschlossen sein. Der Postverkehr soll über Shan hai kuan gehen. Die Bahn ist aber bis dorthin noch nicht wieder hergestellt und wird während des Winters auch nicht fertig werden; auch soll die Reede von Shan hai kuan nur selten eisfrei sein. Da werden wir wohl bis Ostern warten müssen, bis wir die nächste Post sowie die Weihnachtspakete erhalten.

Vor 14 Tagen wurden endlich meine Geschütze ausgeladen; ausserdem erhalte ich nächstens 70 Pferde; dann können wir doch wenigstens mit den Geschützen exerzieren - notabene: sofern nicht alles auf Arbeit fort ist.

Kremkow hat für seine Teilnahme bei Pei tang den höchsten Orden (pour le mérite) vom Kaiser erhalten. Er hat übrigens seine Sache geschickt gemacht: Sofort nach Ankunft vom Schiff herunter und nach 3 Tagen mit 20 ungeübten Pferden gemeinsam mit den Russen gegen Pei tang marschiert, hinter dem Bahndamm gedeckt aufmarschiert und geschossen. Diese Ordensverleihung ist eine kolossale Auszeichnung für die Fussartillerie. Natürlich ist nun die Feldartillerie neidisch, zumal sie bis jetzt noch nichts leisten konnte. Ich bin leider zu spät nach China gekommen, denn jetzt gibts nichts mehr zu tun, als Eisenbahnzüge zu be- und entladen. - Die deutsche Verwaltung hat schliesslich doch ganz gut gearbeitet, denn alle Truppen sind jetzt mit Holz, Kohlen, Licht, Verpflegungsmitteln usw. bis Anfang April versehen. Nun können wir mit Musse den Winterschlaf beginnen.

Ein Tag gleicht dem anderen. Interessantes gibts, ausser uns, überhaupt nicht. Die nächste Aufregung wird wohl erst Weihnachten bringen: Ob die aus Japan bestellten Weihnachtsbäume nämlich noch eintreffen werden, ist höchst zweifelhaft; wir werden uns wohl einen künstlichen Baum erfinden müssen. - Die Komik fehlt aber hier auch nicht ganz. Ein Chinese hatte nach Aussage eines Postens am Hafen Patronen stehlen wollen. Er wurde arretiert. Nun befahl das Kriegsgericht, dass der Chinese eidlich zu vernehmen sei, was er denn mit den Patronen habe tun wollen. Vorerst ist indes noch unklar, auf was der Chinese schwören soll. Auf die Bibel? Bleibt wohl nichts anderes übrig, als ihn rasch zu taufen, damit er eidlich vernommen werden kann. - Heute Abend ist Postschluss, wohl zum letzten Mal für dieses Jahr.

Strafexpedition zur Grossen Mauer

Am 6. und 7. Januar 1901 geschrieben:

16. Dezember. Sonntag. Heute kam Weisung vom Korpskommando in Tientsin, dass 1 Hauptmann und etwa 60 Reiter des Haubitzenbataillons zu einer Expedition zu bestimmen seien. Der Hauptmann habe sich Montag 17. Dezember beim Korpskommando zu melden zur Entgegennahme weiterer Befehle. Grosse Aufregung abends im Kasino. Der Major fragte mich, ob ich die Expedition mitmachen wolle, wozu ich natürlich freudig bereit war; aber ich trug noch den rechten Arm in der Schlinge und der Stabsarzt behauptete, er könne die Verantwortung nicht übernehmen. Nun sollte Hauptmann W. mittun; der war aber über den Pei ho Fluss nach Taku Süd-Fort zu Oberleutnant Kadelbach gefahren; auf dem Fluss herrschte inzwischen Eistreiben und es war unmöglich, während der Nacht einen Boten zu ihm zu senden. Das war ein glücklicher Zufall und ich erblickte darin einen Wink des Schicksals. Ohne Rücksicht auf die Mahnung des Arztes erklärte ich, dass ich die Expedition mit zu machen gedenke, mich stark genug fühle, und ich bat darum, dass ich abkommandiert werde.

17. Dezember. Früh um 8 Uhr fuhr ich nach Tientsin und meldete mich bei Exzellenz v. Lessel. Ich konnte den rechten Arm nur schlecht bewegen und hatte furchtbare Schmerzen, als mir der stellvertretende Generalstabschef Major Papperitz die Hand etwas kräftig zum Gruss anbot. Exzellenz v. Lessel empfing mich liebenswürdig und gab mir folgende Weisung: „Am 19. reiten Sie nach Lu tai, am 20. nach Ning ho, am 21. nach Föng tai. Dort werden Sie auf eine Kolonne des Oberst Grüber (früher bayerische Jäger) treffen und weitere Befehle erhalten. Ihr Auftrag ist streng geheim zu halten. Wo Sie auf Widerstand treffen, brechen Sie ihn. Chinesisches Militär ist anzugreifen und zu entwaffnen. Die friedlichen Einwohner aber sind mit aller Rücksicht zu behandeln, denn wir haben die Aufgabe, diese Leute gegen die im Lande raubend und sengend herumziehenden Banden zerstreuter chinesischer Soldaten zu schützen!“ Damit war ich entlassen. Ich durfte meinem Major am Morgen des Abmarsches nur die Marschrichtung melden. Alles übrige musste streng geheim bleiben.

Um 4 Uhr nachmittags fuhr ich wieder nach Tong ku zurück; alles bestürmte mich mit Fragen, doch durfte ich ja nichts sagen. Nun begann alsbald eine emsige Arbeit. Von der 1. Batterie wurden 20 Reiter bestimmt. Diese hatten bereits zugerittene Pferde. Von der 2. Batterie, sowie von den 1. und 2. schweren Munitionskolonnen wurden je 10 Reiter bestimmt; die letzteren 3 Formationen hatten ihre Pferde erst vor 3 Tagen empfangen; die Pferde waren also noch nicht zugeritten, Sattel- und Zaumzeug war noch nicht verpasst. Das musste alles in Eile am Dienstag geschehen. Da die Kolonnen und die 1. Batterie nur wenige Bocksättel für Sattelpferde hatten, so musste der grösste Teil der Pferde mit Sitzkissen ausgerüstet werden. Da machte wieder die Anbringung der Packtaschen und Futtersäcke besondere Schwierigkeiten. Mit einem Wort, es kostete ein redliches Stück Arbeit, bis Dienstag Abend alles fertig war. Bezüglich der Bagage hatte ich bestimmt, dass nur das Allernotwendigste mitgenommen werden dürfe. Es nahmen daher die Offiziere nur das mit, was sie am Leib trugen, sowie auf dem Sattel aufgeschnallt den Mantelsack mit Schlafdecke. Die Mannschaften hatten ebenfalls nur die leinerne Lagerdecke am Sattel aufgeschnallt. Ausserdem wurden 20 Flaschen Rotwein, 2 Flaschen Cognac, eiserne Rationen und Portionen für 6 Tage (Tee, Zucker, Salz und Zwieback) mitgenommen. Die Bagage war aufs Äusserste beschränkt. Dieselbe wurde auf fünf 2-rädrigen Chinesenkarren verpackt; als Bespannung wurden Maultiere vom Pferdedepot empfangen, die noch keinen Wagen gezogen hatten und uns grosse Schwierigkeiten bereiten sollten. Zur Teilnahme an der Expedition wurden vom Major befohlen: Oberleutnants Coermann und Redlich vom Bataillonsstab; Leutnant Uhlenhaut von meiner Batterie und zur Zeit zur Etappe nach Tientsin abkommandiert, Leutnant Osiander von der 2. schweren Munitionskolonne; Oberarzt Dr. Mansfeld von der Pionierkompanie und Rossarzt Zwirner vom Bataillonsstab, ausserdem Mr. Williams, ein kleiner, 19-jähriger Engländer und chinesischer Dolmetscher bei der Etappe in Tong ku. Keiner der Herren wusste, wohin es gehen würde. Zur Täuschung liess ich Übergänge über den Pei ho für eine Expedition nach Süden erkunden.

Wir alle, ich mit eingeschlossen, dachten, wir würden höchstens 8 Tage ausbleiben und keiner ahnte, dass wir fast drei Wochen in China herum ziehen würden, denn sonst hätten wir uns mit Wäsche, warmen Decken, Wein usw. versehen. Nun ging es auch so, und das ist mir eine besondere Genugtuung. Auch die Pferde haben die grossen Anstrengungen gut vertragen: bei der Rückkehr brachte ich nur 3 lahme Pferde zurück; ohne mir schmeicheln zu wollen: ein günstiges Resultat, das beweist, dass man alles kann, wenn man nur vernünftig

Offizielle Übersichtskarte „Kriegsschauplatz der deutschenTruppen in China", M 1: 1.000.000; Ausschnitt Peking - Tientsin - Taku - Feng yun. Privatarchiv Fehl

arbeitet. Gerade bei der Behandlung der Pferde und der Beaufsichtigung der Wartung und ihrer Pflege war mir Rossarzt Zwirner eine unermüdliche Stütze und rastlose Hilfe.

19. Dezember. Um 8 1/2 Uhr vormittags verliess ich meine Artillerie und Kavallerie in Tong ku. Mein Arm war noch nicht ganz gut geheilt: ich musste mich auf das Pferd heben lassen; hatte besonders beim Trabreiten ziemliche Schmerzen. Mit dem Arm in der Schleife ging es aber ganz gut. - Bei Pei tang setzten wir über den gefrorenen Pei tang Fluss, machten in Ying tse kön eine einstündige Pause, wo wir uns von den Chinesen Stroh und Heu für die Pferde geben liessen und das mitgebrachte belegte Brot verzehrten. Da ein ziemlich unangenehmer Nordwind wehte, so begehrten wir in einem Chinesenhaus Einlass, der uns nach längerem Pochen auch gewährt wurde. Wir sassen und standen gerade lustig plaudernd herum, als mir ein Chinese bedeuten liess, mit ihm zu kommen, es wolle jemand bei ihm einbrechen. Ich sofort mit Donnermiene hinaus und dem Chinesen nach, die übrigen hinterdrein. Doch bald lachten wir alle herzlich: Coermann hatte sich das Haus des Chinesen besehen und war an ein Zimmer gekommen, wo der Kerl seine Weiber versteckt hielt. Nun haben die Chinesen eine heillose Furcht vor Soldaten, weil sie fürchten, dass sie ihnen ihre Weiber missbrauchen. Diese Furcht hat ihre gewisse Berechtigung, da tatsächlich die Russen während des Feldzuges in den Ortschaften in rohester Weise die Weiber missbraucht, dann gemordet und die Häuser angezündet haben sollen. Daher kommt es auch, dass wir in keiner Ortschaft Chinesinnen zu sehen bekamen. Sobald die Chinesen erfahren, dass europäische Soldaten kommen, bringen sie ihre Weiber und Habseligkeiten in Sicherheit. Wir haben öfter in der Ferne die mit Weibern und Kasten beladenen Karren in eiliger Flucht davon fahren sehen. Dabei haben die Chinesen ein ganz hervorragendes Kundschafter- und Nachrichtenwesen. Trotzdem ich selbst meinen Offizieren gegenüber kein Wort verlauten liess, wohin wir reiten, so waren doch alle Orte, durch die wir kamen, schon von unserer Ankunft benachrichtigt und standen die Männer neugierig am Ortseingang. Wir sahen auch vielfach von den Ortschaften auf 2 - 3 km vor uns berittene Boten nach allen Richtungen abreiten. Nachdem man in der Ebene weit sieht, so ist eine Überraschung bei Tage so ziemlich ausgeschlossen: Sobald meine Reiter am Horizont sichtbar wurden, jagten die chinesischen Boten nach allen Richtungen und benachrichtigten die nächsten Ortschaften im Umkreis, gleichgültig ob wir dorthin kamen oder nicht. Dann hatten die Leute noch Zeit, Weiber und Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Im Gebirge bemerkten wir eine andere Art des Meldewesens: Da waren auf einzelnen Kuppen Späh posten aufgestellt, welche sich durch Zeichen verständigten. Nun kommt noch hinzu, dass es in China keine eigentlichen Strassen gibt, sondern nur Feldwege, die sich hundertfach kreuzen, sodass man sich nur schwer zurecht finden kann. Der Dolmetscher musste jedesmal nach dem Namen der Ortschaft fragen, durch die man ritt, und sich die Richtung nach der nächsten Ortschaft, über welche man weiter reiten wollte, zeigen lassen. Da wissen die Chinesen auch schon, was los ist. Als praktisch erwiesen sich die Karten, bei welchen die Ortsnamen gleichzeitig in lateinischen und chinesischen Typen angegeben sind. Soweit ich beobachten konnte, können die Bauern nämlich alle lesen, weshalb man sich mit solchen Karten auch ohne Dolmetscher zurecht finden kann, wenn man den Chinesen die Namen der Ortschaften lesen lässt, durch welche man reiten will. Im übrigen war der Dolmetscher notwendig im Quartier, um Essen, Trinken, Holz und Kohle, sowie Futter für die Pferde heran zu schaffen. - Nach dem kleinen Intermezzo, wobei wir uns natürlich auch die Weiber angesehen hatten, gings weiter nach Lu tai. Der voraus geschickte Quartier machende Offizier brachte die Nachricht, dass wir ausserhalb des Ortes in einem verlassenen Lager Unterkunft finden würden, woselbst eine Kompanie russischer Infanterie, sowie Leutnant Kalzow und 30 Mann der deutschen 9. Kompanie, 6. Infanterieregiments als Etappe stationiert seien. Nachdem nämlich die Reede von Tong ku wegen des Eises nicht mehr benützt werden kann, geht jetzt die Etappenstrasse von Shan hai kuan über Lu tai, Tong ku nach Tientsin. Um 4 Uhr nachmittags trafen wir im Lager ein. Sobald die Sonne untergegangen war, setzte die Kälte ganz gewaltig ein, während es tagsüber so mild wie an einem warmen Frühlingstag gewesen war. Die Pferde wurden teils im Freien, teils in leeren Wohnräumen untergebracht. Vom Bürgermeister wurden Heu, Stroh, 200 Eier, 2 lebende Hammel und geschlachtetes Hammelfleisch requiriert, was dann auch bald ankam. Mit den Lebensmitteln hielt ich es so, dass das lebende Vieh am Abend geschlachtet und am nächsten Morgen vor dem Abreiten an die Mannschaften verteilt wurde. Auf diese Weise hatte jedermann immer gutes Fleisch in seinem Kochgeschirr bei sich. Mit dem Pferdefutter hielt ich es ähnlich: Was an Körnerfutter (Kauliang) an einem Tag verbraucht wurde, wurde abends wieder durch Requisition ergänzt. Im übrigen hat es sich gezeigt, dass man um Nahrung und Futter in China nicht besorgt zu sein braucht: Überall gibt es massenhaft Hühner und Eier. Die Chinesen brachten Hühner und Eier in grossen Mengen oft aus eigenem Antrieb, und wo sie einmal weniger brachten, da suchten sich meine Leute die Hühner; manche haben oft neben ihrer 1-pfündigen Fleischportion, noch 2 - 3 Hühner am Tag gegessen; allerdings hatten sie kein Brot und kein Gemüse. Immerhin ists kein Wunder, dass da die Kerle dicker zurück kamen als sie ausgezogen waren. Bier und Wein gabs nicht zu trinken, dafür aber kräftige Hühner- und Fleischbrühe, sowie Tee. Der Mangel an Brot war für uns am unangenehm-

sten. Die Chinesen hier essen nämlich nur in Fett gebackene kleine, süsse Kuchen, sowie eine Menge anderes süsses Backwerk aus Maismehl. Am besten sind noch die kleinen Kuchen, die etwa wie Sandtorten schmecken; sie sind zum Tee recht gut zu verwenden. Nur in wenigen grösseren Orten bekamen wir auch kleine ungesäuerte Brote aus Gerstenmehl, die wie Dampfnudeln aussahen, d.h. ohne harte Rinde und ganz teigig. Zur Aushilfe hatten wir ja auch unseren Zwieback dabei. Das tägliche Getränk war der Tee, den wir von morgens bis abends tranken. Leider waren unsere Vorräte bald aufgebraucht und so mussten wir auch Tee requirieren. Na, da machten wir schöne Erfahrungen mit dem echten chinesischen Tee. Da ist mir doch unser deutscher Chinatee lieber. Der Tee, den man hier zu Lande trinkt, besteht aus grünen Blättern, die fast gar nicht riechen und einen Abguss geben, der stark nach Heublumen duftet. In Ermangelung von Besserem, tranken wir indes später auch diesen Tee, ebenso wie wir uns an chinesischen Zucker, die Maiskuchen und das andere Backwerk gewöhnten. Milch gibt es in China gar nicht, da es keine Futterweiden gibt. In Ton ku mussten wir kondensierte Milch als Konserven von den Schiffen kaufen. Der Boden ist hier ausschliesslich Ackerboden: Reis, Mais, Kauliang, Bohnen und Erdnüsse sind die Hauptprodukte. Der Kauliang ist eine Riesenhirse und wird erstaunlich vielfältig genützt: Die in einem dichten Büschel wachsenden Körner geben Mehl sowie Körnerfutter für das Vieh ab; der ca. 2 Meter lange, 1 - 2 Zentimeter starke Stengel wird zum Decken der Dächer, zur Anfertigung von Zäunen und Einfriedungen, sowie zum Bau der Lehmwände verwendet; ausserdem wird er wegen des süssen Marks von den Pferden gerne benagt und bildet zudem im Notfall ein allerdings hartes Lagerstroh für Pferde; nachdem es in China nur wenig Holz gibt (Waldungen habe ich weder in der Ebene noch kaum im Gebirge gesehen), so gibt der Kauliangstengel auch ein gutes Feuerungsmaterial ab; die den Maisblättern ähnlichen Kauliangblätter bilden Futterstroh für das Vieh. Als wir in den Ortschaften überall die reichen Vorräte an Stroh, Häcksel, teilweise auch an Heu (in Sumpfgeländen), dann Kauliang, Mais, Gerste und Kleie sahen, da schwand bald unsere Sorge um das Futter, zudem die Pferde sich rasch an den Kauliang gewöhnt hatten. Aus Reis und aus Mais brennen die Chinesen einen Schnaps, der, warm genossen, wie schlechter Apfelwein schmeckt. Zuweilen wurde uns dies Getränk vorgesetzt, getrunken haben wir aber - mit einer Ausnahme - nie davon.

Doch nun zurück nach Lu tai. Die Fülle der Beobachtungen verführt mich oft, zusammenfassend vorzugreifen. In Lu tai fanden wir bei Leutnant Kalzow gastliche Aufnahme. Die Russen luden uns zum Abendessen ein und wir machten uns

mit gutem Appetit an die hervorragende Küche. Die Unterhaltung war etwas schwierig und wurde durch zwei Dolmetscher vermittelt. Der russische Dolmetscher, ein Chinese, übersetzte das, was der russische Hauptmann sagte, ins Chinesische, unser Dolmetscher übersetze dies wieder ins Englische und ich übersetzte es meinen Herrn dann ins Deutsche. Je weniger flüssig die Unterhaltung war, um so mehr wurde getrunken. Zuerst Tee aus dem Samowar, dann Wodka in unglaublichen Mengen. Bald herrschte eine allgemeine Besoffenheit, zudem an diesem Tage gerade das Namensfest des Zaren war und die Gesellschaft sich vom Mittag her noch in angeheitertem Zustand befand. Leutnant Kalzow hatte mich schon am Nachmittag, als wir ankamen, zuerst französisch angeredet und als ich ihn darauf erstaunt anschaute, in deutscher Sprache als Entschuldigung gestammelt, bei dem fortwährenden Verkehr mit allen Nationen habe er die deutsche Sprache verlernt und könne nur noch russisch reden. Wir waren übrigens am Abend auch alle bald nicht mehr ganz nüchtern. Fortwährend wurden lang gedehnte Hurras gebrüllt auf Deutschland, Russland, die Kaiser, die Armeen. Hundertmal versicherte mir der russische Hauptmann, er sei mein Freund. Zuletzt fiel mir der schwarze Bär um den Hals und küsste mich. Ich liess seine Frau und seine Kinder leben; er tat das gleiche gegenüber mir. Dabei musste ständig die Tasse mit Wodka geleert werden. Wenn möglich, goss ich einen Teil unter den Tisch, aber mit Luchsaugen hatte der russische Büchsenmacher, ein lebhafter Kerl, der mit den Offizieren zusammen isst, schon den Betrug entdeckt. Es half nichts, man musste trinken. Nachts um 12 Uhr kam der russische Hauptmann auf den Gedanken, die Sänger seiner Kompanie wecken und antreten zu lassen. Nun folgten russische Soldatenlieder und wilde Nationaltänze, bei denen der Hauptmann und seine Leutnants mittanzten. Kalzow versuchte sich ebenfalls, fiel aber wie ein schwerfälliger Tanzbär im Kreise herum. Zuletzt wieder Hurras; und dann fassten mich die Soldaten an den Beinen und warfen mich mit Hurra 3 - 4 mal in die Höhe - als besondere Ehrung. Es war 2 Uhr morgens, als wir unser Lager aufsuchten - in einem Raum mit 3 Pritschen und 5 Strohsäcken auf dem Boden. Die russischen Soldaten sangen immer noch weiter und ihr Hauptmann regalierte sie mit Butter, Brot und Wodka. Als wir die Messe der Russen verliessen, brannte der Hauptmann noch ein Feuerwerk im Zimmer ab, was einen ganz infernalischen Gestank verursachte.

20. Dezember. In der Frühe wachten wir trotz der vorhergegangenen wüsten Nacht ziemlich gesund auf. Wodka macht wohl keine Kopfschmerzen. Es war schon 7 Uhr; um 8 Uhr sollte abgerückt werden. Waschen wurde daher nur

markiert; das fiel nicht schwer bei der Kälte. Von unserer Bagage waren nur 3 Wagen während der Nacht angekommen; der 4. Wagen kam im Laufe des Morgens und folgte uns nach. Der 5. Wagen war bei Pei tang verunglückt und das war gerade der Wagen, auf dem unsere geringen Weinbestände verladen waren; wir bekamen den Wagen während der ganzen Expedition nicht mehr zu sehen. Er war uns zwar 2 Tage nach Lu tai gefolgt, musste aber dort wieder umkehren, da der Führer nicht wusste, wohin wir weiter marschiert waren. Nun mussten wir die ganze weitere Reise ohne Alkohol machen! Die Maultiere hatten vollständig versagt und wir waren genötigt, in Lu tai Gespanne zu requirieren, sowie noch 2 Wagen, um eine leichtere Beladung der Fahrzeuge zu ermöglichen. Bei herrlichem aber kaltem Wetter ritten wir nach Ning ho.

Je weiter wir nach Norden kamen, um so interessanter wurde die Gegend. Im trostlosen Überschwemmungsgebiet zwischen Tong ku und Lu tai ist das Land nur wenig bebaut; die Wege führen auf Dämmen, weit und breit kein Baum und kein Strauch. Hohe Salzlager bilden mit den Lehmhütten der Dörfer die einzige Abwechslung. Da der Boden die Hälfte des Jahres überschwemmt ist, nützen die Chinesen die vom Meerwasser überschwemmten Flächen, um darauf Salz zu gewinnen. Immer praktisch bis ins Kleinste! Man bekommt wirklich Hochachtung vor dieser alten Kultur. Und was wollen wir Europäer diesen Leuten nun Neues bringen? Sie haben ja, was sie brauchen und wollen ihre Ruhe haben. Das verstehe ich gut. In einem Land, wo jede Scholle Erde aufs äusserste genutzt wird, wo die Bauern zufrieden mit den Erträgen der Felder und sogleich so fleissig und genügsam sind wie nirgends, da soll einer noch eine neue Kultur hinbringen! In ganz China hat man keine Eile; wozu also Eisenbahnen und Maschinen? Dadurch kommt nur Unruhe ins Land und wird ein unzufriedenes Proletariat geschaffen. Jetzt regen sich tausend Hände und verdienen etwas durch Handarbeit, Fuhrverkehr zu Lande, Dschunkenverkehr auf den Kanälen usw.. Durch Maschinen werden sie alle nur brotlos. Das Land ist so kolossal dicht bevölkert, dass es keine Maschinen brauchen kann. Der Stolz des Chinesen beruht in seiner zahlreichen Familie. Da könnten die Europäer noch etwas lernen! Und gar erst die Religion! Die Lehren des Konfutse sind weiser als die christlichen und zumindest ebenso gut. Dem praktischen Chinesen widerstreben alle übernatürlichen Märchen, mit denen sich das Christentum schmückt. Einfach und nüchtern sind die Sittenlehre, ohne Androhung von Himmelslohn und Höllenstrafe. Der Aberglaube des dummen Volkes aber äussert sich gerade so wie bei uns und bildet ebenfalls die wohl behütete Domäne schlauer Priester Wenn man von den fratzenhaften Götterbildern absieht, dann könnte man glauben, im ka-

tholischen Bayern zu sein: Jedes Dorf hat seinen Tempel, an den Kreuzwegen stehen Kapellen, in jedem Haus ist eine kleine Nische mit Statuette, vor der Weihrauch verbrannt wird. Die ganze Gottesverehrung hier ist wohl ebenso veräusserlicht wie in katholischen Ländern. Was bringen wir also mit unseren Missionen hierher? Nichts als Elend! Hier sind unsere Pfaffen am falschen Platz! Je weiter wir nach Norden kamen, um so freundlicher wurde die Gegend. Dorf reihte sich Dorf an Dorf. Bei den Dörfern standen einzelne Pinien, Laub- und Obstbäume; die Felder waren fleissig bestellt, an den zahlreichen Wassergräben wuchsen Bäume und Sträucher. Im Sommer wird der Überblick allerdings durch die hohen Kauliangpflanzungen behindert sein und die Orientierung ist dann schwieriger als jetzt - und feindliche Überraschungen daher leichter.

In Ning ho erwarteten uns die Stadtväter vor dem Tore; sie waren sämtlich in festliche Gewändern gekleidet und beritten. Wir nahmen in einem verlassenen Yamen (grosses Gehöft oder Amtshaus) Quartier. Die Pferde mussten zum grössten Teil im Freien biwakieren. Der Taotai (Bürgermeister oder Dorfschulze) kam alsbald selbst und brachte Tee, Birnen, süsse Kuchen und Nüsse, was wir dankend annahmen. Für die Mannschaften haben wir geschlachtetes Hammelfleisch, ein Rind, 200 Eier und Hühner angefordert, was auch bis zum Abend zur Stelle war. Überhaupt haben sich die Chinesen stets bereitwillig gezeigt, uns zu ernähren. Meist standen sie schon am Eingang der Ortschaften mit Körben voll Eiern, Hühnern und Birnen. Bald liess der Taotai ein chinesisches Essen von etwa 20 Schüsseln auftragen; doch wir waren noch nicht so weit in der Gewöhnung an chinesische Kost, dass wir davon mit gutem Appetit gegessen hätten. Am Abend gingen wir in die Stadt und kauften in einem kleinen Laden einige Silberringe, dann machten wir dem Taotai in seinem Yamen einen Besuch. Das Stadtoberhaupt hatte eine ärmlich ausgestattete Wohnung, sodass sich ein Herr veranlasst fühlte, ihn fragen zu lassen, ob er keine besseren Zimmer habe. Ning ho ist eine kleine Landstadt, schmutzig, mit wenigen Strassen und ohne besondere Eigentümlichkeiten. Bemerkenswert ist, dass die Häuser ausserhalb des Überschwemmungsgebietes zumeist aus schwarzgrauen Ziegelsteinen gemauert sind und nicht aus Lehm, wie bei uns in Tong ku. Geschlafen haben wir von nun ab nur noch auf Kangs (begehbare Öfen). In jedem chinesischen Wohnraum befindet sich ein solcher Kang, der die Hälfte des Zimmers einnimmt. Er besteht aus einem etwa 1 m hohen und 1,60 m breiten, gemauerten Auftritt, ist mit Matten belegt und zur Heizung eingerichtet. Auf diesem liegen und sitzen die Chinesen tagsüber und schlafen dort bei Nacht. Geheizt wird er entweder im Zimmer selbst - und dann kann man es vor Rauch nicht aushalten -

, oder aber von ausserhalb des Zimmers von einer Wand aus. In letzterem Falle ist mit der Heizung gleich eine Kochvorrichtung verbunden, bestehend aus einer grossen eingemauerten Eisenpfanne. In solchen Pfannen kochten wir unseren Tee, die Hühner, die Suppe. Nachdem die Kangs nur aus Lehm aufgebaut sind, kam es wiederholt vor, dass eine solche Lagerstätte bei zu starkem Feuer durchbrannte und die Matten zu glimmen anfingen; dann mussten eben alle aufstehen und löschen und hatten den Rauch umsonst. Geschlafen haben wir nie besonders gut auf den Kangs, denn sie sind hart, trotz untergelegtem Stroh. Wird zu stark geheizt, dann brät man von unten, während man von oben friert; ausserdem sind die Dinger für unsere Grösse nicht lang genug, so dass die Füsse meist im Freien hängen. Das Kopfkissen bildete ein Futtersack; manchmal fand man auch kleine Bänkchen zur Auflage des Genicks oder kleine schmale Kopfpolster; gar bald überwand man die Furcht vor Läusen und Ungeziefer und war froh, wenn man ein derartiges Kopfpolster auftrieb. Zur Heizung benutzten wir Pfannen mit Holzkohlen, welche, unter den Tisch geschoben, eine angenehme Wärme verbreiteten; allerdings ist diese Art der Heizung wegen der Kohlenoxydgase recht gefährlich. Doch wer fragt danach, wenn die Nächte eisig kalt sind. Ausgezogen haben wir zum Schlafen nur die Stiefel. Trotz Kleidern haben wir unter unseren dünnen Decken bei den oft stark durchlöcherten grossen Papierfenstern tüchtig gefroren.

In Ning ho kochte uns ein braver Kanonier namens Kühne Tee, Eier und Hühner. Er wurde wegen seines Talentes zu unserem Leibkoch ernannt; er war fast dicker und breiter als hoch und feist wie eine Wachtel. Wir legten uns frühzeitig schlafen, doch der Kang war so heiss, dass bald einer nach dem anderen aufstand, um seine rückwärtige Körperhälfte abzukühlen. Geschnarcht haben alle; am besten der Rossarzt; am Morgen wollte es dann keiner gewesen sein.

21. Dezember. Morgens um 6 1/2 Uhr aufgestanden, waschen wurde nur markiert, da wir kein warmes Wasser hatten. Frühstück von Tee und Eiern. Um 8 Uhr Abmarsch nach Föng tai. Der Taotai von Ning ho mit seinen oberen Beamten geleitete uns bis zum Stadttor. Eine Patrouille unter Oberleutnant Redlich ging von der linken Flanke über Tay ho vor; in der Front eine Spitze unter Leutnant Uhlenhaut, hauptsächlich zur Erkundung eines Flussüberganges bei Kiang huang. Oberleutnant Coermann sollte in der rechten Flanke den Fluss überschreiten und gegen Föng tai vortraben. Nachdem ich letzterem seinen Auftrag erteilt hatte, kam er nach einiger Zeit voller Bedenken zu mir und bat um genaue Angabe des Weges, damit er sich nicht verreite. Echt fussartilleristisch! Ich schickte ihn fort mit der Weisung, sich den Weg selber zu suchen. Er hat sich dann gehörig verritten, aber höchst anerkennenswert den gefrorenen Fluss aufs Geratewohl überschritten, wobei die Pferde am Ufer einbrachen - zum Glück ohne weitere Folgen. Als wir zu den Höfen von Kiang huang kamen, sahen wir zur Linken anmarschierende Kolonnen. Es war dies die von Tientsin anrückende Abteilung des Oberst Grüber (4 Kompanien der Infanterien, 30 Kavalleristen, 4 Feldkanonen, 2 leichte Feldhaubitzen, 1 Kompanie berittene Infanteristen auf Ponys, 1 Detachement Pioniere). Die Pioniere hatten schon mit Hilfe von Brettern und Kauliang einen Übergang über den gefrorenen Fluss vorbereitet. Ich meldete mich bei Oberst Grüber, der mir befahl, nach Föng tai zu reiten, wo um 5 Uhr nachmittags Befehlsempfang war. In Föng tai ist eine englische Postetappe von indischen Sikhs stationiert. Die Kerle froren wie die Schneider und machten mit ihren dick eingewickelten braunen Gesichtern einen recht erbarmenswerten Eindruck. - Vor dem Ort wurde Halt gemacht bis der Quartiermacher unsere Quartiere gefunden hatte. Die englischen Offiziere luden uns unterdessen zu einem Wisky ein, den wir dankend annahmen, denn wir froren alle gewaltig. Das Quartier in einem verlassenen Hof war schlecht; die Pferde mussten im Freien biwakieren. Überhaupt haben wir hier nicht zum letzen Mal die Erfahrung gemacht, dass wir sowohl mit Quartier wie mit Verpflegung immer schlecht daran waren, wenn die Infanterie das Quartiermachen besorgte. Unser Bestreben ging daher immer dahin, möglichst allein zu sein; dann konnten wir auch von den Einwohnern fordern, was wir für notwendig hielten. Um 5 Uhr nachmittags wurde folgender Befehl ausgegeben: „1. Detachement rückt in 4 Kolonnen gegen Linie Jü tien und San ho vor, um chinesische Räuberbanden zu vertreiben. Die Linie ist allgemein bis 26. Dezember erreicht; dann erfolgt weiterer Befehl. - 2. Die berittenen Artilleristen werden als Kavallerie der 1. Kolonne unter Major Auwärter dem 5. Infanterie Regiment zugeteilt. - 3. Die 1. Kolonne besteht aus 1 Kompanie des 5. Infanterieregiments, 1 Zug leichter Feldhaubitzen, 1 Sektion Pioniere; dazu die Abteilung berittener Artilleristen. - 4. Diese Kolonne geht am 22. Dezember nach Tsien kia pu; am 23. Ist Rasttag; am 24. nach Jü tien usw..!"

Nun wusste jeder, dass wir zu Weihnachten nicht zu Hause sein konnten. Und dabei hatten wir keine Wäsche zum Wechseln, keinen Wein, gar nichts. Selbst mein Essbesteck hatte ich vergessen; doch wozu hat man seine Finger?! Papier ersetzte die Stelle von Servietten, dann und wann fand man in einem Quartier kleine chinesische Porzellanlöffel, da war es dann schon sehr vornehm. In einem Haus neben unserem Quartier fanden die Soldaten einige alte Säbel, Flinten, Bo-

gen und Pfeile, welche als Kriegstrophäen mitgenommen wurden. - Abends besuchte uns ein Pionieroffizier, der zum Dank für das warme Huhn einen Schnaps stiftete. Das war für einige Zeit der letzte Alkohol.

22. Dezember. Früh um 8 Uhr Abmarsch der Kolonne I. Wir als Kavallerie voraus. In Wo le ku erste Rast, wo die Einwohner uns Fleisch, Hühner und Zigaretten brachten. Zigaretten gibts überall in China: amerikanisches Fabrikat! Wenn wir keine Zigaretten mehr hatten, requirierten wir sie. Sagten einmal die Chinesen: „Meo meo", d.h. „ich habe nichts", dann liess ich ihnen sagen: „Wenn das Bestellte nicht sofort herbei geschafft wird, lasse ich den Ort niederbrennen!"; sogleich kam dann das Verlangte an. Das „Ich lasse den Ort niederbrennen!", wurde das geflügelte Wort, womit wir von nun an alles erreichten. - Nach einstündiger Rast rückten wir weiter, um Tsien kia pu zu erreichen, aber es wurde später Nachmittag und wir konnten den Ort nicht finden, auch die ausgesandten Seitenpatrouillen hatten den Ort nicht finden können. Vor uns lagen in blaurotem Dunst die Berge des Niau ting. Wunderschöne Kalkberge, ohne Bewuchs, mit schroffen Zacken; ein herrliches stimmungsvolles Bild: im Vordergrund Dörfer und Höfe, dicht aneinander gereiht, mit einzelnen Baumgruppen und leuchtenden gelben Kauliang-Einfriedungen. - Der Boden ist hier leichter Sandboden, fleissig bebaut. Das Wasser ist klar und gut. Auf den Feldern und in den Ortschaften sind gegrabene Brunnen, die indes nicht ungefährlich sind: Ein Loch im Boden von ca. 1 Meter Durchmesser, rings herum gepflastert und jetzt, wegen des Eises, schwer zugänglich, denn das Wasser muss in Eimern an Leinen heraufgeholt werden. Ich konnte die Furcht nie los werden, dass mir einmal ein Mann abends beim Wasserholen für die Pferde ins Loch stürzt. Zum Glück ist nichts passiert.

Der Marsch war an diesem Tage lange, die Pferde waren müde und der Major liess mir mitteilen, ich solle mir in der nächsten Ortschaft Quartier suchen. Wir fanden ein kleines Gehöft mit einem grossen Gutshof und hatten damit eine glückliche Wahl getroffen. Der Ort hiess San tschwang und lag, wie ich am nächsten Tag feststellte, 4 km südwestlich von Ya hung kiau. Na, da hatten wir uns einmal ziemlich verritten! Der Gutshof war versperrt; das Tor wurde daher erbrochen. Wir fanden eine Menge schöner Wohnräume, auch Stallungen. In einem Hinterhaus trafen wir zuerst einen Affen an einer Kette und dann den zitternden Dorfschulmeister. Nachdem wir dem Kerl zu verstehen gegeben hatten, dass wir ihm nichts tun würden, wurde er bald zutraulich und machte uns viel Freude, denn der Kerl war das leibhaftige Ebenbild seines Affen. Die Pferde

wurden teils in den Stallungen, teils in den Wohnräumen untergebracht, Futter gab es in Fülle. Der Besitzer des Hofes musste ein reicher Kerl sein, denn die Wohnräume waren alle gut eingerichtet, ausserdem waren zahlreiche Kammern mit grossen Vorräten an Körnern, Mehl, Schmalz usw. vorhanden. Der nächste Tag sollte Rasttag sein und wir freuten uns, das herrliche Quartier ausnützen zu können. Beim Ausräumen eines Stalls fanden wir unter Stroh versteckt mehrere Kästen mit seidenen Kleidern und Pelzen. Die vorgefundenen Pelzkleider bildeten willkommene Decken für uns. Die Kanoniere machten Jagd auf die Hühner und erhielten ausserdem von den scharenweise aus der Umgebung herbei gekommenen Bauern Hühner und Eier. Der Schulmeister brachte Zigaretten und eine Menge süsses Maisbackwerk; auch der Dorfschulze fand sich ein. Der Schulmeister wollte durchaus deutsch lernen. Jedes Wort plauderte er nach. Ich nannte ihn einmal „alter filou!" und das gefiel ihm so gut, dass sein zweites Wort von nun an „alter filou" war. Beim Tee wollte er Redlich etwas erklären. Zum besseren Verständnis fuhr er wie ein Affe mit dem Zeigefinger in Redlichs Tasse und malte seine Zeichnung auf den Tisch. Dafür erhielt er eine Belehrung auf seine Finger. Wir waren bald die besten Freunde. Er streckte fortwährend die Daumen in die Höhe, was „sehr gut!" bedeutet, und sagt „pun jo" (Freund). Der Abend war vergnügt und wir freuten uns auf einen langen Schlaf, sowie das Mittagessen am Rasttag. Es sollte Reissuppe, gebackene Leber von dem heute geschlachteten Rind, sowie mit Hilfe des gefundenen Schmalzes gebratene Enten geben. - Wir waren kaum in unserem Quartier, als von einem benachbarten, ca. 8 km entfernten Ort ein chinesischer Abgesandter angeritten kam und anfragte, ob wir morgen dorthin kommen würden. Ich liess ihm sagen, wir wüssten es nicht; er solle dagegen morgen bis spätestens 7 Uhr früh wiederkommen und 60 Hühner, 2 Enten, 200 Eier und 100 Kuchen mitbringen. Der Kerl ritt fort und brachte tatsächlich am nächsten Morgen die verlangten Dinge pünktlich um 7 Uhr. Ein Beweis erstens, wie rasch die Nachricht von unserem Eintreffen in der Umgebung bekannt war; zweitens, wie gross die, allerdings durch Furcht veranlasste, Bereitwilligkeit der Chinesen war. - Uhlenhaut und Osiander waren an diesem Tage nicht bei mir. Uhlenhaut war über Shi kia wo entsandt worden, um die Verbindung mit der 2. Kolonne aufzunehmen; er ritt am Abend wieder von der 2. Kolonne ab nach Tsien kia pu, übernachtete dort mit seinen 2 Kanonieren in einem abgelegenen Hof und suchte dann am Sonntag wieder den Anschluss an mich. Osiander hatte vom Major den Sonderauftrag erhalten, als rechte Seitenpatrouille mit 8 Reitern über Feng yun zu reiten. Er kam erst am 26. Dezember in Ki tschou wieder zu mir. - Am Abend erzählte uns der Schulmeister, dass in

Ki tschou und San ho Räuberbanden wären, welche zeitweise die Umgebung beunruhigten. Diese Räuber wären ehemalige chinesische Soldaten, trügen aber zum Teil keine Uniformen. Diese Nachricht, welche ich früh am nächsten Morgen durch Oberleutnant Coermann an den Major melden liess, sollte uns um unseren Rasttag bringen. - Habe zum ersten mal wieder ohne die dreckigen Kleider geschlafen und mich am nächsten Morgen auch wieder waschen können.

Sonntag, 23. Dezember. Ein Rasttag ist doch was Schönes für Mann und Pferd! Man steht später auf, Bekleidung und Ausrüstung können gereinigt werden, Montur - und Pferdeappell wird gehalten. Der Vormittag verging rasch; das Mittagessen sollte um 5 Uhr nachmittags stattfinden. Der Doktor war mit einem Wagen und 4 Mann in die nächsten Ortschaften entsandt worden, um Hühner, Eier und Tee zu requirieren, sowie Ponys und Maulesel. Der Rossarzt erschoss den alten Maulesel des Schulmeisters, der hilflos im Freien auf dem Mist lag und sich vor Rheumatismus nicht mehr rühren konnte. Wir hatten Mitleid mit dem armen Tier. Grossmütig wie immer, schenkten wir dem Schulmeister als Ersatz für seinen Verlust einen der requirierten Esel, nahmen ihm aber dafür einen seiner neuen Karren ab, den wir zum Transport eines frisch geschlachteten Rindes brauchten. - Als Merkwürdigkeit weiss ich noch zu berichten, dass wir an diesem Morgen durch das Krähen zweier Hähne geweckt wurden. Im Allgemeinen hörte man bald nach unserem Einrücken in eine Ortschaft kein Geflügel, sich irgendwie vorlaut äussern; aber hier hatten wir den unschlauen Gedanken gehabt, für uns einen Korb lebendiger Hühner zu reservieren, und nun versuchten diese Biester, uns möglichst lang durch ihr Gegacker zu ärgern; sie sollten es bald mit dem Leben büssen.
Am Nachmittag sassen wir gerade bei Reissuppe und Tee, als folgender Befehl eintraf: „Detachement rückt um 4 Uhr nachmittags nach Jü tien ab; sofort aufbrechen und in Jü tien bei mir melden; Verbindung sofort mit mir herstellen. Die Chinesen, welche die Nachricht von den Räubern verbreitet haben, sind als Geiseln mitzuführen! gez. Auwärter." Nun Ade, du schöner Rasttag und herrlich gebratene Leber und Ente. Sofort Alarm! Die Ente wurde in der Satteltasche untergebracht, das Bratenfett sorgfältig verpackt und beim Gepäck mitgeführt; denn Schweineschmalz ist etwas seltenes hier. Oberleutnant Redlich rückte sofort ab, nahm Verbindung mit dem Major auf und machte Quartier in Jü tien. - Um 6 Uhr abends rückte ich mit der Abteilung ab. Der arme Schulmeister sowie der Dorfschulze wurden für ihre Freundlichkeit als Arrestanten bei der Bagage mitgeführt. Es war stockfinstere Nacht und leider auch Neumond. So ritten

wir ohne Weg und Steg im Schritt dahin, von einem Dorf zum anderen uns weiter fragend, an den Kanälen auf- und absuchend, bis ein Übergang gefunden war, vom Gebell der Hunde und wahrscheinlich auch den Flüchen der aus ihrem Schlaf geweckten Chinesen begleitet; denn da wurde kurzer Prozess gemacht: Der Dolmetscher mit ein paar Soldaten stiegen über den nächsten Zaun, drangen in das Haus ein und zwangen den Bauern, uns auf den richtigen Weg zu geleiten. Unsere Versuche, Papierlaternen und Kerzen zu requirieren, waren ohne Erfolg, denn hier gab es nur ganz kleine Öllichter. - Die Nacht war abscheulich kalt. Die Erstarrung machte sich am ganzen Körper fühlbar und im Trab zu reiten zur Erwärmung war unmöglich bei der finsteren Nacht. So kam uns der Marsch wie eine Ewigkeit vor. Etwa um 10 1/2 Uhr nachts sahen wir vor uns einen grossen Feuerschein und hörten Schiessen. Wir träumten schon von Schlachten und Siegen; wie sich indes heraus stellte, hatte Major Auwärter vor Jü tien grosse Feuer anzünden und schiessen lassen, damit wir die Richtung finden konnten. Um 12 Uhr nachts trafen wir in Jü tien ein und bezogen in einem grossen, verlassenen Yamen Quartier. Wie üblich wurde requiriert, Kohlenbekken aufgestellt zum Erwärmen und noch Hühner und Tee gekocht. Der Taotai und sein Stellvertreter kamen persönlich und erkundigten sich nach unseren Wünschen; auch ein christlicher Chinese kam und begrüsste uns im Namen der amerikanischen Methodistengemeinde. Bis 2 Uhr nachts Palaver; dann wurde die ganze Gesellschaft hinaus geworfen und Schlafstätten auf dem Kang hergerichtet. Kaum lagen wir, als uns allen brechübel wurde und einer nach dem anderen hinaus lief: Erste Anzeichen einer Vergiftung durch Kohlenmonoxyd. Sofort wurden die Kohlenpfannen hinaus geschmissen und lieber gefroren.
Die Ruhe sollte indes nicht lange dauern: ein starker Brandgeruch machte sich bemerkbar. Ich weckte die Anderen; in unserem Wohnraum war aber nichts zu finden. Nebenan, wo zwei Unteroffiziere schliefen, war jedoch der Raum voll Rauch; die Unteroffiziere hatten den Kang zu stark angeheizt; der war dann durchgebrannt und hatte das Lager von feuchtem Stroh entzündet. Die Ermüdung der armen Kerle war so gross, dass sie ruhig weiter schliefen und sicher erstickt wären, wenn wir sie nicht aufgerüttelt und eilig raus geschafft hätten.

24. Dezember. Sind um 7 Uhr vormittags aufgestanden. Scheussliche Kälte. Waschen wurde nur markiert. Um 8 Uhr kam folgender Befehl von Major Auwärter: „Ich beabsichtige am 25. Dezember, um 9.30 Uhr vormittags Ki tschou mit 3 Kolonnen umfassend anzugreifen. a) Die Kavallerie-Abteilung rückt heute nach Wang tsien, umstellt die Stadt Ki tschou im Nordwesten und rückt morgen

9.30 Uhr vormittags gegen die Stadt vor. b) Oberleutnant Redlich ist mit 8 Reitern zu der berittenen Infanterieabteilung unter Oberleutnant Krähe abzustellen. Diese Abteilung hat Auftrag, über das Niau ting Gebirge von Norden gegen Ki tschou vorzugehen. c) Die Hauptkolonne rückt heute bis Ör li tien und geht morgen von Süden und Südosten gegen die Stadt vor. Die Abteilungen haben morgen Verbindung mit einander aufzunehmen. Oberleutnant Coermann meldet sich mit 2 Reitern sofort bei mir zur Nachrichtenübermittlung an Oberst Grüber!" Sollte es vielleicht am Christtag zu einem Gefecht kommen? Um 9 Uhr vormittags rückte ich ab. Vorher hatten uns noch der alte Taotai mit Sohn, sowie der stellvertretende Taotai besucht und uns 3 Kisten Zigaretten zum Geschenk gemacht. Die Kerle mussten vor uns einen Heidenrespekt haben. Zunächst machten die grossen Pferde wohl viel Eindruck; dann aber schienen uns die Chinesen nicht recht zu trauen. Wie schon bemerkt, hatte der Major einen chinesischen Privatdolmetscher. Wie nun mein Dolmetscher durch den Taotai von Ki tschou erfuhr, war der Kerl ein ganz gemeiner Spion und hatte schon in Föng tai nach Jün tien sowie nach Ki tschou mitgeteilt, dass wir kommen. So war es möglich geworden, dass zwei Tage vor unserem Eintreffen in Ki tschou das chinesische Militär die Stadt unbehindert in nördlicher Richtung verlassen konnte. Welches Pech! Wie fluchten wir auf den Spion und die feigen Soldaten! Der Spion liess sich natürlich für seine guten Dienste von den Taotais gut bezahlen. In Ki tschou meldete ich dies beim Major; doch jener zog es vor, rechtzeitig auf Nimmerwiedersehen zu verduften. Es scheint nun, dass der Schuft in den Orten, wohin der Major kam, den Taotais sagte, dass er gegen entsprechende Entschädigung dafür sorgen werde, dass ihnen nichts geschehe. Wir Artilleristen lagen aber meist getrennt von dem Gros und hatten unseren eigenen Dolmetscher. Der Spion-Dolmetscher hatte nun offenbar dem Taotai gesagt, dass er sich nicht für uns verbürgen könne, woraus sich wohl erklären dürfte, dass die beiden Stadthäupter von Jü tien in der Nacht und am nächsten Morgen zu uns kamen, um unsere Wünsche entgegen zu nehmen; eine Unterwürfigkeit uns gegenüber, die auffiel. - Unser gefangener Schulmeister und der Dorfschulze waren etwa um 2 Uhr morgens mit der Bagage angekommen. Der Schulmeister war guter Laune und freute sich, uns wiederzusehen; sein erstes Wort war „alter filou". Der Dorfschulze war schreckensbleich und zitterte vor Angst und Kälte. Beide wurden an den Major abgeliefert, mussten dann noch bis Ör li tien mitgehen und wurden dort erst wieder auf freien Fuss gesetzt. Mit dem guten Schulmeister hatten wir aufrichtig Mitleid; der Grund, warum die armen Kerle überhaupt mitgehen mussten, blieb uns unklar.

Jü tien ist eine grosse Stadt mit hohen, Zinnen gekrönten Mauern und festen Toren; aber bodenlos schmutzig. Als wir am Morgen zum Tor hinaus ritten, hatten wir einen unvergesslich schönen Anblick: Dicht vor uns lag das Niau ting Gebirge mit seinen baumlosen braunen Bergen, die Gipfel mit zahlreichen Tempeln gekrönt. Dahinter erheben sich die schroffen Zacken des Pan schan Gebirges; alles in wunderbar duftigen Farben. - Die sogenannte ´Grosse Strasse´, auf der wir ritten, war eine ca. 20 m breite Fläche ohne befestigten Untergrund, auf der ein tiefes Wagengleis neben dem anderen eingeschnitten war. Da reitet man besser querfeldein. Bei grundlosen Stellen war der Weg durch ausbiegende Fahrzeuge ins Ungemessene verbreitert. - Weiter oben im Gebirge sind die Wege durch den Jahrhunderte langen Verkehr und das Wasser tief in den Lössboden eingeschnitten und bilden Hohlwege, die nur für die örtlichen Fahrzeuge gangbar sind; Fahrzeuge mit anderer Spurweite können darin gar nicht verkehren. Die Wege sind meist so tief eingeschnitten, dass man sich von der Umgebung aus ungesehen zu Wagen und zu Pferd darin bewegen kann. Die Böschungen sind steil und oft über 4 m hoch. Stundenlang reitet man in diesem Gewirr sich kreuzender Hohlwege, ohne von der Umgebung eine Ahnung zu haben. Zur Orientierung muss man von Zeit zu Zeit die steile, ja fast senkrechte Böschung erklettern. Am zahlreichsten habe ich diese tief eingeschnittenen Hohlwege (Definition in militärischem Sinn bzw. für den Marsch querfeldein, sogenannte ´Bewegungshindernisse´) zwischen Jü tien und Feng yun angetroffen.

Zahlreiche Ortschaften liegen am Fuss des Gebirges und in den Tälern, die bedeckt sind mit Obstbäumen, Weiden, Birken und Pappeln; die Begräbnisplätze sind meist wohl gepflegt und mit Fichtenbäumchen umsäumt. Bei den Tempeln stehen einzelne schwarze Pinien und Zedern. Im ganzen ein erfreuliches, abwechslungsreiches Landschaftsbild, das etwa an die Gegend von Florenz erinnert. Auffallend am Gebirge ist, dass es nicht wellenförmig in die Ebene übergeht, vielmehr ganz plötzlich aus dem Boden heraus ragt. Der Löss hat eben alle Unterschiede nivelliert; die Schluchten und Täler sind zugeschüttet worden und nur die Gipfel ragen aus der Lössebene wie aus einem Bett hervor. So kommt es, dass man das Gebirge durchqueren kann, ohne einen Kamm zu überschreiten: Im Niau ting Gebirge führen zahlreiche breite Täler fast ohne Höhenunterschied von einer Seite zur anderen. Wasser ist im baumlosen Gebirge selten; doch sah man an den ausgetrockneten Wasserläufen mit ihrem Geschiebe von gewaltigen Felsblöcken, dass zur Regenzeit wilde Bergströme die Täler durchbrausen. – Unterwegs störten wir eine flüchtende Chinesenkarawane auf. Zum Scherz liess ich meine Leute sie in gestrecktem Galopp verfolgen. Zwei Reiter

trennten sich dabei von den Pferden und hatten Mühe, sie wieder einzufangen. Die Leutnants hatten ihre besondere Freude an den Chinesenweiblein, die angstvoll zwischen Kisten und Kasten kauerten; die reinste Menagerie.
In Wu tung kamen uns christliche Chinesen entgegen. Sie trugen ein Kreuz auf der Brust, riefen ständig „catholique!" und freuten sich sichtlich, uns zu sehen. Zum ersten Mal sahen wir in diesem Ort christlich-chinesische Weiblein, die neugierig auf der Strasse standen und uns begafften. Ein ungewohnter Anblick, da sonst die Weiber bei unserer Ankunft immer versteckt wurden oder entflohen. - Es war schon spät am Nachmittag, Wang tsien war noch nicht zu sehen; indes hatten wir die Absicht, heute solange weiter zu reiten, bis wir für den Weihnachtsabend ein annehmbares Quartier finden Würden. - Beim Weiterreiten erblickten wir vor uns zwischen Bäumen und Sträuchern ein grosses Gebäude mit Turm, das wie eine christliche Kirche aussah. Wir kamen auch bald an ein Dorf namens Tsing tshang tshuan, das nach Aussage der Leute unmittelbar nördlich Wang tsien liegen sollte. Da schien einmal die Karte nicht recht zu stimmen. - Hunderte von Einwohnern, Männer, Weiber und Kinder kamen uns vor dem Dorf entgegen, hielten blau-weiss-rote (französische) Fahnen in der Hand, worauf „Catholic" gedruckt war, und trugen Kreuz und Rosenkranz. Als wir näher kamen, fiel die ganze Menge vor uns auf die Knie und berührte die Erde mit der Stirn. Ich ritt wie ein Heiliger durch die kniende Menge, nach links und rechts dankend. Das Bild war eigenartig genug und hätte verdient, photographiert zu werden, zumal wenn man bedenkt, dass wir wie die Strauchritter links und rechts am Sattel Hühner hängen hatten; eine Art von Transport von Lebensmitteln, die sich bewährte, wenn wir unmittelbar nach dem Einrücken etwas zu essen haben wollten; denn das Nachkommen der Bagagewagen oder der requirierten Lebensmittel konnten wir nicht abwarten. - Durch das Dorf reitend, bemerkten wir einen grossen, mit Mauern umgebenen Gebäudekomplex, dessen Mittelpunkt eine große Kirche bildete. Hier musste wohl eine französische Mission sein; da anzunehmen war, dass die Patres nicht schlecht lebten, so beschloss ich, hier Halt zu machen. Ein Quartier machender Offizier wurde in die Mission geschickt und kam auch bald mit der Meldung heraus, dass Mann und Pferd hier gut untergebracht werden könnten. Die Mission gehört den französischen Jesuitenpatres von Nôtre Dame. Der europäische Pater war bei den Unruhen nach Pau ti gegangen; drei chinesische Patres waren aber hier geblieben und bereiteten uns die herzlichste Aufnahme. Schöner hätten wirs zum Weihnachtsabend gar nicht treffen können. Mit der Mission ist eine Kinderschule verbunden, an der chinesische Schwestern wirken. Ich besuchte die

Schwestern, die mir freundlich die Schule zeigten, wobei sich die kleinen Knirpse zu meiner Begrüssung auf den Boden legten. Es ist dies der Kotau, der hohen Würdenträgern gebührende Gruss in China. - Die Patres luden uns zunächst zu einem Glas Rotwein ein. Später gab es in einer gemütlichen Stube mit einem eisernen Ofen, weiss gedecktem Tisch und europäischem Geschirr ein hervorragendes Essen, bestehend aus Suppe, Hammelkottelett mit Bratkartoffeln, Filetbraten und Hühnern, dazu Rotwein und eine Flasche Sekt, die der Schlemmer Uhlenhaut in seiner Packtasche mitgeführt hatte und nun zu unser aller freudigstem Erstaunen auf den Tisch stellte. Später zog Uhlenhaut auch noch eine kleine Flasche Arac aus seinem Mantelsack hervor und wir brauten uns zur Feier des Tages einen kräftigen Grog. Gesegnet sei die Schlemmerei und die unerwarteten Genüsse! - Den Mannschaften hatten die Patres ebenfalls einen Saal vorbereitet und ihnen auf weiss gedecktem Tisch ein Essen vorgesetzt. Ich ging zu den Leuten hinüber und hielt eine kleine Ansprache. Darauf sangen die Mannschaften Weihnachtslieder. Es berührte eigentümlich, als durch die sternklare Christnacht die alten Weisen erklangen: Weihnachten ohne Christbaum und mitten im fremden Land, aber doch nicht unter ganz fremden Menschen! Wer hätte sich heute früh ein solches Weihnachtsfest träumen lassen?! Nachdem wir einige Lieder angehört hatten, gingen wir wieder in unser gemütliches Zimmer und tranken Grog, wobei die Patres uns gern zusprachen.
Um 9 Uhr abends kam ein Abgesandter des Taotai von Ki tschou, der dessen Visitenkarte überbrachte und uns sagen liess, er habe von unserem Kommen gehört; was wir wünschten, würde er uns geben. Ich liess ihm mitteilen, dass wir nicht nach Ki tschou kämen. Später erfuhren wir, dass der chinesische Dolmetscher des Majors unseren Anmarsch verraten hatte und dann entflohen war. - Im Lauf der Unterhaltung erzählten uns die Patres, dass sie schon viele Grausamkeiten von den Boxern zu erdulden gehabt hätten. Über 100 Chinesen waren vor mehreren Monaten hier in der Kirche ermordet worden. Ausserdem seien vor 3 Tagen in Ma fang tschuan 3 Christen getötet worden. Die Boxer hätten zwar mit den Christen Frieden geschlossen, wie sie auch tatsächlich der Mission ungeheuere Mengen von Kauliang, Getreide sowie mehrere Kubikmeter Käsch (400 Käsch = 1 Mark; kleine Bronzemünzen mit einem Loch in der Mitte, zu je 100 Stück auf eine Schnur aufgereiht) zum Zeichen ihrer Freundschaft geschenkt hätten; von San ho aber sei die Nachricht gekommen, dass die Boxer in nächster Zeit die Mission vernichten wollten. Diese Nachricht schickte ich noch um 10 Uhr abends durch Ordonnanzreiter zum Major nach Ör li tien und liess gleich-

zeitig melden, dass ein Überraschungsangriff auf Ki tschou wohl aussichtslos sei, nachdem der Taotai von unserer Ankunft bereits unterrichtet war.
Sekt, Grog und Ermüdung taten bald ihre Wirkung: Einer nach dem anderen schlief am Tisch ein; bald war ich allein von den Herren noch wach, da ich beabsichtigte, um 12 Uhr nachts die Messe zu besuchen. Da der Dolmetscher schlief, versuchte ich mich mit einem Pater lateinisch zu verständigen, hatte dieser mir doch im Lauf des Gespräches gesagt, dass er zwar nicht französisch wohl aber lateinisch verstehe. Indes sprach er besser lateinisch als ich, der ich diese edle Sprache seit dem Gymnasium nicht mehr betrieben hatte. Es muss ein rechtes Kauderwelsch gewesen sein, das ich in vorgerückter Stunde und schlaftrunken verbrochen habe: Man behauptete später, ich hätte den Satz gebraucht: „medicus ille est very fatigatus". - Gegen 11 Uhr schnarchten bereits die Meisten am Tisch; ich hatte ebenfalls ein unbezwingbares Schlafbedürfnis, verzichtete daher auf den Gottesdienst und traf die Vorbereitungen zum Schlafen. Als der Arzt aufgerüttelt wurde und ihn einer fragte, auf welcher Bank er schlafen wolle, da antwortete er schlaftrunken „auf dem Mist", und schlief weiter. Doch es sollte noch besser kommen. Wir hatten auf den breiten Holzbänken mit Hilfe von Decken und Seegraspolstern, die uns die Patres brachten, ganz annehmbare Schlafstätten hergerichtet. Ich lag unmittelbar am Tisch, der kleine Dolmetscher auf einer Bank in meiner Nähe. Der Ofen wurde nochmals fest nachgeheizt und bald schlief und schnarchte alles kräftig. Plötzlich wachten wir von einem eigentümlichen Plätschern auf. Man hörte die verschlafenen Rufe: „Oho! Gehen Sie mal vor die Türe!", ein anderer lachte und ich dachte mir, ich wäre an den Tisch gestossen und hätte eine Teekanne umgeworfen. Ich spürte auch auf der Bank des Dolmetschers neben mir etwas Nasses. Doch das störte nicht, und so schliefen bald alle im Dusel des Alkohols und bei der allgemeinen Ermüdung wieder weiter.

25. Dezember, Dienstag. Um 6 Uhr früh Aufstehen. Ich bemerkte am Boden vor meiner Bank eine grosse Wasserlache. Als letzter stand der kleine Dolmetscher auf, machte sofort Feuer im Ofen und stellte sich verdächtig in Unterhosen davor. Wir untersuchten das kleine Baby; es war ganz nass, sein Lager ebenfalls. Harmlos versichert er, dass ihm das immer passiere, wenn er Sekt getrunken habe. Zum Glück bin ich gerade noch verschont geblieben von dieser harmlosen Seele. - Bald erschienen die Patres mit Tee, Eiern, Hammelkotelett, süssem Backwerk und echten, wirklichen Brötchen, die sie für uns hatten backen lassen; sie waren zwar teigig, aber mundeten uns als unerwartete Delikatesse hervorragend. Wir zogen uns gemütlich an, nachdem wir uns zur Feier des Tages einmal wieder gewaschen hatten, und sprachen dem guten Frühstück kräftig zu. Um 8 Uhr Abmarsch. Es fiel schwer, sich von diesen lieben Menschen und dem guten Quartier zu trennen. Nun, ich werde die Mission in gutem Andenken behalten. Habe ich doch schon viel auf unsere Missionare in China geschimpft, aber ich muss zugeben, dass wir diesmal froh um sie waren.
Der Morgen war eisig kalt; wir ritten am Fuss des Pan schan Gebirges hin. Überall Tempel an den Berghängen und auf den Gipfeln. Etwa um 9 Uhr kamen wir an eine grössere Stadt mit einer hohen, kirchturmartigen Pagode; starke, mit Zinnen gekrönte Mauern umgaben die Stadt. Der Dolmetscher, dessen Pferd lahmte, war im letzten Dorf zurückgeblieben, um ein Pony zu requirieren; ich musste mich daher allein zurecht finden. Am Stadttor schrie ich dem Wärter so lange „Ki tschou?" zu, bis er talaufwärts wies. Aha, dachte ich, es geht noch weiter. So ritten wir im eiligem Trab an der Stadt vorbei nach Norden. Nach der Karte konnte das nimmermehr stimmen. Ein Chinese, der auf seinem Maultier des Weges kam, wurde ebenfalls angebrüllt: „Ki tschou, Ki tschou?". Der schaute uns verständnislos an. Wir aber zwangen ihn, mit uns zu reiten und einer nach dem anderen probierte, ob der Chinese den süssen Laut Ki tschou nicht doch versteht. Wir mochten etwa 6 km in schärfstem Trab geritten sein, als wir den von Norden kommenden Oberleutnant Krähe antrafen, der uns versicherte, weiter nördlich wäre keine Stadt mehr; Ki tschou müsse die Stadt sein, an der wir gerade vorbeigeritten waren. Also kehrt schwenk Marsch und in schärfster Gangart wieder zurück. Vor Ki tschou wieder angelangt, umstellte ich mit kleinen Abteilungen die Stadt im Norden und im Westen: links Fühlung mit Oberleutnant Krähe, rechts Fühlung mit dem Major. Die Infanterie soll schon seit 8 Uhr früh vor der Stadt gelegen haben und da sollen der Major und der Oberst sich nicht über die Einnahmestrategie haben einigen können. Und das alles gegen eine ruhige, friedliche Stadt mit offenen Toren und ohne Feind! Wie sich bald zeigen sollte, hatte das chinesische Militär zwei Tage zuvor Ki tschou verlassen und die Infanterie hatte sich bereits in der Stadt einquartiert.
Hier in China, wie sonst überall auch, gönnt keiner dem anderen etwas. So soll der Oberst, als er durch Coermann die Meldung von der Absicht des Majors erhielt, furchtbar geschimpft haben. Dann aber ritt er sofort nach Ki tschou, um selbst die Sache in die Hand zu nehmen und die erträumten Lorbeeren nicht allein dem Major zu überlassen. Jeder will eine Heldentat vollbringen und neidet dem anderen den geringsten Erfolg. Solche Resultate zeitigt eben ein Feldzug, der keine Möglichkeit bietet, sich mit einem anständigen Feind zu schlagen.

Wir hatten nun noch nicht lange unsere Aufstellung genommen, als auf den Zinnen der Stadt Oberleutnant Redlich erschien und rief: „Hauptmann Fehl soll zum Major in die Stadt kommen!". Damit endete die komische Einschliessung von Ki tschou. - Ich erhielt den Befehl, mir mein Quartier selbst zu suchen. Wie gerne wären wir in die Mission zurück gekehrt, aber das ging nun nicht! So erstieg ich mit meinen Offizieren aufs Geratewohl die Stadtmauer und hielt Umschau, welches die besten Viertel für unser Quartier sein könnten. Die Stadtmauer ist ca. 20 m hoch, 10 m breit, mit Bastionen versehen. Gegen solche Mauern hätten selbst schwere Feldhaubitzen eine schwere Arbeit gehabt; leichte Feldhaubitzen jedoch sind dabei zwecklos. Auch die Tore können nicht leicht angeschossen werden, da im Bereich der Tore die Mauern in mehreren Reihen hintereinander in einem Bogen geführt sind.

Von der Mauer hat man einen herrlichen Überblick über die Stadt mit ihrer grossen steinernen Pagode, die von ferne wie ein riesiger Kirchturm aussieht; zahlreiche Türme und Tore mit geschwungenen Dächern bilden die Silhouette. Wir bemerkten in unserer unmittelbaren Nähe einen grossen Häuserkomplex und beschlossen darin Quartier zu nehmen. Das nächste Haustor, an welches wir kamen, war verrammelt. Ein paar Kanoniere stiegen über die Mauer, erschlugen die kläffenden Hofhunde und räumten Balken und schwere Steine von innen weg; dann wurde das Tor erbrochen. Jetzt erst kam der Besitzer aus einem Hinterhaus hervor und grinste uns an. Ein Kanonier versetzt ihm eine kräftige Ohrfeige für die Unverschämtheit, dass der Kerl uns umsonst vor dem Tor hatte klopfen und rufen lassen. Nun rasch durch die verschiedenen Häuser und Räume hindurch Das Anwesen war indes nicht ausreichend gross für 60 Pferde. Auf zu einem anderen Tor! Hier das Gleiche. Nun zu einem mit hoher Mauern umgebenen Anwesen. Ich erbrach mit 2 Offizieren langsam aber sicher das Tor mit Hilfe von grossen Steinen und her geschafften Balken. Von den Kanonieren wurden Abteilungen entsandt, um weitere Eingänge dieses Hofes zu suchen und zu öffnen. Nach langer Mühe war das Tor frei. Wir traten in eine grosse Besitzung eines anscheinend reichen Chinesen. Niemand war zu sehen, dagegen brannte in einem Raum, der wohl eine Küche vorstellte, noch Feuer und stand Essen bereit. Es gab mindestens 10 Frauenhäuser, Gesindehäuser und zahlreiche Kammern, sowie einen Garten mit einem fein eingerichteten Yamen und der Privatwohnung des Besitzers; auch ein tadellos eingerichtetes Wohn- und Schlafzimmer mit schönen, geschnitzten Ebenholzmöbeln, Teppichen, Polstern, Vasen usw.. Nach der Anzahl der Frauenwohnungen zu schliessen, muss der Kerl einen grossen Harem gehabt haben. In den Frauenwohnungen waren Kisten und Kasten geöffnet; der Inhalt war auf dem Boden zerstreut. Offenbar waren noch in Eile die wertvollsten Sachen zusammen gerafft worden, bevor der Harem die Flucht ergriff. Nun wurden Haufen von Kleidern, Decken usw. aus den Zimmern hinaus geräumt, um Platz für die Pferde zu schaffen. Schade um die Möbel, Vasen, Seidenkleider und tausend Sächelchen! Bis zum Abend waren Mann und Pferd tadellos in den Wohnzimmern unter gebracht. Wir Offiziere haben uns in der Privatwohnung gemütlich eingerichtet und hatten sogar einen weiss gedeckten Tisch und Servietten, die aus einem Stück Leintuch geschnitten wurden. - Mannschaften und Offiziere suchten sich aus dem auf die Höfe geworfenen Hausrat kleine Andenken aus. Hier war auch Gelegenheit, sich reichlich mit Wolldecken und wattierten Decken zu versehen, sodass künftig kein Mann mehr zu frieren brauchte. Am Abend wurde eine Gans gebraten; dann gefundene Gegenstände verlost. Einzelne Herren waren richtig beutegierig und konnten gar nicht genug erhalten. Osiander traf am Abend wieder von seinem Patrouillenritt bei mir ein; als er hörte, dass hier viele hübsche Sachen in den Höfen herum lägen, stürzte er sofort los und wollte sogar einige grosse, geschnitzte Holzlaternen für sich nehmen. An diesem Abend war es weniger gemütlich als sonst, da einzelne Herren nur den einen Gedanken hatten, für sich noch möglichst viel Wertvolles zu finden. - Habe im schönen Quartier gut geschlafen.

26. Dezember. Heute Rasttag. Bin spät aufgestanden und habe einigermassen Reinlichkeit herzustellen versucht. Vormittags Pferdeappell, nachmittags Monturappell. Darauf erhielten die Mannschaften den Auftrag, chinesische Waffen zu suchen. In einem Tempel wurden mehrere 100 Gewehre, sowie viel Munition und Uniformen, sorgfältig verpackt und 1 m tief in der Erde vergraben, gefunden. Ich liess dies dem Major melden; gleichzeitig meldete ich ihm, dass die christlichen Chinesen in unserem letzten Quartier uns noch vor dem Abmarsch mitgeteilt hatten, dass in Ki tschou sowohl Geschütze als auch viele Gewehre verborgen seien. Dem Taotai befahl der Oberst, sofort Geschütze und Gewehre auszuliefern, was dieser mit den Geschützen tat. Leider gingen diese auf Befehl des Oberst Grüber nach Tientsin ab; ich hätte gerne einige für unser Bataillon nach Tong ku mitgenommen. Bei dem Tempel, wo die Waffen gefunden wurden, wurde auch ein Chinese angetroffen, der in dem Moment, als meine Soldaten ankamen, entfliehen wollte. Der Kerl wurde eingefangen und, blutig und übel zugerichtet, mir vorgeführt; er zeigte meinen Soldaten dann noch einen weiteren Platz, wo Gewehre, Uniformen und Zelte vergraben waren, benützte aber leider einen unbewachten Moment, um spurlos zu verschwinden; er ist

wohl ins Gebirge entflohen, um die dorthin geflüchteten Chinesen von unserer Ankunft zu benachrichtigen; wir sollten später noch deren Spuren im Gebirge antreffen. - Coermann erhielt nachmittags Befehl, sofort einen Patrouillenritt in die Gegend südlich von Shi men anzutreten. Er solle mit 4 Reitern abreiten und nächsten Tags wieder zu mir stossen. Böse Zungen behaupteten, er sei ungern abgeritten, ja sei noch rasch mit seinem Burschen durch alle Räume geeilt, um diesem anzugeben, was er noch alles vom Herumliegenden mitnehmen solle.

27. Dezember. Um 8 Uhr vormittags stand alles befehlsgemäss zum Abmarsch bereit. Etwa um 9 Uhr kam vom Major folgender Befehl: „Die Kolonne geht über Sin an tschen nach Lin ting kou zurück. Dort trennen sich die Abteilungen von Tientsin und Tong ku und marschieren in ihre Standorte zurück. Oberleutnant Osiander hat in Ki tschou die gefundenen Waffen und Munition zu vernichten und folgt erst nach Erledigung dieses Auftrages nach!" Bald darauf wurde ich zum Major gerufen, der mir folgenden Auftrag gab: „In Shia yin im Gebirge sollen noch zahlreiche Waffen und Munition verborgen sein. Sie haben dorthin zu reiten und die Waffen usw. zu vernichten!" Gleichzeitig entliess mich der Major mit Dank für die geleisteten Dienste. - Nun durften wir ja glücklich wieder allein reiten! Wir waren alle herzlich froh über den Auftrag, der uns in ein eigenartiges Gebirge weiter hinein führen sollte. Aber wo lag Shia yin? Fragen durfte man die Chinesen in Ki tschou ja nicht, denn die hätten sofort die Nachricht von unserem Kommen dorthin geschickt. Auf der Karte war der Ort nicht verzeichnet. Nun erst einmal fröhlich vorwärts gegen Shi men zu. Halben Weges fragten wir in einem Dorf nach Shia yin und erhielten die Auskunft, dass dieser Ort nördlich von Schi men liege. Der Marsch im Tal zwischen Pan shan und Niau ting Gebirge war einzigartig schön: Hohe Bergketten, an deren Hängen schöne Sommervillen und Tempel in Pinienhainen lagen; dann und wann öffnete sich zur Linken ein Tal, das im Hintergrund mit gewaltigen Felszacken abgeschlossen war. Die Täler waren mit kleinen Ortschaften besät und gut bestellt. Von den Berggipfeln grüssten einsame Tempel; kurz vor Shi men gabs reizende Durchblicke auf ein Tal, in dem die roten Dächer der Kaisergräber aus dunklen Fichtenhainen hervor leuchteten. Der Charakter einer Gebirgslandschaft kam hier mehr als bisher zum Ausdruck. Wir durchquerten grosse Moore und trokkene Flussbetten, die mit grobem Geschiebe gefüllt waren. Das Gelände wurde wellig und wenig übersichtlich.
Coermann traf bei Hao men wieder zu uns. Er hatte vom Feinde nichts bemerkt, dagegen hatte er einen fliehenden Chinesen mit einem Wagen gefasst. Dieser

hatte auf seinem Wagen etwa 30 grosse seidene, gestickte Decken, von denen Coermann eine für 3 Dollar kaufte. An uns hatte er natürlich nicht gedacht. Die Decke war wunderbar schön und wir alle machten Coermann entsprechende Vorwürfe. Coermann meldete ferner, dass der Chinese auf seinem Wagen auch lange, rot gestrichene, runde Hölzer gehabt habe. Coermann erhielt daher den Auftrag, sofort zurück zu reiten, den Chinesen mit seinem Wagen ausfindig zu machen und die Hölzer zu untersuchen. Der ritt auch fort, fand durch Zufall den Chinesen in einem Dorf und liess zum Erstaunen der Dorfbevölkerung mittels reqirierter Beile die roten Hölzer zerkleinern, ohne indes metallenen Inhalt zu finden. Die Decken hatte der Chinese unterdes schon auf die Seite gebracht. Der Kerl hatte sicher gestohlenes Gut, wie überhaupt die Chinesen auf unsere Kosten, wohin wir kamen, soviel wie möglich gestohlen haben. Es ist ja leicht zu sagen: „Das haben die weissen Teufel getan." Wenn wir ein Quartier verliessen, dann stürzten Chinesen mit Säcken bewaffnet hinter uns in die Wohnungen - wie die Aasgeier auf dem verlassenen Schlachtfeld. Das Geschick im Stehlen ist gross. Es verschwindet alles Mögliche in den langen Ärmeln und den weiten Röcken. Da gibt man z.B. einem Chinesen den Auftrag, einen Pack Kerzen auf den Wagen zu tragen; kaum hat man den Rücken gewandt, ist das Paket verschwunden; jetzt suche man einmal den Missetäter: Die Kerle umstehen in Scharen gaffend und gestikulieren die Fahrzeuge, sehen nach unserem Begriff alle ähnlich aus und tragen zudem alle blaue Röcke und Hosen!
Shi men, wo wir Quartier nahmen, ist ein armes Landstädtchen mit zerfallenen Stadtmauern. Wir erbrachen einen Hof, der von aussen noch am anständigsten aussah, brachten in den Wohnräumen Mannschaften und Pferde unter und quartierten uns selbst in einem Tempel nebenan ein. Im Erbrechen von Toren, sowie Einquartieren und Requirieren hatten wir schon ziemliche Gewandtheit. Im Tempel fanden wir einige Waffen, Uniformen und Fahnen. Trotz der Drohung, das Dorf niederzubrennen, wenn uns nicht alle Waffen ausgeliefert würden, war nicht mehr aufzutreiben. Das Dorf war arm, die Hühner bald gefangen; Eier, 1 Rind und 2 Hammel wurden in der Nachbarschaft requiriert; von diesen entpuppte sich einer als trächtiges Schaf, das in der Nacht mehrere Lämmer zur Welt brachte, weshalb es als ungeniessbar einem Chinesen geschenkt wurde.

28. Dezember, Freitag. Sind morgens um 8 Uhr bei bitterer Kälte abgerückt. Das Wetter war ganz eigenartig: Bis etwa 10 Uhr morgens eisig kalt, dann wurde es in der Sonne angenehm warm, sodass man leicht den Mantel entbehren konnte; im Schatten dagegen bliebs kalt. Von 4 Uhr nachmittags an begann wie-

der die Kälte. Der Himmel tiefblau, die Nächte sternklar. - Zuerst ritten wir in die Irre und kamen durch eine malerische Schlucht, die sich am Ausgang in ein breites Tal öffnete. Ein Bäuerlein, welches auf dem Feld arbeitete, gab dem Dolmetscher zu verstehen, dass er wisse, wo Shia yin liege. Sofort wurde er samt seinem Esel mitgenommen und musste uns nun führen. Wir mussten erst wieder durch Shi men zurück und dann gings in ein Tal, wo der Weg fast ungangbar ist; für Fahrzeuge unmöglich, hier weiter zu kommen. Daher erhielt die Bagage den Befehl, unter Kommando von Leutnant Osiander, nebst dem Arzt sich in der Umgebung von Shi men einzuquartieren und unsere Rückkehr ab zu warten. Nach kurzer Weile wurde der Weg so schlecht, dass es nicht länger ratsam schien, alle Pferde mit zu nehmen. Es wurden daher nur 17 der besten Pferde mit guten Hufen ausgesucht; der Rest wurde zu Leutnant Osiander zurück geschickt. - Das Tal war schön; die hohen Berghänge waren nur dann und wann mit einigen Pinien bestanden. Ein kleiner Bach wand sich durch ein breites Bett mit mächtigem Felsgeschiebe. Zur Regenzeit, wenn der wilde Bergbach alles mit sich fort reisst, muss es Bilder geben wie in unseren Alpentälern. Gleich beim Eingang ins Tal steht ein grosser roter Tempel in einem Fichtenhain; dann folgt wieder ein kleines Dorf, rings herum von Obstbäumen umgeben. Immer weiter gings auf schmalem Saumpfad neben dem breiten Flussbett entlang, dann traten zur Rechten, an die Bergwand angelehnt, mehrere Kaisergräber hervor. Die Kolonne ritt vorbei; wir Offiziere aber ritten hinüber über das Felsgeröll, durch den Bach und die steile Böschung hinauf. Da stand ein solches Kaisergrab inmitten eines Pinien- und Fichtenhains, ernst und erhaben in dieser einsamen Natur. Ein Priester (die Priester und Tempeldiener tragen als Kennzeichen keinen Zopf) öffnete uns. Wir gaben die Pferde an die Ordonnanz und betraten einen grossen, offenen, mit Mauern umfriedeten Platz. Zur Linken ein Turm, darin, aus weissem Marmor gefertigt, eine etwa 4 m lange Schildkröte, die auf dem Meer schwimmt; auf ihrem Rücken eine hohe Säule, die in alten chinesischen Zeichen wohl die Taten dieses Kaisers verkündet. Zur Rechten führten mehrere Stufen zu einer grossen Halle mit einem reich mit Bronze verzierten Turm; die Decke der Halle kassettiert und bunt bemalt; Hauptmotiv ist der kaiserliche Drache. An der Hauptwand war ein Altar zu sehen und, durch Vorhänge versteckt, ein Ruhebett mit Kopfpolstern und Ahnentafeln. Leider war alles verwahrlost und zerfallen. Beim Grab befand sich noch ein Tempel. - Die ganze Umgebung stimmte weihevoll und wirkte imponierend durch ihre Ruhe und die grosse Natur. Wahrlich eine würdige Ruhestätte für den Herrscher eines so gewaltigen Reiches. Derartige Kaisergräber sind im ganzen Gebirge

verstreut und stehen oft viele Kilometer weit auseinander. Unnahbar für die Menge, wie im Leben, sind die Söhne des Himmels auch noch nach ihrem Tod. Die Geister der gewaltigen Herrscher können nur in einer gewaltigen Natur einen würdigen Platz finden. - Doch die Zeit drängte und wir mussten wieder unsere Kolonne erreichen. Auf den schlechten Pfaden kam man nur im Schritt vorwärts; über Geröll und durch enge Schluchten gings weiter. Bei kleinen Gebirgsdörfern standen Kapellen wie in unserem Gebirge; Man konnte meinen, in einer oberbayrischen Gebirgsgegend zu sein. Bei diesen zahlreichen Kapellen, Tempeln, heiligen Bildern und Heiligenschreinen an den Häusern bekommt man so recht das Verständnis für eine in äusseren Formen und Bilderverehrung erstarrten Religion. Was ist da von den hohen Sittenlehren eines Konfuzius oder Laotse noch übrig geblieben? Wo bleibt bei all diesem äusseren Kram die innere sittliche Kraft?

Das Tal wurde jetzt ganz eng; oben auf dem Berg erblickte man von Zeit zu Zeit Wachtürme, welche wohl zur Zeit, als die wilden Horden der Tataren das Land bedrohten, zur Ausschau dienten. Auf den nächsten Höfen sahen wir Chinesenposten, die uns beobachteten und sich gegenseitig Zeichen gaben. Uhlenhaut wollte durch einen Schreckschuss die Kerle vertreiben, aber das Gewehr versagte: Das Schloss war durch Staub und Sand vollkommen verschmutzt; eine Mahnung, alsbald die Gewehre zu reinigen, denn sonst wären wir einer Gefahr gegenüber hilflos. Im übrigen wäre es in dieser engen Schlucht keine Kunst, unsere Lebenslichtlein auszublasen; die Kerle brauchten nur von oben Felsblöcke herunter zu rollen. Wir überkletterten eine etwa 1 m hohe Steinbarrikade und kamen bald ans Ende der Schlucht. Von hier führte der Pfad auf Steinplatten, teilweise mit Stufen, steil die Bergwand hinan. „Halt absitzen, Pferd führen!" Es ging etwa 70 m in die Höhe. Wir und unsere Pferde kletterten wie die Ziegen; endlich waren wir oben, Mann und Pferd fast atemlos von der Anstrengung. Vor uns öffnete sich ein breites Hochtal, zu beiden Seiten hohe, zackige Berge. Vor uns: Die chinesische Grosse Mauer - in Abständen mit breiten, massigen Türmen versehen - kletterte kühn über die Bergspitzen hinweg. Welche ungeheure Massen von Menschen mögen wohl zu ihrer Verteidigung notwendig gewesen sein! - Das Bild der Gegend war deutlich verändert: Auf Bergen und Feldern lag Reif; bei den Dörfern waren die Felder terrassenförmig am Berghang angelegt; wo nur irgend etwas an fruchtbarem Boden vorhanden ist, wird er genutzt.

Es war schon 4 Uhr nachmittags und begann kalt zu werden. Das Hochtal wurde breiter, der Weg etwas besser. Bald aber war der Weg durch eine Barrikade mit

einem Graben unterbrochen; wir mussten diese mühsam umgehen und kamen dann an ein mit Mauern und Toren versehenes Dorf: Shia yin. Wir ritten hinein; es war öd und fast vollständig nieder gebrannt; einzelne Trümmerhaufen rauchten noch. Zwischen den Ruinen trieben sich plündernde Chinesen umher, die bei unserer Ankunft mit Pack und Esel eiligst flohen. Durch abgefangene Chinesen erfuhren wir, dass etwa vor 5 Tagen chinesisches Militär den Ort in Brand gesteckt hatte und dann in nördlicher Richtung weiter gezogen war. Das war offenbar das chinesische Militär- und Räubergesindel von Ki tschou; die Feiglinge waren uns also rechtzeitig entwischt! Waffen zu suchen war hier nutzlos, Unterkunft konnten wir hier auch nicht finden. So nahmen wir den nächsten Esel, den wir auftreiben konnten, setzten einen Chinesen darauf und liessen uns den Weg zum nächsten Ort zeigen. Wir begannen mächtig zu frieren und zu hungern. Nun gings bergauf, bergab, auf schmalen Pfaden zu einem Talkessel, der mit Felstrümmern ganz ausgefüllt war. Kein Baum, kein Strauch, nur Fels und Sand: eine öde Natur, aber grossartig in ihrer einsamen Wildnis. Auf steilem Bergpfad wieder aufsteigend, kamen wir gegen 6 Uhr abends endlich in das Dorf Jan tchuan. Es war, wohl zur Verteidigung gegen Räuber, mit einer dichten Kauliangpalisade und einem etwa 1 1/2 m tiefen Graben umgeben. Die Bauern kamen uns mit Birnen, Hühnern und Eiern entgegen. Die Leute starrten uns an, hatten sie doch noch nie Europäer und noch nie so grosse Pferde gesehen. Unterkunft gabs nur in mehreren Höfen; Futter war reichlich vorhanden. Die Bauern waren zutunlich. Der Besitzer des Hauses, in dem wir uns einquartierten, bereitete uns sofort Tee und kochte Hühner. Die neugierige Menge war kaum aus dem Zimmer fern zu halten. Bald erwärmten grosse Kohlepfannen die erstarrten Glieder und wenn so ein neugieriger Chinese zur Tür herein kam und Gewohnheits gemäss die Tür offen stehen liess - eine Sitte, die die Chinesen mit den Pfälzern gemein haben - , so riefen wir im Chor „Kwan-tscho-men" d.h. „Tür zu!" Diejenigen, die nicht im Zimmer Platz fanden, stand im Hof vor den breiten Papierfenstern und jeden Augenblick sah und hörte man knisternd Finger durch die Papierscheiben hindurch fahren: Ein einfacher Weg zur Befriedigung der Neugier; bald war das Fenster wie ein Sieb durchlöchert.

Coermann hatte in einem Bauernhof, an dem wir am Nachmittag vorbei geritten waren, zwei Fasanen hängen sehen und selbstverständlich mitgenommen. Wir übergaben sie unserem Wirt zum Braten. Doch der bereitete sie auf chinesische Weise zu: Das Fleisch wurde in ganz kleine Stücke zerschnitten, gekocht und mit einem warmen, nicht gerade angenehm riechenden Fett übergossen. Ungenießbar! - Beim Abritt ins Gebirge hatten wir Mantelsack und Decken zurück gelas-

sen. Von den Bauern liessen wir uns nun einige Wolldecken geben; dann machten wir ein grosses Strohlager auf dem Kang und wickelten uns in die nicht gerade wohl riechenden Decken. Doch wer kümmerte sich bei dieser furchtbaren Kälte um Wohlgeruch und Ungeziefer? Dennoch konnten wir uns nicht recht erwärmen; so war trotz der Ermüdung der Schlaf nur kurz.

29. Dezember. Bin am frühen Morgen frierend und mit starkem Rheumatismus im rechten Arm aufgewacht. An Toilette war gar nicht zu denken. Tee und gekochte Eier gabs als Frühstück und dann gings zähneklappernd vor Kälte wieder aufs Pferd. Was sollte ich jetzt tun? Vom chinesischen Militär wusste hier niemand etwas. Das war also offenbar über die Grosse Mauer weiter gezogen. Die Grosse Mauer aber bildete die Okkupationslinie, über die ich nicht hinaus durfte. Einsam in einem unwirtlichen Gebirge, ohne Karte und ohne Kenntnis der nächsten Umgebung, blieb mir nichts anderes übrig, als wieder den Rückweg an zu treten. Den Weg, den wir gestern gekommen waren (wir hatten in der Luftlinie etwa 45 km zurückgelegt), wollten wir den müden Pferden möglichst ersparen. Nach langem Fragen erbot sich ein Chinese, uns einen kürzeren Weg zu zeigen, der direkt nach Ki tschou führen sollte, aber nur ein Saumpfad für Maulesel sei. Also frisch drauf los! „Absitzen, Pferde führen!". Das war für die müden Pferde besser und dann lief man sich bei dieser Hundekälte auch gleich warm. Nun begann eine interessante Kletterei an steilen Hängen hinauf auf einem Pfad, der kaum drei Hand breit war.

An den gefährlichsten Stellen, wo es steil in die Tiefe ging, war der Pfad wiederholt unterbrochen und mit Barrikaden versperrt. Dies hatten offenbar die chinesischen Soldaten getan, um die Verfolgung zu verzögern. Meine Leute mussten erst die Barrikaden weg räumen und die Lücken im Pfad ausbessern. Die Mannschaften sprangen mit einem grossen Schritt über die gefährliche Stelle, die Pferde besahen sich die Stelle, drückten sich an die Wand und gingen vorsichtig ebenfalls mit einem grossen Schritt hinüber, ohne auf die ausgebesserte Stelle zu treten. - Noch einen Abschiedsblick auf die schönen zackigen Berge, dann gings steil abwärts. Auf der Talsohle angelangt, bestiegen wir wieder die Pferde, die wir etwa 3 Stunden lang nur geführt hatten. Die Pferde haben bei dieser Tour Wege bewältigt, die ein Fussgänger für Pferde als unpassierbar bezeichnen würde, und dabei haben sich sehr gut gehalten - besonders die unbeschlagenen Pferde; es ist trotz der spitzen Kalksteine an den Hufen nichts passiert; bei den beschlagenen Pferden hatte man immer die Plage mit lockeren oder verlorenen Eisen. - Nach kurzem Trab bekamen wir wieder Ki

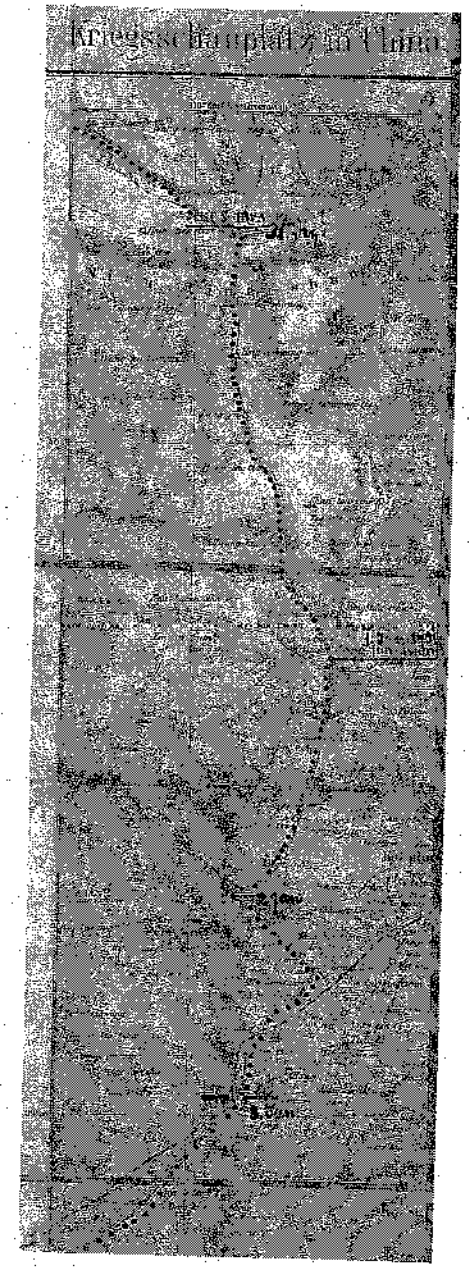
tschou in Sicht. Ich liess die Stadt rechts liegen und schickte nur 1 Patrouille unter Oberleutnant Redlich hindurch, der vollständig überraschend in der Stadt ankam, ohne etwas Auffallendes zu bemerken. Ich ritt gegen Shi men zu, wo der Rest meiner Abteilung zurück geblieben war. In einem kleinen reinlichen Dorf wurde Mittagspause gemacht. Wir hatten kaum für die Pferde einiges Futter beschafft, als ein Abgesandter des Taotai von Ki tschou mit gebratenen Hühnern, Tee, Eiern und süssen Kuchen angeritten kam und uns im Namen des Taotai einlud, nach Ki tschou zu kommen. Ich dankte für das Anerbieten und schickte Redlich mit dem kleinen Dolmetscher nach Ki tschou, um unseren Dank zu überbringen. Der Taotai bedauerte es, dass wir seine Einladung nicht annahmen und übergab Redlich als Geschenk für die Offiziere mehrere halbrunde Silberstücke im Wert von je 6 Mark. Der Kerl musste ein sehr schlechtes Gewissen haben, weil er gar so höflich war! - In China gibts kein geprägtes Geld. Der Tail ist nur ein Wertbegriff (etwa 3 Mark). Es gibt kleine halbkugelige Silberstücke im Wert von 2 Tails und sogenannte ´Silberschuhe´ im Wert von 50 Tails, ausserdem gehacktes Silber, welches abgewogen wird. In Ki tschou hatten wir ganze Kammern voll Käsch, die kleinste Münze, in unserem Quartier gefunden. Der Geldverkehr für grössere Beträge erfolgt entweder durch Bankanweisung oder durch abgewogene Silberstücke. Bei den gehackten Silberstücken sind Betrügereien durch Beimengungen von Blei häufig. - Nach kurzer Mittagsrast ritten wir weiter. Die Pferde wurden allmählich müde. Etwa 5 km südlich Shi men bedeuteten uns Chinesen, dass Leute von uns in einem Dorfe östlich der Strasse, namens Jau ko tshuan lägen. Dort fanden wir glücklicherweise Osiander, der schon das Quartier vorbereitet hatte. Wir waren ziemlich müde. So wurde der gute Entenbraten, den der Arzt für uns hatte richten lassen, in aller Eile verzehrt, dann wurde Nachtstellung bezogen. Sonntag sollte Rasttag sein - auch für die Pferde.

30. Dezember. Rasttag. Bin spät aufgestanden und habe mich dann wieder einmal notdürftig gewaschen. Pferdeappell, Mannschaftsappell mit Gewehren. Danach machten einige Herren einen Spaziergang nach einem auf halber Bergeshöhe liegenden Tempel und brachten von dort hübsche Bilder mit. Ich ging derweil mit meiner Mauserpistole auf die Jagd nach Krähen und Hunden. Mit Ausnahme einiger Löcher in der Luft, ist nichts passiert. Zum Mittag hatte Kühne Enten gebraten. Um das notwendige Fett zu erhalten, hatte er ein Schwein geschlachtet. Diese Chinesenschweine sind für uns ungeniessbar, da sie sich von Kot ernähren und zumeist trichinös sind. Nachmittags wurde Osiander mit einem Wagen und der nötigen Mannschaft auf Requisition ausgeschickt, da in dem kleine Dorf nichts mehr aufzutreiben war. Er kam am Abend mit reicher Beute an Hühnern etc. zurück. In Jau ko tshuan trafen wir Christen aus jener Mission, in der wir zu Weihnachten Quartier genommen hatten. Diese Christen waren übrigens nicht besser als ihre Zopf tragenden Stammesgenossen, denn sie stahlen, wo sie nur konnten. Sie erzählten, dass in Feng yun deutsche Soldaten eingetroffen seien. Nun hatte Osiander nach seiner Rückkehr vom Patrouillenritt nach Feng yun seinerzeit in Ki tschou schon mir und dem Major gemeldet, er glaube, am Toreingang von Feng yun einen chinesischen Soldaten gesehen zu haben; dieser sei rasch verschwunden und Osiander habe, trotz eifrigen Suchens, keine Spur mehr von ihm finden können. Ich war jetzt 5 Tagesmärsche hinter dem Major zurück; es war daher nicht ausgeschlossen, dass der Major seine Marschrichtung nach Feng yun hin geändert hatte. Ich beschloss daher, den Rückmarsch über Feng yun anzutreten und, wo möglich, noch die Verbindung mit der Infanterie aufzunehmen. Der Rückmarsch über Feng yun hatte ausserdem den Vorteil, dass ich die Flussübergänge bei Föng tai und Lu tai vermied.

31. Dezember, Freitag. Um 8 1/2 Uhr vormittags Abmarsch nach Tsun hwa fu. Der Weg führte durch ein breites Tal. Wir ritten, nach den zahlreichen Karrengleisen zu schliessen, auf einer grossen Strasse; etwa alle Kilometer stand am Weg eine kleine Lehmhütte mit offener Tür und Fenster und einem Kang mit Kochvorrichtung. Der Zweck dieser Hütten, die wir in regelmässigen Abständen am Weg bis nach Feng yun vorfanden, ist mir schleierhaft. Vielleicht sind es Wärterhütten noch aus der Zeit, als die Kaiser im Land herumreisten. Die Hütten sind bei den zahlreichen, sich kreuzenden Wegen gute Anhaltspunkte zum Festhalten der Marschrichtung. Tsun hwa fu liegt etwa 20 km östlich Shi men. Die Wegekarte ist schon für die Ebene ungenau, fürs Gebirge aber bietet sie nur einen ganz allgemeinen Anhaltspunkt zum Festhalten der Marschrichtung. Auffallend war jedoch während der ganzen Expedition, wie gut das Volk über die Entfernungen nach den grösseren Orten orientiert ist. Wenn man ein Bäuerlein fragte: „tschili?“ - das heisst: „wie viele Li?“ (1 Li = 575 Meter) - , so durfte man sicher sein, eine ziemlich genaue Angabe zu erhalten. Überhaupt machte die Bauernbevölkerung einen intelligenten Eindruck und unterscheidet sich vorteilhaft von manchen Bauern in der Heimat. - Wir freuten uns alle, heute frühzeitig in ein gutes Quartier zu kommen; denn Fu bedeutet „Kreisstadt erster Ordnung“. Da konnte man doch endlich einmal wieder Zigaretten bekommen. Der Wagenführer, auf dessen Wagen die Kiste mit Zigaretten verpackt war, hatte diesen

nämlich vor einigen Tagen umgeworfen, und da waren sämtliche Zigaretten zu Verlust gegangen. Die Suche nach Zigaretten hatte in den Dörfern kein Ergebnis gehabt, weshalb wir schon gestern gezwungen waren, Tabakblätter, die wir in einer Scheune fanden, in Fensterpapier gewickelt zu rauchen; es schmeckte nicht hervorragend, aber in der Not soll ja der Teufel ja Fliegen fressen. - Etwa um 11 Uhr vormittags kam Tsun wa fu in Sicht: eine grosse, mit Mauern umgebene Stadt. In der Ferne sahen wir eine grosse Karawane von Berittenen und Lasttieren die Stadt verlassen; ich schickte sofort unsere Patrouille los, um festzustellen, was dies sei. Es waren Kaufleute, die bei Annäherung der Patrouille eiligst entflohen. Coermann bemerkte, wie von einem Esel ein schweres Paket in den Staub fiel. Er hob das Paket auf und fand, in Papier und Tuch verpackt, Silberstücke im Wert von etwa 600 Mark. Diesen Silberfund habe ich nach unserer Heimkehr an die Kriegskasse in Tientsin abgeliefert. - In Tsun hwa fu war der Taotai zuerst nicht zu finden, weshalb wir auf eigene Faust ans Quartiermachen gingen. Ein Haus, das einigermassen anständig aussah, wurde nach langem vergeblichen Klopfen erbrochen; als der Besitzer dann endlich grinsend aus einem Hinterhaus hervorkam, erhielt er von Redlich eine wohlverdiente Ohrfeige, so dass er sich noch lange die Backe hielt. Die Wohnung erwies sich als unzureichend. Als daher eine Ordonnanz kam mit der Meldung, der Taotai sei endlich gefunden, gab ich weitere Nachforschungen nach einem Quartier auf und ging mit Redlich, dem Arzt und dem Dolmetscher zum Taotai: ein dickerer älterer Herr, der uns in seiner Amtshalle aufmerksam empfing. Wir setzten uns sofort auf den Amtssitz des Taotai und fingen an, unsere Wünsche vorzubringen. Der Taotai sass still in einer Ecke, während sein Sekretär vor einem kleinen Tisch bei uns Platz nahm, eifrig notierte und bei der ehrfurchtsvoll harrenden Dienerschaft sofort Boten abordnete, um das von uns Gewünschte zu bestellen. Um den alten Herren, der nach der Zahl seiner uniformierten Diener zu schliessen, ein hohes Tier sein musste, etwa ein Regierungspräsident, nicht zu sehr zu verletzen, luden wir ihn ein, bei uns Platz zu nehmen. Er kam dann auch heran und liess Birnen, Äpfel und Tee servieren. Es scheint Sitte bei den Chinesen, dass der Gastgeber von Speise und Trank zuerst kostet, bevor er dem Gast anbietet. - Unser Wunschzettel war zwar lang, aber der Sekretär schrieb ohne Murren. Zum Schluss luden wir den Taotai ein, abends um 7 Uhr zur Sylvesterfeier zu uns zukommen. Das Quartier, welches uns der Taotai anweisen liess, war ein grosser Mandarin-Yamen. Pferde und Mannschaften waren hier tadellos untergebracht. Bald schleppten die Chinesen Hühner, Eier, Fleisch, Kuchen, Kerzen, Heu, Stroh, Kauliang usw. herbei. Ein Abgeordneter der Christengemeinde von Tsun

Deutsche Generalstabskarte Yung ping fu - Shan hai kwan, M 1: 300.000. Ausschnitt Tsun hwa fu - Feng yun. Privatarchiv Fehl.



Rückweg der Strafexpedition. Die Route ist im Original mit einer hellroten Linie eingetragen und hier vom Herausgeber mit Punkten nachgezogen. Vom nördlichsten Teil der Expedition bis zur Grossen Mauer liegt keine Karte vor.

hwa fu brachte uns Birnen, Eier und 2 Körbe schönster Trauben. Etwa gegen 4 Uhr kamen die Abgesandten des Taotai und überbrachten, in grossen Holzbehältern warm verpackt, ein reichhaltiges chinesisches Essen von etwa 40 Schüsseln. Wir versuchten von allem: Die schwarzen Eier waren ganz schmackhaft; auch die übrigen, teilweise eigentümlich aussehenden Gerichte, schmeckten nicht übel; die in Zucker kandierten Nüsse und Früchte fanden besonderen Beifall. - Zu unserer persönlichen Bedienung hatte der Taotai zwei seiner Hofbediensteten, sowie 8 Kulis abgestellt. Die Kerle blieben vor unserem Haus - um ein Kohlenbecken gelagert und sich leise unterhaltend - während der ganzen Nacht stets unserer Befehle gewärtig. - Am Abend kam der Taotai, von seiner ganzen Leibgarde begleitet und in einer Sänfte getragen; voraus zwei Diener mit grossen rot bedruckten Papierlaternen. Er gratulierte uns zum Neuen Jahr und entschuldigte sich, dass er nicht lange bleiben könne, da er krank sei. Der dicke Herr, man sah es, war stark Asthma leidend. Ich bot ihm an, ihn durch unseren Arzt behandeln zu lassen, was er aber dankend ablehnte, da er schon von seinem Leibarzt ein Heilmittel erhalten habe. - Von dem angebotenen Tee kostete er unter vielen Verbeugungen erst, nachdem wir zuvor getrunken hatten; dann rülpste er unausgesetzt und mit erstaunlicher Virtuosität zum Zeichen, dass es ihm wohl schmeckte. Merkwürdige Sitten! Nachdem auch wir ein paar Tassen Tee getrunken hatten, verabschiedete sich der Taotai und bat, uns noch ein Geschenk machen zu dürfen. Bald nach seinem Weggang kam denn auch ein Diener und überbrachte 8 jener Silberschuhe (im Wert von je 150 Mark). - Eine weitere Sylvesterfeier fand nicht statt, konnten wir doch keinen Alkohol zur Anfertigung eines Punschs auftreiben, und so legten wir uns bald schlafen.

1. Januar 1901. Ausnahmsweise ein warmer Morgen. Um 8 1/2 Uhr vormittags rückten wir ab. Zuvor waren wir noch mit sämtlichen Herren vor die Wohnung des Taotai geritten, um Dank für das reiche Geschenk abzustatten. Unser Trompeter ritt voraus und blies die Fanfare. Der Taotai kam uns aus seinem Yamen entgegen und schüttelte dem voraus reitenden Trompeter besonders freundlich die Hand. Ich bedankte mich beim Taotai für Aufnahme und Geschenk und überreichte ihm als Gegengeschenk eine Karte von Peking und Umgebung. Dann Abmarsch nach Feng yun durch das Niau ting Gebirge. Der Fahrweg war holperig und felsig, sodass ich befürchtete, die Wagen würden hier in Trümmer gehen; aber gegen alle Erwartung kamen die Wagen verhältnismässig rasch vorwärts. Diese Chinesenkarren sind zwar schwerfällig, aber gut gebaut und bilden bei den tief eingeschnittenen Geleisen und oft schmalen Wegen das einzig

brauchbare Beförderungsmittel; Wagen mit anderer Spurweite und von leichterer Konstruktion kämen auf diesen Wegen gar nicht weiter. - Nach dem Austritt aus dem Gebirge gings in tief eingeschnittenen Hohlwegen gegen Feng yun zu. Wir brachten heute einen anstrengenden Marsch von etwa 45 km hinter uns. Mann und Pferd waren müde. - Der Taotai der befestigten Stadt Feng yun war wenig freundlich und hatte dem voraus gesandten Quartiermacher ein Quartier angewiesen, das ich bei unserer Ankunft als unbrauchbar bezeichnen musste. Ich ging daher selbst zum Taotai und liess ihm sagen, dass ich meine Pferde in seiner Wohnung unterbringen würde, falls er uns nicht sofort ein gutes Quartier zuweisen sollte; dabei liess ich gleich Ernst machen und durch meine Offiziere seine Wohnräume untersuchen. Darauf hin wurde der Herr gefügiger und wies uns einen verlassenen grossen Gebäudekomplex an, wo Mann und Pferd gut unter kamen. Beim Taotai wurde nun das Notwendigste zur Verpflegung von Mann und Pferd angefordert. Einen kleinen eisenen Ofen, den einer der Offiziere in einem der Wohnräume des Taotai erspäht hatte, musste er an unser Quartier abtreten; das kurze Ofenrohr wurde kurzerhand zum Papierfenster hinaus geleitet. Zu unserer Bedienung musste der Taotai noch zwei seiner Leibeigenen sowie 4 Kulis abstellen. Bald liess er auch ein grosses Essen von etwa 48 Schüsseln senden. Wir sprachen dem Essen mit so grossem Appetit zu, dass wir unsere gekochten Hühner gar nicht mehr aufzehren konnten. - Schon bald wurde Nachtstellung bezogen.

2. Januar, Mittwoch. Am Morgen meldete der Bagageführer, dass sich ein Handpferd der Bagage kurz vor Feng yun auf dem Marsch los gemacht habe und in der Dunkelheit nicht mehr habe gesucht werden können. Daher lange Verhandlung mit dem Taotai, der sich schriftlich verpflichten musste, für den Fall, dass er das Pferd nicht mehr auftreiben würde, 2.000 Mark zu zahlen; ausserdem musste er zu Sicherheit sofort 6 Ponys abstellen. Endlich um 9 Uhr Abmarsch. Osiander wurde als Quartiermacher nach Han tsheng vorausgesandt. Er verfehlte aber den Ort und kam erst am späten Nachmittag wieder zu uns. In Lao tschwang tse war grosser Schweinemarkt, zu dem die Bauern aus der ganzen Umgebung in dichten Massen herbei strömten. Dicker schwarzer Rauch über einem Teil des Dorfs wurde zuerst für einen Brand gehalten, dann aber erfuhren wir, dass der Rauch von einer Reisschnapsbrennerei herrühre; Reisbranntwein wird warm getrunken und schmeckt abscheulich. - Das Wetter war heute schlecht, der Himmel trüb und ein frostiger Wind wehte von Norden. In Han tscheng, einem kleinen Landstädtchen mit einer Pagode, deren Glocken im

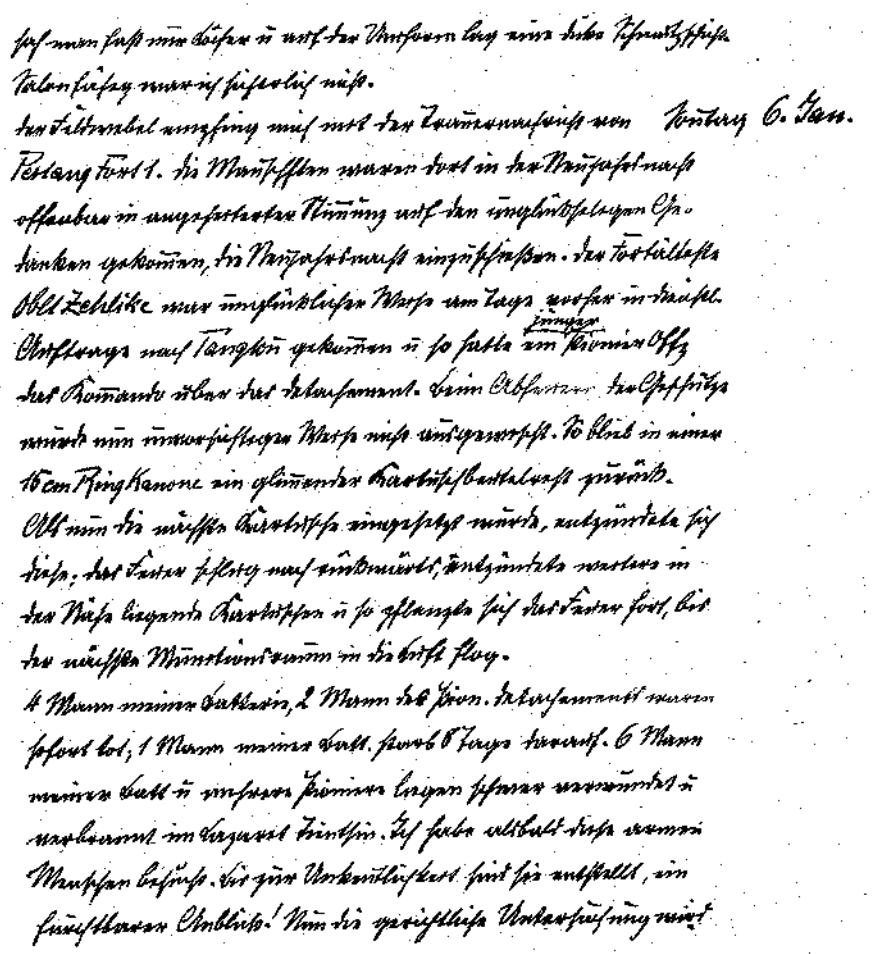
Wind melodisch klangen, ferner mit einem Pfandhaus, in dem Tausende von Kleidern aufgestapelt waren, schickte ich die Offiziere in verschiedenste Richtungen aus, um Quartier zu suchen. Gar manches Tor wurde umsonst erbrochen, und manches Weiblein verbarg sich erschreckt unter Strohhaufen oder in einem der in den Gärten angelegten Gemüsekeller. Endlich fanden wir einen geeigneten Hof, liessen durch den Besitzer Kisten und Kasten fortschaffen und brachten Mann und Pferd gut unter. Wenn wir ein Tor erbrachen, dann standen die Chinesen zu Dutzenden gaffend und schwatzend herum und schauten zu, wie wir uns abmühten. Keinem fiel es ein, den Besitzer zu rufen. Dann aber drängte sich die ganze Bande mit herein, offenbar in der Absicht, die Befriedigung der Neugier durch Stehlen lukrativ zu machen. - Die Offiziere fanden bei einem freundlichen Zuckerbäcker Aufnahme; dieser bewirtete uns mit allerlei chinesischen Kuchen und gab uns auch Reisschnaps, der in dieser Gegend offensichtlich viel fabriziert wird; ein anderes Getränk, als Rotwein bezeichnet und dickflüssig dunkelrot, schmeckte so abscheulich, dass es uns vom Kosten allein fast übel wurde. - Unsere Wirte waren freundlich und zutraulich; auch einen Lehrer trafen wir wieder hier und einen anderen lernbegierigen Chinesen, der das Wort „filou" geläufig plappern lernte. Am Abend trieben wir endlich den Dorfschulzen auf und verlangten von ihm Eier, Hühner, Pferdefutter usw.. Als er vernahm, dass ich 300 Eier brauchte, war er so entsetzt, dass er stracks davon lief. Durch Vermittlung unserer Quartierwirte erhielt ich dennoch das Notwendigste für Mann und Pferd. Am späten Abend brachte ein Abgesandter des Taotai von Feng yun schliesslich das vermisste Pferd. - Einzelne Herren besichtigten mit mir noch am Nachmittag das auffallend massiv gebaute Pfandhaus, wo sie von einer alten Megäre mit kläffenden Hunden begrüsst wurden. Diese Pfandhäuser finden sich in jeder Stadt und in jedem Dorf; sie enthalten, wohl verpackt und aufgestapelt, nur Kleider, soweit ich bemerken konnte.

3. Januar. Abscheuliches Wetter. Es liegt hoher Schnee und zugleich weht ein heftiger Schneesturm. Um 9 Uhr vormittags Abmarsch; wir mussten einen Führer nehmen, denn vom Weg ist nichts zu sehen: weithin eine gleichmässig weisse Fläche. Das Reiten ist schwierig, da die Pferde jeden Augenblick in ein zugewehtes Loch treten: So gehts bei diesem Hundewetter im Schritt weiter. Etwa gegen Mittag erreichen wir die Eisenbahnstation Si ke tschwang. Es berührt ganz eigenartig, wenn man wieder europäische Kultur sieht: Der vorbei eilende Zug kam uns wie ein lieber Bekannter vor. Ab Si ke tschwang nahmen wir einen neuen Führer, doch der kannte den Weg schlecht und so mussten wir im tiefen

Schnee schliesslich noch querfeldein reiten. Etwa um 2 Uhr mittags kamen wir, durchgefroren bis ins Mark, nach Lien hwa bey. Wir nahmen daher hier Quartier. Osiander musste noch mal zurück, um für die Bagagewagen einen Weg zu erkunden und diese herzuführen. Das Dorf war klein und bestand zumeist aus Lehmhütten. So mussten die Pferde zu Zweien und Dreien auf die Häuser verteilt werden, und wir begannen einfach, von einem Dorfende her mit der Einquartierung. - Wir waren ganz überraschend ins Dorf herein gekommen, denn bei einem solchen Wetter geht selbst kein Hund vor die Tür, geschweige denn ein Chinese. Wo nicht aufgemacht wurde, wurde die Tür erbrochen. Weiber und Kinder suchten sich in den Zimmern zu verbergen, mussten sich aber gefallen lassen, von neugierigen Kanonieren angegafft zu werde. Zum Schluss handelte es sich nur noch um das Offiziersquartier. Ein Hof von besserem Aussehen wurde durch Erbrechen des Tors geöffnet. Wir fanden eine grössere Zahl hintereinander liegender Gebäude und hatten das zweifelhafte Vergnügen, gerade eine Hochzeit zu überraschen. In mehreren Zimmern standen noch die warmen Speisen vom Festmahl. Ein betrunkener Schwiegerpapa, der schon auf grosse Entfernung nach Reisschnaps stank, kam uns heulend und Hände ringend entgegen und wollte uns den Eingang in eine Tür verwehren. Diese wurde dennoch geöffnet und wir fanden in einem engen Raum zusammen gepfercht etwa 20 junge und alte Weiber, sowie Kinder. Der alte Herr schien ja eine zahlreiche Familie zu haben. Im hintersten Haus trafen wir dann das junge Paar in sorglosem Tête-a-Tête: er in eine Decke gehüllt und Opium rauchend auf dem Kang liegend; sie mit Blumen geschmückt und geschminkt dicht bei ihm. Na ja, ein gestörtes Vergnügen! Wir quartierten uns weiter vorne im Brautgemach ein. Die Hochzeitsgeschenke standen überall herum: künstliche Blumen, ein Spiegel, Zinnleuchter, Teeservice usw., alles schön mit rotem Band verschnürt und mit buntem Papier verziert. Dem betrunkenen Schwiegerpapa liess ich sagen, das junge Paar solle sich im Hinterhaus nicht stören lassen, wir würden uns mit den beiden vorderen Häusern begnügen. Wie ich erfuhr, hat die Gesellschaft es aber dann doch vorgezogen, schleunigst ins nächste Dorf zu entfliehen. - Die in Fett gekochten, warmen Maccaroni vom Hochzeitsmahl taten uns ausgefrorenen Menschen wohl; zudem werden wir morgen wieder in Lu tai sind und da gibts wieder Brot, Wein und alles, was wir uns wünschen.

4. Januar, Freitag. Uhlenhaut wurde als Quartiermacher nach Lu tai voraus geschickt. Es war weiterhin kalt, aber wenigstens hatte sich der Wind gelegt. Der Weg war im tiefen Schnee schwer zu finden; bald aber kamen wir auf einen

breiten Damm, von welchem der Wind den Schnee herab geweht hatte und wo wir bequem traben konnten. Um 3 Uhr nachmittags kam die Beobachtungswarte



Handschriftliche Seite aus dem zweiten Tagebuch-Heft. *Privatarchiv Fehl*

des russischen Lagers in Sicht und bald waren wir auch wieder in unserem alten Quartier. Wir stürzten uns mit Grosshunger auf Wurst, Schwarzbrot, Bier und Wein, denn diese Dinge haben wir lange genug entbehren müssen. Zu unserer Freude fanden wir hier auch unsere Weinkiste wieder und schenkten sie Kalzow zum Dank für die Aufnahme. Am Abend luden wir die Russen zu einem Grog ein, doch das Getränk war ihnen zu dünn und bald standen wieder mehrere Flaschen Wodka auf dem Tisch. Um 11 Uhr abends liess der russische Hauptmann wieder seine Sänger antreten und nun begann erneut das gleiche tolle Singen und Tanzen wie vor 14 Tagen. Unter dem Geknatter eines Feuerwerks zogen wir um 1 Uhr nachts ab und legten uns schlafen. Zum ersten Mal wieder in einem Bett! Die Russen sangen und tanzten noch bis 4 Uhr morgens weiter. Eine Ordonnanz soll Kalzow und den Hauptmann um 5 Uhr morgens auf dem Boden liegend gefunden und eilig zu Bett gebracht haben.

5. Januar. Um 9 Uhr vormittags Abmarsch nach Tong ku. Ein unangenehmer, nasskalter Tag. Als wir Lu tai verliessen, stürzte ein Pferd auf dem Glatteis, erlitt einen Beckenbruch und musste erschossen werden. Der Weg in der öden Gegend kam uns endlos vor. Um 2 Uhr mittags kamen wir nach Pei tang, wo die Pferde mit einer kleinen Fähre über den Fluss gebracht werden mussten. Während wir frierend am Ufer standen, kam ein russischer Offizier, der uns einlud, uns im russischen Kasino des Pei tang Fort 3 etwas zu erwärmen. Natürlich lehnten wir nicht ab. Liebenswürdige Aufnahme im Kasino; warmes Essen und natürlich wieder Wodka. Ziemlich angeheitert verliessen wir etwa um 4 Uhr nachmittags die gastlichen Russen, die uns zu Ehren ihre Musikkapelle spielen liessen. Kurz nach 6 Uhr abends kamen wir in Tong ku wieder an.
Damit hatte diese schöne Expedition ihr Ende erreicht. Leider waren wir nicht an den Gegner heran gekommen; und doch waren wir dem chinesischen Militär - ohne es zu ahnen - auf einen Tagesmarsch nahe gewesen. Wie ich später in Tientsin erfuhr, war nämlich die Kolonne des Oberst Grüber auf ein Telegramm von Waldersee hin kurz vor Tientsin wieder umgekehrt, da chinesisches Militär in Mi yin, etwa 1 Tagesmarsch westlich Shia yin, gesehen worden war. Grüber kam natürlich zu spät und hatte das Nachsehen; aber auch ich hatte schon ein verfluchtes Pech gehabt, dass ich die Spur von der Bande verloren hatte, denn ich hätte ihr den Rückweg über die Grosse Mauer so schön verlegen können!
In meiner Wohnung hatten mir meine zurück gebliebenen Mannschaften einen kleinen Christbaum hergerichtet; auch fand ich dort Briefe und Pakete. Zuvor aber musste ich mir erst gründlich den Schmutz vom Leib waschen: Unterwä-

sche und Taschentuch waren kohlschwarz; die Wollhandschuhe waren derartig zerrissen, dass mir Kalzow aus lauter Mitleid schon in Lu tai ein paar Handschuhe geschenkt hatte; von den Strümpfen sah man fast nur noch Löcher und auf der Uniform lag eine dicke Schmutzschicht. Salonfähig war ich sicherlich nicht.

6. Januar, Sonntag. Der Feldwebel empfing mich mit der Trauernachricht vom Pei tang Fort 1. Die Mannschaften waren dort in der Neujahrsnacht offenbar in angeheiterter Stimmung auf den unglücklichen Gedanken gekommen, die Neujahrsnacht ein zu schiessen. Der Fortälteste, Oberleutnant Zehlike, war unglücklicher Weise am Tage vorher in dienstlichem Auftrage nach Tong ku gekommen und so hatte ein junger Pionieroffizier das Kommando über das Detachment. Beim Abfeuern der Geschütze wurde nun unvorsichtigerweise nicht ausgewischt. So blieb in einer 15 cm Ringkanone ein glimmender Rest von einem Kartuschenbeutel zurück. Als nun die nächste Kartusche eingesetzt wurde, entzündete sich diese; das Feuer schlug nach zurück, entzündete weitere, in der Nähe liegende Kartuschen und so pflanzte sich das Feuer fort, bis der nächste Munitionsraum in die Luft flog: 4 Mann meiner Batterie und 2 Mann des Pionierdetachements waren sofort tot; 1 Mann meiner Batterie starb 8 Tage darauf; 6 Mann meiner Batterie und mehrere Pioniere liegen schwer verwundet und verbrannt im Lazarett von Tientsin. Ich habe alsbald diese armen Menschen besucht. Bis zur Unkenntlichkeit sind sie entstellt - ein furchtbarer Anblick! Nun, die gerichtliche Untersuchung wird jetzt feststellen, wer der Schuldige war. - Das war eine schöne Bescherung zum neuen Jahr!
Im Frühjahr sollen wir nach Hause gehen; da will ich froh sein! - Mein Arm hat sich, obwohl ich mich nicht schonen konnte, von selbst wieder kuriert. - Meine Wohnung ist jetzt sehr behaglich: Die Wände des Wohn- und Schlafzimmers sind mit Strohmatten ausgeschlagen, der Fussboden ist gedielt, mit Strohmatten, Fellen und Teppichen belegt; an den Wänden hängen chinesische Bilder und Waffen. Vasen stehen in den Ecken und auf dem Tisch. Mit einem Wort: gemütlich!

(Ende des zweiten Tagebuchhefts)

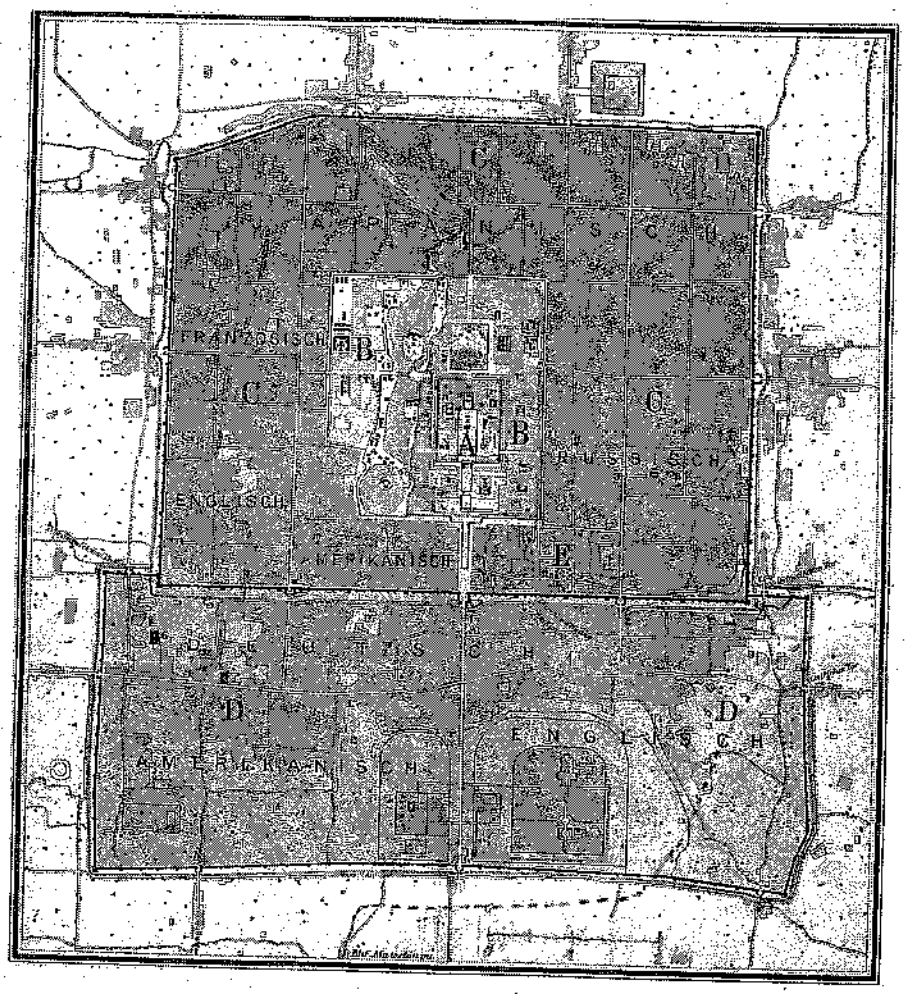
Exkursion nach Peking

30. Januar. Mittwoch. Morgens fuhr ich mit Hauptmann Wieprecht nach Peking. Mein braver Bursche Johann und die beiden Pferde durften auch mitgehen. - Die Eisenbahn ist nun seit 15. Januar in deutschem Betrieb, der sich durch beheizte Wagen angenehm bemerkbar macht. In Tientsin musten wir umsteigen und die Pferde umquartieren. Etwa um 6 Uhr abends kamen wir in Peking an. Wir hatten der Jägerkompanie schon vorher unsere Ankunft mitgeteilt und so fanden wir einen Führer nebst Wagen für das Gepäck bereit stehen. Sofort auf die Pferde und zunächst zum Hotel du Nord in der von Ketteler Strasse - zur Zeit das einzige Hotel in Peking. Dort konnten wir indes kein Unterkommen finden, da die letzten Zimmer von Graf Montgelas bestellt waren. Nun blieb nichts anderes übrig, als bei der Jägerkompanie um Nachtquartier zu bitten. So ritten wir zum Kaiserpalast, wo die Jäger in einem idyllischen Tempel am Lotos-See untergebracht sind. Dort höchst liebenswürdige Aufnahme durch den guten Schmidt. Da die Jäger am nächsten Tag zu einer Expedition ausrücken mussten, boten uns die Offiziere bereitwilligst ihre Wohnungen an: Wieprecht bekam die Wohnung von Schmidt und ich fand im Zimmer des Oberleutnant Küster ein gutes Quartier. Leutnant Chatenay war bei der Expedition nicht eingeteilt und sorgte aufopfernd für unser Wohl.
Peking hat noch immer ein ganz chinesisches Gepräge. Alleine das Gesandtschaftsviertel mit den wenigen erhaltenen Häusern erinnert uns an Europa, aber dieses kleine Viertel verschwindet vollkommen in der Millionenstadt. Den Kern von Peking bildet die sogenannte 'Verbotene Stadt', wo der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaat wohnte. Um die Verbotene Stadt herum liegt die Kaiserstadt mit Tempeln, Lustgärten, Theatern, Seen, Hügeln und Hainen, ebenfalls durch hohe Mauern im Viereck umschlossen. Breite Tore auf allen vier Seiten führen von der Kaiserstadt zur Mongolenstadt, welche rings um die Kaiserstadt herum liegt und den Hauptteil von Peking ausmacht. Die Mongolenstadt ist durch eine ca. 20 Meter hohe, oben etwa 10 Meter breite Mauer mit Türmen und Toren auf allen vier Seiten umgeben. Im südlichen Teil der Mongolenstadt liegt das Gesandtschaftsviertel. An die Mongolenstadt schliesst sich im Süden die Chinesenstadt an, ebenfalls durch eine hohe Mauer im Viereck umgrenzt. Der alte Bahnhof liegt vor dem Südtor der Chinesenstadt. - Fast alle Strassen der Stadt sind ge-

radlinig und kreuzen sich im rechten Winkel. Über die ganze Stadt verstreut liegen zahlreiche Gärten, Tempel und Parkanlagen. Von der Ausdehnung Pekings kann man sich etwa einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass die Entfernung vom alten Bahnhof bis zu einem der Nordtore über 10 Kilometer beträgt, also mehr als zwei Stunden zu Fuss. - Charakteristisch für Peking sind die Kamelkarawanen und der fusstiefe, graue Staub in allen Strassen, der fortwährend von Reitern und Fahrzeugen aufgewirbelt wird und bei starkem Wind den Aufenthalt auf den Strassen nahezu unmöglich macht. Die Hauptstrassen sind auffällig breit; in ihrer Mitte ist fast immer ein erhöhter Fahrdamm vorhanden, der häufig mit grossen Steinplatten gepflastert ist. Stets herrscht hier ein dichtes Gedränge von Menschen, Wagen und Pferden, dazu ein penetranter Geruch von Knoblauch und ranzigem Öl - und dann noch der Staub! Das Strassenleben ist dennoch ungemein interessant: Zu beiden Seiten der Fahrdämme bieten Händler ihre chinesischen Leckerbissen an; Tändler halten alten Trödel und die aus dem Kaiserpalast massenhaft geraubten Sachen feil. Ein Liebhaber der Auer Dult in München würde sich hier besonders wohl fühlen: Da liegen die kostbarsten Dekken, Stickereien, Bronzen neben altem Eisen und zerbrochenen Bierflaschen. Ein grosser Jahrmarkt mit Ohren betäubendem Geschrei. Verkehrsmittel sind Ponys, Esel, Rikschahs und gedeckte, zweirädrige, von einem Pony gezogene Karren; sie stehen längs den Strassen und auf den Plätzen zu Dutzenden, wie bei uns die Droschken. Durch das Gedränge schieben sich Soldaten aller Nationen; hier wird ein hoher chinesischer Würdenträger in einer rot behangenden Sänfte vorbei getragen; dort ein mit Decken behangener Sarg, ihm voraus mehrere Chinesen, die eine Katzenmusik vollführen; und da fährt eine ganze Familie, auf einen Karren gepackt. - Ein Grossstadtleben, ganz anders als bei uns: mehr Schmutz, Gestank, dichter Staub und Proletariat, also absolut nichts Vornehmes! - In diesem Trubel und engen Treiben wirkt die Kaiserstadt imponierend durch ihre Ruhe, sowie ihre grosse, vornehme Raumverschwendung: hier überall weite, mit hohen roten Mauern umgebene, wenig belebte Plätze, dort marmorne Brücken, Parkanlagen mit Tempeln, Palästen und Seen. Alle Gebäude der Kaiserstadt sind rot, die Dächer mit gelb glasierten Rundziegeln gedeckt, welche in der Sonne oder erst gar bei Mondlicht wie Gold glänzen. Das unter den Dächern vorspringende Gebälk ist grün und gelb bemalt - ganz sezessionistisch! Überhaupt könnte unser Kunsthandwerk noch gar Manches dabei lernen, besonders in der realistischen Verwendung von Blumen, von Motiven der Dekoration etc.. In der Darstellung scheinen ein besonders beliebtes Motiv die Rinde von Nadelhölzern , sowie recht wunderlich ausgehöhlte Fel

Deutscher Plan der Stadt Peking von 1900 mit Eintragung der sieben Besatzungszonen. Die von den Engländern ab Ende 1900 durch ihre Zone hindurch nach Osten verlängerte Eisenbahnlinie ist mit Stift nachgetragen. Privatarchiv Fehl.

A - Verbotene Stadt B - Kaiserliche Stadt C - Tatarenstadt
D - Chinesenstadt E - Gesandtschaftsviertel



sen. Solche bizarren Steinblöcke stehen auf marmornen Sockeln in den Gärten, ähnlich wie in unseren französischen Gärten die marmornen Gottheiten und Helden; auch Baumstümpfe mit zerrissener Rinde werden in Marmor gemeisselt und sind beliebte Zierstücke in vornehmen Gärten: Der Chinese liebt eben das Groteske, zugleich ist er als Künstler ein feiner Naturbeobachter und bis ins kleinste Detail hinein ein gewissenhafter Zeichner. Nichts ist ihm zu geringfügig für seine künstlerische Darstellung. In Ki tschou fand ich in einem Frauengemach auf einem Fächer eine angefangene Malerei, die nur zwei Maulbeerblätter darstellte: Aber wie war das gemacht! Nicht gesunde, saftige Blätter, sondern halb verwelkte und von Insekten zerfressene Blätter. Der angeborene Sinn für Farbe und für das Groteske in der Natur liess die vornehme Müssiggängerin diesen Vorwurf finden. Peinlich scharfe Beobachtung und realistische Auffassung, absolute Nüchternheit ohne jeden Anflug von Idealismus; dabei aber oft auch ein kleinlicher Gesichtspunkt, welcher sich ins Detail verliert, den Gesamteindruck ausser Acht lässt und sogar zuweilen schädigt, sowie eben jene Vorliebe für das Groteske; das sind Züge der Chinesen, die sich im täglichen Leben ebenso widerspiegeln wie in der Kunst.

31. Januar, Donnerstag. Bin gleich morgens auf den Tändlermarkt in der Kaiserstrasse gefahren, um dort Einkäufe zu machen; nachmittags gings zur Wohnung unseres Grafen von Waldersee in einem Palast der Kaiserstadt und zum kaiserlichen Sommertheater; dann zum Schauplatz der Kämpfe im Gesandtschaftsviertel vom vergangenen Sommer: Das ganze Viertel ist mit Ausnahme weniger Häuser demoliert; die deutsche Gesandtschaft ist ziemlich unversehrt geblieben; überall stehen indes noch Barrikaden herum, besonders auf der Stadtmauer. Es erscheint wie ein Wunder, dass die paar tausend Gesandtschaftsangehörigen sich in diesem ausgedehnten Häuserviertel so lange halten konnten. Hätte sich die chinesische Regierung offen auf die Seite der Boxer gestellt, dann wären die wenigen Europäer einfach erdrückt worden.

1. Februar, Freitag. Gleich morgens Ritt nach dem kaiserlichen Sommerpalast, der etwa zwei Reitstunden westlich von Peking am Fuss des Gebirges liegt. Eine breite, mit grossen Steinplatten gepflasterte und belebte Strasse führt dorthin. Es war abscheulich kalt und ein heftiger Sandsturm wehte. Die Gegend hier ist abwechslungsreich: Grabmäler in dunklen Hainen von Zypressen und Lebensbäumen, Obstgärten und Gebüsche wechseln mit Dörfern ab. Die Szenerie erinnert etwas an die Umgebung von Florenz. Ein Sarg stand einsam und verlassen mit-

ten auf der Strasse: Dem Toten tuts nichts und die Lebenden kümmerts nicht weiter! - Der Sommerpalast besteht aus zahlreichen Wohnräumen in einem gepflegten schönen Park am Ufer eines grossen künstlichen Sees. Lange gedeckte Wandelgänge, grosse Höfe mit ungeheuren Rauchfässern aus Bronze, sowie bronzene Tiergestalten werden von Wohnräumen umschlossen. Der ganze Sommersitz wird beherrscht von einer grossen Pagode am Hang des Gebirges, zu welcher man auf breiten, marmornen Stufen aufsteigt. Über der Pagode erhebt sich auf der Bergkuppe ein Tempel, zu welchem man auf vielfach verschlungenem Weg gelangt. Von hier ein herrlicher Überblick über den Sommerpalast mit seinen glänzenden gelben, grünen und violetten Dächern. Besonders interessant fand ich einen kleinen Tempel, ganz aus Bronze gegossen, mit reichem Ornament versehen. Nach Norden schliessen sich die Ruinen des alten Sommerpalastes an, die in den 1860er Jahren von den Franzosen geplündert und zerstört wurden. Der damalige Leutnant Palikav fand damals im Gemach der Kaiserin Juwelen im Wert von über 2 Millionen französischen Franken. Nicht übel! Nun, diesmal ist der Sommerpalast zwar nicht zerstört, aber doch durch die Amerikaner gründlich geplündert: Nur noch die nackten Wände sind hier stehen geblieben: Prachtvolle Kronleuchter aus Kristall, Glastüren, Spiegel, geschnitzte Möbel liegen, in tausend Stücke zerschlagen, auf dem Boden; in einem Zimmer ist sogar der Fussboden aufgerissen. Die Italiener und die Engländer haben jetzt eine Wache im Sommerpalast aufgestellt, welche die noch von ihnen gefundenen Möbel etc. so streng bewachen, dass es uns nicht möglich war, auch nur einen Blick in jene Räume zu werfen, wo die verbliebenen Gegenstände aufgespeichert sind. - Eigentümlich berühren in den kaiserlichen Gemächern die grossen elektrischen Bogenlampen und die zahlreichen Glühlampen. Man sieht, der Kaiser war ein Mann des Fortschritts und vorurteilsfrei genug, um den europäischen Erfindungen in seiner entlegenen Residenz Eingang zu verschaffen. Auch ein elektrisches Läutewerk war in den kaiserlichen Räumen vorhanden. Auf dem zugefrorenen See liegt ein kleines Dampfboot; in einem eigenen Häuschen ist eine europäische Turmuhr unter gebracht. Doch diese Kinder europäischer Kultur fühlen sich furchtbar fremd in dieser Umgebung; sie passen nicht herein und stören den einheitlichen Eindruck in gleicher Weise, wie in München die griechischen Stadttore und die italienischen Renaissancebauten Ludwig I. stören. - Sehenswert ist ein Dampfschiff am Ufer des Sees: Sein Rumpf, sowie die beiden seitlichen Wasserräder sind aus Marmor; obendrauf steht ein zweistöckiger Aufbau mit grossen, bunten Glasfenstern - ein reizender Aufenthalt für die müssigen Dämchen an heissen Sommertagen, die in leichten, bunten Seidenkleidern,

stark dekolletiert und schön bemalt, hier sassen, eifrig schwatzend, oder träumerisch träge mit selbstgemalten Fächern sich kühle Luft zufächelnd oder auch nach den Goldfischen angelnd. Jetzt siehts hier etwas prosaischer aus: Auf einem Tisch stehen mehrere leere Weinflaschen; Eierschalen und Papier bedecken den Boden. - Hinter dem Marmorschiff liegt das grosse Bootshaus mit mehreren schönen, reich geschnitzten und bemalten Ruderbooten, die einen Aufbau aus Glas haben. Von einem Boot, dessen Bug in einen mächtigen künstlichen Fichtenbaum auslief, nahm ich einen Zwerg als Andenken mit. - Auf dem Rückweg an der Wohnung des wachhabenden italienischen Hauptmanns vorbeikommend, bemerkte ich Major Gebsattel sowie Graf Mongelas mit Frau, die im warmen Zimmer bei einem guten Frühstück sassen. Wir hattens weniger gut: wir vertilgten das mitgenommene Butterbrot und die Flasche Rotwein im Freien, vor Kälte zitternd, und beeilten uns dann, durch einen langen Trab auf dem Nachhauseweg uns wieder zu erwärmen.

2. Februar, Samstag. Besuch des Kohlenhügels, von welchem man einen guten Überblick über die Verbotene Stadt und ganz Peking hat. Der Kohlenhügel ist eine künstliche Erhebung im Norden der Kaiserstadt, mit Fichten und Lebensbäumen bestanden und von mehreren Tempeln gekrönt. - Sodann besuchten wir den Lama-Tempel am Nordende der Ketteler Strasse: Einige schmutzige Bettelmönche in braunen Kutten mit gelben Mützen trieben sich auf dem Hof herum und nahmen die Pferde in Empfang. Die Anlage besteht aus 3 grossen Tempeln mit Nebengebäuden und Wohnungen für die Mönche. Wie alles in China, sind die Tempel aussen und innen ziemlich verwittert. Man hat überall, auch in der Verbotenen Stadt, den Eindruck, als müsste man erst eine Jahrhunderte alte Schicht von Staub und Schmutz entfernen, als wäre seit Jahrhunderten nichts mehr getan worden, um die Verwitterung aufzuhalten. Überall in China - im Leben, in der Politik, in der Kunst nur Verwitterung, Zerfall und selbst zufriedenes Erstarren in den Errungenschaften einer früheren Zeit. Der stark konservative Zug, der wohl mit dem hoch entwickelten und strengen Ahnenkultus der Chinesen zusammenhängt, hat ja gewiss auch Vorteile: es gibt keine Maschinen und daher auch kein unzufriedenes Proletariat, wie es in unseren Industriezentren wuchert. So kann man es dem philosophisch veranlagten Chinesen nicht verdenken, wenn er mit einer gewissen Geringschätzung auf die sogenannten Errungenschaften unserer europäischen Kultur herab blickt, denn Maschinen machen Arbeitskräfte überflüssig und können in einem so dicht bevölkerten Lande nur Ursache grosser sozialer Missstände werden.

Zurück zum Lama-Tempel: Er ist im Innern ausnahmsweise noch nicht ausgeplündert, und so erblickte man noch an den Wänden die grotesken, auf Leinwand gemalten Götterbilder, sowie Tausende von kleinen Votivgöttern; ferner Nischen mit Stickereien behangen, in deren Dämmer figürliche Darstellungen aus dem Göttermythus erkennbar wurden. In einem Tempel steht ein 20 Meter hoher bronzierter Gott. Vor den Göttern befinden sich Altäre mit Opfergaben (Feldfrüchte). Grosse Weihrauchfässer, Gebetstrommeln, Betstühle und Bronzetöpfe mit künstlichen Blumen füllen den Raum. Ähnlich mögen wohl auch die griechischen Tempel anzusehen gewesen sein. Leider kenne ich nicht den Mythus, der dieser Götterverehrung zu Grunde liegt, und so war es mir nicht möglich, die figürliche und bildliche Darstellung der Gottheiten in verschiedensten Stellungen und Handlungen zu verstehen. Indes würde es einem Chinesen, der in unsere katholische Kirche kommt, genau so ergehen; aber auch er müsste eine Ähnlichkeit der beiden Kulte in ihren äusseren Formen zugeben. Nun, das ist ja auch natürlich; denn die Menschen sind überall die gleichen: Die Absicht, die Gottheit durch Opfergaben und Gebete gnädig zu stimmen, ist überall vorhanden, und die Mittel zur sinnlichen Darstellung der Gottheit sind bei gleich hoch entwickelten Völkern annähernd die gleichen.

Nachmittags Bummel durch die Kaiserstadt: Auf der Westseite des Lotos-Sees liegt ein langer Schienenstrang; hier machte sich der Kaiser das Vergnügen, sich in kunstvoll bemalten kleinen Eisenbahnwagen von Dienern herum ziehen zu lassen. In einem Bootshaus liegen zahlreiche, schön geschnitzte Boote; in einer Remise stehen reich geschnitzte und vergoldete Schlitten, auf Drachen ruhend. Idyllisch sind die zahlreichen Tempel, deren rote Mauern und gelbe Dächer malerisch zwischen den dunkelgrünen hohen Zedern hervor schauen. Solch ein Tempel wirkt unbedingt weihevoll mit den grossen, abgeschlossenen Höfen, dem geheimnisvollen Rauschen der Zedern und den dämmerigen hohen Hallen, in denen die goldenen Götter auf goldenen Thronen sassen. Unterbrochen wird die Stille nur dann und wann durch geheimnisvolle Töne, die aus der Luft zu kommen scheinen; sie rühren her von den zahlreichen Tauben, denen man unter die Schwanzfedern kleine, leichte Äolsharfen gebunden hat, die nun beim Flug merkwürdig tönen. Die armen Götter aber liegen zumeist auf dem Boden, hilflos und zerbrochen: Traurige Götter, die sich vor Alterschwäche nicht mehr aufrichten, noch ihren ganzen Zorn über die frevlerischen fremden Eindringlinge ausschütten können! Die Zeit der Götter ist eben vorbei! Der Glaube fehlt und damit auch die von ihm ausgehende Kraft und Begeisterung zum Kampf gegen die fremden Eroberer. Es ist das gleiche Schauspiel in der Geschichte,

wie vor 1.800 Jahren, als das morsche griechisch-römische Heidentum in sich zusammenbrach. Wird das Christentum hier nochmal seine belebende Kraft erproben? Ich zweifle dran, denn auch das Christentum ist alt und morsch und seine Träger sind nicht mehr glaubensfrohe Märtyrer, sondern um Dogmen hadernde Pfaffen und gewinnstüchtige Kaufleute. Die aber machen beim skeptischen Chinesen sicherlich keinen Eindruck in Glaubenssachen! Das griechisch-römische Heidentum fiel im Kampf gegen eine höhere Idee, gegen höhere sittliche Ziele; das chinesische Heidentum fällt vielleicht im materiellen Kampf ums Dasein gegen das nach Besitz und Macht strebende und unersättliche Europa.

3. Februar, Sonntag. Von der amerikanischen Wache, welche zusammen mit den Japanern die Verbotene Stadt bewacht, erhielten wir einen Erlaubnisschein zu deren Besuch für Montag. Daher heute Bummel in den Strassen und auf den Trödelmärkten. Bekanntlich gibts bei den Chinesen keinen Sonntag, was bei dem ruhigen, die Nerven wenig aufreibenden Leben der Chinesen wohl möglich, in unseren, mit nervöser Hast arbeitenden Städten aber ausgeschlossen ist. Der grösste Philosoph scheint mir der Chinese zu sein, denn er ist bei seiner Hände Arbeit neidlos und zufrieden; der Europäer dagegen ist die rohe, zügellose ´bête humaine´, die vor Neid und Gewinnsucht nie ruht, um die Konkurrenten tot zu machen. Da möchte man doch zweifeln, ob die Erfindung des Dampfers und der Elektrizität den Menschen gerade besser und glücklicher gemacht hat.

4. Februar, Montag. Um 10 Uhr vormittags gaben wir an der amerikanischen Wache vor dem Südtor der Verbotenen Stadt unseren Erlaubnisschein ab und betraten mit gespannter Erwartung den bis vor Kurzem allen Europäern verbotenen Stadtteil. Dasselbe Bild wie überall in der Kaiserstadt: Gras wächst auf den weiten gepflasterten Höfen und auf den gelb glasierten Dächern; die Farben sind verblasst, die Mauern verwittert. Wieprecht meinte, der chinesische Kaiser habe gut daran getan, den Europäern den Zutritt hier zu verbieten, den sonst hätten sie keinen guten Eindruck vom kaiserlichen Hof gewonnen. Die Verbotene Stadt mit ihren zahlreichen Höfen, Tempeln, Thronsälen, Wohngebäuden und Gärten war die offizielle Residenz des Kaisers und der Kaiserin Witwe. Zu den grossen Thronsälen führen ringsum breite marmorne Stufen mit Drachenverzierungen hinauf. Einer der Thronsäle steht inmitten eines weiten ummauerten Hofs, an dessen Wänden grosse Bronzekessel aufgestellt sind. Der Saal, die fensterlosen Wände mit goldgestickten Decken behangen, erhält sein dämmriges Licht nur durchs Eingangstor; dem Tor gegenüber ist ein erhobener Auftritt mit reich geschnitztem Thronsessel. Hauptmotiv der Dekoration sind Drachen und immer wieder Drachen in den merkwürdigsten Verschlingungen. Grosse bronzene Räucherkessel und Tierfiguren (hauptsächlich Reiher) stehen in den Höfen und Sälen. Wie mir berichtet wurde, durfte das Volk einmal im Jahre (am chinesischen Neujahrestag, 19. Februar) in den ersten Vorhof kommen und dann erschien der Kaiser mit seinem Hofstaat im ersten Thronsaal, im dämmerigen Düster für die Menge kaum sichtbar. Im zweiten Vorhof erwarteten ihn die höchsten Mandarine in ihren reich gestickten Hofgewändern - jeder an dem ihm bestimmten Platz, der durch eine bronzene Tafel am Boden bezeichnet war.

Hinter den Thronsälen, deren goldgestickter Behang zumeist gestohlen wurde, folgen gut erhaltene Tempel mit reichem Schmuck an gestickten Decken, Cloisonnée-Gefässen, Bronzen, Gebetsglocken und Gebetstrommeln. In einem Garten steht, von mächtigen Balken gestützt, ein uralter Baum., der vom Begründer der jetzigen Quing-Dynastie gepflanzt worden sein soll (um 1650), und es geht die Sage, dass die Dynastie stürzen werde, wenn der Baum stürzt. Welch ein Symbol, angesichts der Stützbalken! Unsere chinesischen Führer zeigen uns sodann die grosse Bibliothek des Kaisers sowie Wohnräume, deren Wände aus herrlichsten Ebenholzschnitzereien bestehen. Auffallend sind die Standuhren, die in den Gemächern zu Dutzenden herum stehen. In einem Raum stehen vor den Türen grosse Spiegel, deren Rückseiten Schreine mit figürlichen Darstellungen von Legenden bilden: sämtliche Figuren sind, an Stelle von Bemalung, mit den blauen Federn des Eisvogels kunstvoll beklebt. Im Gemach der Kaiserin steht ein altes europäisches Spinett. Das Schlafgemach ist ganz einfach gehalten mit gelbseidenen Vorhängen. In einer Kommode liegen noch einige Fläschchen Veilchenodeur von Wolf aus Stuttgart und anderen europäischen Firmen. Also auch sie, die alte Tsu tsi *(die Kaiserwitwe Cixi)*, hat im Stillen der ihr verhassten europäischen Kultur gehuldigt! - Das Gemach des Kaisers enthält ein einfaches Bett mit blauseidenen Vorhängen, zahlreiche Standuhren und mehrere europäische Tafelaufsätze (einer in Form eines Denkmals mit zahlreichen Bronzefiguren soll ein Geschenk des russischen Kaisers sein); zwei europäische gusseiserne Tischchen, wie man sie im Kaufhaus Tietz für 2 Mark kauft; etliche blaue und rote Glasvasen, bei uns auf Jahrmärkten für 50 Pfg. das Stück zu haben; einige gerahmte europäische Farblithographien (Jagdszenen darstellend) an den Wänden fallen besonders auf. All diese dürftigen Erzeugnisse europäischer Kultur und Massenfabrikation berührten mich im Zimmer des Himmlischen Kaisers recht eigenartig. Sonderbar genug ist die europäische Ausstattung des chinesischen Kaisers schon. Er soll wohl ein Anhänger europäischer Kultur sein;

aber das Wesen europäischer Kultur und Kunst hat er sicherlich nicht erfasst, sonst könnte er unmöglich solchen Schund besitzen. Besonders ein Harmonium vervollständigt das europäisch-chinesische Durcheinander; auf ihm liess es sich ein Kriegsgerichtsrat, welcher mit uns gekommen war, nicht nehmen, den Choral „Nun danket alle Gott" zu spielen. Das werden wohl diese Wände noch nie gehört haben! Dies Harmonium aber passte am wenigsten zum Bild des Kaisers, wie es mir aus dieser Wohnung entgegentrat: Harmonium und chinesische Musik sind mit einander unvereinbar! Ist er vielleicht ein zart besaiteter Mensch, dem sich in der Musik die Überlegenheit der europäischen Kultur offenbart?
Über 2 Stunden dauerte die Besichtigung in diesem Durcheinander von Höfen, Gärten und Mauern, und dabei bekamen wir viele Räume, wie z.B. den auch weiterhin den Besuchern verschlossenen Ahnentempel der Quing-Dynastie, gar nicht zu Gesicht. Zum Abschied boten uns die Palastdiener Tee an. - Mein Gesamteindruck: Die Verbotene Stadt ist imponierend vor allem durch die grossen und grossartigen Raumverhältnisse, die im Gegensatz stehen zur kleinteilig bebauten Stadt. Der Ausdruck ´Verbotene Stadt´ mag freilich für uns zunächst befremdlich klingen; wenn man aber bedenkt, dass unsere Fürstenpaläste den gewöhnlichen Sterblichen ebenfalls verschlossen sind, dann wird der Ausdruck wohl verständlicher.

5. Februar. Rückreise nach Tong ku mit der Eisenbahn. Hier ist alles noch beim Alten. Der Winter ist kalt; dabei aber haben wir stets blauen Himmel und mittags in der Sonne ganz angenehme Temperatur, nur der scharfe Wind macht den Aufenthalt im Freien unangenehm. - Jeden Morgen rücke ich mit der bespannten Batterie zum Exerzieren aus, damit die Leute nicht vor lauter Wach- und Arbeitsdienst missmutig werden. Bin gespannt, was das Frühjahr bringt, denn so kann es mit uns ja auf die Dauer nicht weitergehen! - Ich lasse jetzt in den Höfen zwischen meinen Hütten Obstbäume pflanzen, damit man im Sommer etwas Grünes sieht. Die Obstbäume müssen stundenweit aus Ortschaften herbei geschafft werden. Ob ich es wohl noch erlebe, dass ich wieder nachhause komme?

Erneut Etappe in Tong ku

9. Februar. Endlich wieder Briefe und Zeitungen! Für Musik- und Kunstberichte bin ich besonders dankbar, denn die geistige Nahrung ist hier kümmerlich. Hier gibt es nichts zu lesen; der Gesprächsstoff ist auch schon längst ausgegangen und so sind wir auf dem besten Wege, Barbaren zu werden und hinter der Bildung des Jahrhunderts zurück zu bleiben. Dem Mangel an Gesprächsstoff sucht man durch vieles Trinken einigermassen abzuhelfen; daher auch die meisten, ihrer natürlichen Veranlagung folgend, recht trinkfeste und sesshafte Männer geworden sind, an denen die Messe reichlich verdient. Dies zur Charakteristik des geistigen Niveaus von Tong ku. - Viel freudige Ereignisse habe ich nicht zu verzeichnen. Im Gegenteil - das neue Jahr hat schon wieder zwei Opfer von meiner Batterie gefordert: Kanonier Schlinsky, der zum Abtransport von chinesischen Geschützen nach Peking abkommandiert war, blieb mit dem Säbel im Rad eines schwer beladenen Wagens so unglücklich hängen, dass er zu Fall kam und ihm das Rad über den Kopf ging. Der arme Kerl, einer meiner besten Soldaten, erlitt einen doppelten Schädelbruch und war sofort tot. Merkwürdig, dass gerade immer die Besten und Bravsten solches Unglück haben! Weiterhin erschoss sich Kanonier Schmidt am Vorabend von Kaisers Geburtstag - kein Mensch weiss, warum. Ein netter, lieber Kerl, immer lustig und munter, zeichnete er sich als hervorragender Koch in der Mannschaftsküche aus. Wenige Tage vorher hatte er seinen Kameraden gesagt, dass er von ihnen Abschied nehmen müsse, aber alle hielten das für einen schlechten Witz. Am Samstagabend kurz nach 11 Uhr erschoss er sich in der Küche durch einen Schuss in den Hals. In einem Brief, den er noch mit fast unleserlicher Handschrift geschrieben hatte, standen folgende rätselhafte Worte: „Liebe Mutter, weine nicht! Diese Kugel war für mich bestimmt, nachdem keine Chinesenkugel mich treffen konnte!" Welche Tragödie mag da ihren Abschluss gefunden haben?
Kaisers Geburtstag war für die Batterie zum Trauertag geworden und so unterblieben alle Aufführungen und Vorträge. Mit Mühe und Not konnte ich noch für den armen Kerl ein kirchliches Begräbnis erreichen; denn der protestantische Pfaff weigerte sich energisch, einen Selbstmörder zu beerdigen, bis es mir schliesslich gelang, durch den Arzt feststellen zu lassen, dass das Gehirn

des armen Menschen nicht ganz in Ordnung gewesen war. So engherzig sind diese orthodoxen Mucker! Wenn nur unser Herrgott diese Kerle einmal mit Feuer und Schwert ausrotten würde! Und das sind die Prediger der Liebe und Vergebung, die Vertreter Gottes auf Erden! Brr! Mir steigt die Galle ins Blut, wenn ich solches Geschmeiss den Namen Gottes missbrauchen höre.

Im übrigen war Kaisers Geburtstag ein Festtag mit Feldgottesdienst in der Frühe, dann Parademarsch, anschliessend Einladung der fremden Offiziere zu einem kalten Büfett mit Sekt. Um 2 Uhr eine Mittagstafel sämtlicher deutscher Offiziere von Tong ku im dekorierten Speisesaal des Pferdedepots mit hervorragendem Essen und gutem Sekt. Ich ging bald nach Hause, war ich doch begreiflicherweise nicht in der Stimmung zum Trinken; einzelne Herren sollen aber erst morgens nach 6 Uhr nach Hause gekommen sein.

Am 29. Januar hatte Rittmeister v. Rautenberg, Führer der 2. schweren Munitionskolonne, mit Leutnant M. und 30 Mann, worunter auch 4 Mann meiner Batterie, einen Patrouillenritt nach Norden bis zur Grossen Mauer unternommen. Das Ganze scheint mir eher ein Distanzritt gewesen zu sein, denn v. Rautenberg hat den ganzen Weg bis Ki tchou und zurück in 6 Tagen ohne Rasttag erledigt und ist täglich 80 - 90 km geritten. Die Pferde waren natürlich total zu Schanden geritten: drei Pferde gingen ein, mehrere waren lahm. Man fragte vergebens nach dem Zweck dieser an sich hervor ragenden Parforceleistung; von einem Gegner war indes gar nichts bekannt und v. Rautenberg hatte auch gar keinen Auftrag dazu. - Leutnant M. wurde auf Einzelpatrouille einmal nachts aus einem Dorf heraus angeschossen; er ritt schneidig in das Dorf hinein, konnte aber niemanden finden; dafür ist er zum Kronenorden mit Schwertern eingegeben worden. Ich gönne es dem armen Kerl von Herzen, denn er hat bis jetzt nur Unangenehmes von China gehabt. Gleich nach unserer Ankunft in Taku hatte er das Pei tang Fortl beziehen müssen und dann lag er fast zwei Monate krank zu Bett an den Folgen einer allzunahen Bekanntschaft mit den kleinen Mädchen in Singapore. Das ist überhaupt eine Sache, die zu denken gibt. Da schickt der Staat Tausende gesunder junger Leute hinaus nach China, sorgt aber wegen der Pfaffenprüderie keineswegs dafür, dass diese jungen Kerle auch gesunde Weiber vorfinden. So kommen sie natürlich an diese verfluchten chinesischen Lustweiber und die Folge ist, dass Hunderte an den schwersten Krankheiten erkrankt in den Lazaretten liegen. Im Mittelalter, unter katholischem Regime, da waren beim Tross die Soldatenweiber; jetzt, im von protestantischen und katholischen Muckern beherrschten Deutschland, gibts natürlich nichts dergleichen! Nun, die Folgen liessen auch nicht lang auf

sich warten und zeigten, dass man trotz aller Pfaffenmoral die jungen Leute nicht ändern kann. Die kolossale Zunahme von Geschlechtskrankheiten forderte aber schliesslich dringende Abhilfe; so entschloss man sich auf den Rat der Ärzte hin und dem Beispiele vernünftigerer Nationen folgend, doch noch besondere Häuser unter strenger ärztlicher Kontrolle einzurichten. Nun, das ist kein erquickendes Kapitel, aber ein wichtiges, wenn man um die Gesundheit seiner Leute besorgt ist; das aber ist hier im fremden Lande die Hauptsache, denn dem Vaterland und jeder Familie bin ich verpflichtet, die mir anvertrauten jungen Leute wieder ebenso gesund zurück zu bringen, wie sie die deutsche Heimat verlassen haben.

Das neue Jahr begann übrigens auch für die Ochsen des hiesigen Proviantamts verhängnisvoll: Im Viehkral brach die Rauschbrandseuche aus, an der in wenigen Tagen 200 Ochsen eingingen; weitere 150 mussten sofort getötet werden, da sie schon angesteckt waren. Ein grässlicher Anblick, dies Schlachtfeld mit 350 Viehkadavern! Die Tiere wurden in grosse Gruben geworfen, reichlich mit Petroleum übergossen und dann angezündet. Über 4 Tage brannten diese mächtigen Hekatomben. Mögen sie uns für die Zukunft die Götter gnädig stimmen! - Infolge dieses kolossalen Verlustes hat jetzt das Kilo Ochsenfleisch einen Wert von 18 Mark. Hübsche Summe? Gut, dass wir es nicht zu zahlen brauchen, denn wir bekommen unsere Portion direkt vom Proviantamt geliefert. Aber für den Staat ists immerhin eine teure Sache, die vielleicht von der sonst so übergescheiten Intendantur hätte vermieden werden können. Die Ochsen waren nämlich sämtlich aus Australien importiert und daher sehr teuer. Es ist ja begreiflich, dass man anfangs, bevor man die Verhältnisse in China kannte, zunächst von auswärts Vieh bestellte, um auf alle Fälle die Verpflegung der nach China entsandten Truppen sicher zu stellen. Das war mit grosser Voraussicht gut angelegt und durchgeführt. Nachdem aber einmal die Truppen in China waren und man Gelegenheit hatte, das Land in grösserer Ausdehnung kennen zu lernen (Boxer und reguläre chinesische Truppen waren ja schon im September letzten Jahres auf allen Punkten zurück gewichen), da hätte sich die Intendantur im Land selbst umsehen müssen und dann hätte sie die Entdeckung gemacht, dass hier Schlachtvieh in grosser Menge vorhanden ist, sobald man nur die Grenze des Überschwemmungsgebietes überschreitet. So aber hatte man einmal Verträge wegen Viehlieferungen in Australien und Colombo abgeschlossen und es war bequemer, diese Verträge fort laufen zu lassen, als im Lande herum zureiten und sich dort selbst durch Betreibungen im grossen Stil Schlachtvieh zu beschaffen. Letzteres wäre bedeutend billiger gewesen und

zugleich weniger riskant, da die einheimischen Ochsen gegen die Rauschbrandseuche immun sind; aber Geld spielt im Krieg ja keine Rolle! Tatsache ist, dass noch Ende November neue Viehlieferungen aus Australien ankamen. - Dass hier die Intendantur nicht ganz sachgemäss arbeitet, geht auch aus der Tatsache hervor, dass auf einen von mir gestellten Antrag hin, den Pferden mehr Streu- und Futterstroh zu gewähren, die Entscheidung der Intendantur eintraf, dass die vorhandenen Bestände hierzu nicht ausreichten. Nun reichen die von auswärts beschafften Bestände in der Tat nicht aus; wenn aber die Herren der Intendantur, statt im warmen Schreibzimmer Tonnen von Tinte zu verschmieren, lieber mal ins Land hinaus gingen, dann könnten sie sehen, dass hier im Land ungeheure Vorräte an Futter und Stroh vorhanden sind, die nur herbei geschafft zu werden brauchen.

Mein Pferdestall ist nun endlich gebaut und recht schön. Zuerst war dieser Stall einem Chinesen zum Bau übertragen für 2.000 Dollar. Der Kerl baute eine elende Lehmhütte ohne Fenster und so schmal, dass die Pferde mit dem Kopf an der Vorderwand und mit dem Hinterteil an der Rückwand anstiessen. Abgesehen davon, dass die Pferde die Rückwand hinaus schlugen und die Vorderwand auffrassen (die Wände bestanden nur aus mit Lehm beschmiertem Kauliangrohr), stürzte auch das Dach ein, weil die Stützbalken nicht eingegraben waren; auch konnten die Kanoniere nicht ohne Lebensgefahr an die zum Teil scheuen Pferde heran kommen: Schlug ein Pferd aus, musste der Mann unfehlbar getroffen werden; die Folge waren zahlreiche schwere Verletzungen. Nun habe ich mit meinen Leuten den Stall neu gebaut - für 800 Dollar: Die Lehmziegel wurden selbst fabriziert, die Pferdestände kanalisiert und mit Kohleschlacken aus dem Lokomotivschuppen aufgefüllt; Zisternen wurden im Stall angelegt für den Fall eines Brandes, die Stallgassen mit gebrannten Ziegeln gepflastert, im Stallhof eine Tränke gemauert. - Zuerst mussten aber 2.000 Dollar hinaus geworfen werden. Das hätte man vermeiden können, hätte die Intendantur den Chinesen genaue Bedingungen gestellt, Pläne angefertigt und den Bau kontrolliert.

Im übrigen wird jetzt fest exerziert. Schade, dass nur so wenig Mannschaften zum Dienst verbleiben. Die Pferde sind schon gut im Zug und so wird jeden zweiten Tag mit allen verfügbaren Mannschaften zum bespannten Exerzieren ausgerückt. - Von Waldersee ist unlängst auf einer Besichtigungsreise nach Shan hai kwan hier durch gekommen und hat dem Major gesagt: „Wenn die Chinesen den Frieden noch länger hinaus ziehen wollen, dann marschiere ich und da werden Sie wohl auch mitkommen." Optimist, der der Major ist, glaubt

er nun wirklich, dass in den nächsten Tagen ein grosser Feldzug los gelassen wird, um die Kaiserinwitwe zu fangen, wobei wir natürlich nicht fehlen dürfen. Ich halte das Ganze für ein Gerede des wohlwollenden und jovialen alten Herrn von Waldersee. Am wenigsten kann ich glauben, dass zu einer solchen Expedition auch die schweren Kanonen mitgenommen werden, denn dafür gibts jetzt keine Verwendung mehr. Sei dem aber, wie dem wolle, nun ist wieder Aufregung im 'Tong kuer' Wasserglas, und den Herrn, die eine Reise nach Peking machen wollten, hat der Major erst einmal den Urlaub gestrichen. Glücklicherweise habe ich schon meinen Urlaub nach Peking gehabt.

16. Februar. Vorgestern war wieder einmal Alarm. Von Pei tang war die Schreckensnachricht gekommen, dass man aus der Richtung von Han ku schiessen höre. Sofort wurden Mannschaften der 1. und 2. Batterie bereitgestellt und ein Extrazug nach Han ku angefordert. Bevor aber die Truppen abmarschiert waren, kam eine Berichtigung, dass es falscher Alarm gewesen war: Bei Han ku war nur der Kessel einer Lokomotive geplatzt. Na, da hat man wieder einmal zu früh von Schlachten und Siegen geträumt!

Gestern, 15. Februar abends, brach im Stabs-Yamen, wo sich die Offiziersmesse befindet, ein Feuer aus. Wir sassen gerade beim Abendessen, als wir im Hof ein grosses Gekreisch der Japaner hörten, die den vorderen Teil des Yamens bewohnen. Wie wir hinaus schauen, um zu sehen, was los ist, sahen wir bereits den ganzen Gebäudekomplex in Flammen stehen. Mit rasender Geschwindigkeit verbreitete sich das Feuer. Als Offizier vom Ortsdienst hatte ich gerade genug zu tun, um die nächst gelegenen Häuser rasch ausräumen und nieder reissen zu lassen, damit sich das Feuer nicht auch noch auf die Mannschaftshütten und die Stallungen übertrug. Wasser war zum Löschen nicht vorhanden, denn der Pei ho Fluss ist zugefroren; so blieb also nichts übrig, als den ganzen Yamen ausbrennen zu lassen. Meine Kerle haben tapfer gearbeitet; einen habe ich gerade noch glücklich unter den Trümmern einer zusammenstürzenden Wand herausgezogen. Weniger nützlich machte sich der Major, welcher ganz kopflos umher rannte und mir unnötigerweise in meine Anordnungen hinein redete: Wollte er doch auch die festen Mauern nieder reissen lassen, die als Brandmauern am besten eine Weiterverbreitung des Brandes verhinderten. Da lag er dick und rund auf dem Dach einer Hütte und wusste nicht, was tun; eine Illustration zu dem Vers: „Auf dem Dache sitzt ein Greis usw.." Bald zog er sich denn auch in die Messe der 1. Batterie zurück, wo er sich bei einer Flasche Sekt von seinem Schrecken erholte. Gegen Mitternacht

war das Feuer ziemlich eingedämmt. - Die grösste Sorge bereitete mir während des Brandes meine Stallung, die sich in unmittelbarer Nähe befindet. Da bewährten sich die Zisternen, die ich im Stall angelegt hatte, denn die Fahrer konnten, auf dem Dach der Stallung stehend, die herüber gewehten Funken sofort mit Wasser löschen. Tätige Hilfe haben auch die Russen und Japaner geleistet.
Die meisten Herren des Stabes haben kaum mehr gerettet, als das, was sie am Leib trugen. Die Einrichtung der Messe und die Weinbestände sind zum grössten Teil verloren. Die Brandursache ist noch nicht ganz aufgeklärt. Wahrscheinlich hat der Dolmetscher die Kerze in seinem mit Strohmatten ausgeschlagenen Zimmer brennen lassen, als er zum Abendessen ging. Die Kerze brannte dann nieder und entzündete auf dem Tisch liegendes Papier, wodurch das Feuer verbreitet wurde. Zumindest sollen nach Angaben der Japaner aus dem Zimmer des Dolmetschers zuerst Flammen heraus geschlagen haben. Nachdem die Hauptsache getan war, liess ich für die Nacht eine Brandwache zurück und ging todmüde zu Bett. - Beifolgend ein Gedicht, welches einige begnadete Bierdichter an die uns befreundete Jägerkompanie in Peking zur Schilderung der Situation sandten:

„Es ist ja allbekannt
dass wir sind abgebrannt,
dennoch sind wir fidel:
Der Branddirektor Fehl
schlägt alles kurz und klein
und schränkt das Feuer ein.
Coermann in den Trümmern gräbt
und Deutsch nur schwach bekleidet lebt.
Vergebens suchte noch zu retten
Wieprecht Helm und Stiefeletten.
Als Redlichs Bude brennt ,
kommt er heraus gerennt,
den Nachtpot voll und schwer,
den trägt er vor sich her.
Im hellen Feuerschein
schmolz Kaisers Habgut ein.
Wir sassen grad beim Abendschmaus,
da brach das grimme Feuer aus,

und alles, was die Messe barg,
das frass das Feuer; oh wie arg!
Nun ist das Leben aus,
so voller Saus und Braus.
Doch für bescheidnes Glück
bleibt noch genug zurück.
Draus lerne jedermann,
dass man abbrennen kann.
verliert man nur damit
den guten Humor nit.
Jetzt ist das schöne Liedchen aus,
Ihr Jäger dort im Tempelhaus.
Wir senden Euch hiermit zum Schluss
ein Waidmannsheil vom Pei ho Fluss".

Die armen Abgebrannten:
Wieprecht, Kayser, Deutsch, Coermann, Redlich.

20. Februar. Gestern war Chinesisches Neujahr, das sich von unserem Neujahrsfest dadurch unterscheidet, dass nun wirklich auch der Frühling beginnt: Wir haben zum ersten Mal wieder wärmeres Wetter; wenn es so weiter geht, werden der Pei ho Fluss und die Reede bald wieder aufgetaut sein.
Gestern war wieder Alarm. Ich lag schon zu Bett, als der Rummel los ging. Jenseits des Pei ho Flusses, in Taku, wollte man lebhaftes Gewehrfeuer gehört haben. Mich störte das nicht; ich traf meine Anordnungen und schlief dann weiter. Gegen Mitternacht kamen die entsandten Patrouillen mit der Mitteilung zurück, dass die harmlosen Chinesen zu Neujahr ein Feuerwerk in Taku abbrannten. Denn Neujahr ist ihr grösstes Fest, das 8 Tage lang gefeiert und damit die Einkehr des Frühlings begrüsst wird. Das Neujahrsfest greift tief ins Geschäftsleben ein, da, ähnlich wie beim Schaltjahr der Juden, in diesen Tagen alle Schulden getilgt werden müssen. - In Peking findet am Neujahrstag eine grosse Zeremonie im Tempel des Himmels statt: Der Kaiser umschreitet hinter einem Pflug die geweihte Stätte und erfleht den Segen für das Wachstum der Erde im neuen Jahr. Eine tiefsinnige symbolische Handlung.

2. März. Soeben kommt die Mitteilung, dass infolge einer Explosion im Postamt von Schanghai der grösste Teil unserer Postsendungen von Tong ku nach

Europa verbrannt ist. Das ist schon recht misslich; hoffentlich sind meine Briefe nicht dabei! - Heute ist schon wieder ein Unglück in meiner Batterie passiert. Der Kanonier Brodersen wurde beim Pferde putzen so unglücklich vom Pferd geschlagen, dass er einen schweren Schädelbruch erlitt. Hoffentlich kommt der arme Kerl mit dem Leben davon. Diese fortwährenden Unglücke können auch die stärksten Nerven mitnehmen und lasten auf mir mit Zentnerschwere. Wäre ich doch besser nicht nach China gegangen!
Heute ist der erste Dampfer wieder hier eingetroffen. Der Pei ho Fluss ist eisfrei und der Frühling scheint nun endlich Ernst machen zu wollen. Hoffentlich wird es nun auch ernst mit der Rückreise! Vor einigen Tagen ist Hauptmann Wollseifen eingetroffen, der als Mitglied der provisorischen Regierung von nun an den Distrikt Taku zu verwalten hat. Für seine Arbeit erhält er zu seinem Gehalt noch eine jährliche Zulage von 12.000 Mark. Ist nicht übel? Möchte aber selbst für dieses Geld nicht hier bleiben!

3. März, Sonntag. 33 Jahre bin ich heute alt! Wozu die Menschen einem nur gratulieren; man kann doch nichts dafür, dass man ein Jahr älter geworden ist! Morgens um 7 Uhr brachte mir unsere Musik ein Ständchen, dann kamen die älteren Unteroffiziere zur Gratulation. Als ich zur Tür hinaus ging, war ich überrascht, eine hübsche Dekoration von grünen Girlanden und schwarzweiss-rotem Tuch zu sehen; über der Tür prangte ein Transparent mit der Aufschrift: „Herzlichen Glückwunsch". Habe mich über die Aufmerksamkeit meiner Leute wirklich gefreut, die wohl in der frühen Morgenstunde die Dekoration angebracht haben, während ich noch schlief.
Heute war ein wunderbar schöner, warmer Sonnentag. Mittags gabs natürlich ein Diner, Sekt, Musik und animierte Stimmung, die bis in die späte Nacht hinein dauerte. Als ich nach Hause kam, leuchtete mir das Transparent noch immer einen herzlichen Glückwunsch entgegen. Will hoffen, dass es die erste und die letzte Geburtstagsfeier in China war!

6. März, Mittwoch. Gar nichts Neues! Schönstes Frühlingswetter, aber noch keine Aussicht, nach Hause zu kommen. Es wird mir jetzt nachgerade langweilig hier. Ich habe nichts mehr zu bauen und es fehlt mir daher die bisher gewohnte Sorge. – Im Haus wars mir zu langweilig, so habe ich meinen Bericht unterbrochen und bin am Hafen spazieren gegangen. Die Tage sind jetzt wunderbar schön. Ein frischer Wind weht von Süden. Auf dem Pei ho Fluss herrscht wieder geschäftiges Leben: Dampfer kommen und gehen; Güter wer-

Zeichnung des Wohnzimmers von J. Fehl, Februar 1901. *Privatarchiv Fehl*

den an den Stapelplätzen ausgeladen. Jetzt muss ich auch wieder um die Ergänzung der Kantinenbestände sorgen. Besonders das Bier ist nämlich in den letzten Tagen knapp geworden. Als wir im November hierher kamen, hatte ich die Unteroffiziere auf alle grösseren Transportschiffe geschickt, um Bier auf zu kaufen: Etwa 30.000 Flaschen Bier hatte ich so zum Preis von 40 - 50 Pfg pro Flasche zusammengebracht. Bis Ende Februar war nun so ziemlich alles weg getrunken und neue Vorräte sind dringend wieder zu beschaffen, ganz abgesehen von anderen Kantinenartikeln wie Putzsachen, Bürsten, Nadeln, Knöpfe, usw., die auch bald zu Ende gehen. Bei einem Familienvater von 240 Köpfen und 60 Pferden gehen die Sorgen eben nie aus!
Unlängst war eine ärztliche Kommission hier, um sich die sanitären Verhältnisse anzuschauen. Im Sommer mag es hier, mitten in den Sümpfen, wohl kaum gesund sein. Über Mangel an Fliegen werden wir nicht zu klagen haben. Ein Optimist behauptete, wir würden im Sommer nach Shan hai kuan kommen. Ich vermag indes nicht ganz daran zu glauben, denn Optimisten haben nur selten recht.

(12. März 4 Zeilen gestrichen)

15. März. Diesmal dauerte es furchtbar lang, bis einmal wieder Post kam. Um daher die Ungeduld einigermassen zu zügeln, verlege ich mich nun aufs Schreiben, womit man sich die Zeit am raschesten vertreiben kann.
Von den Ereignissen der letzten Zeit habe ich noch Einiges nachzuholen: Unser Major hatte mit 4 Reitern der Batterie an jenem schon erwähnten Patrouillenritt des Rittmeisters v. Rautenberg vom 29. Januar bis 3. Februar teil genommen. v. R. war furchtbar neidisch auf meine Expedition gewesen und hatte den Major bedrängt, dass er auch ihm einen Patrouillenritt zuteilen solle. Beim Korpskommando hatte er sich vergebens bemerkbar zu machen versucht, war sogar auf gut Glück mit einer berittenen Mannschaft nach Tientsin geritten und hatte sich dem Korps zu einer Expedition zur Verfügung gestellt; aber dort hatte man den merkwürdigen Herrn wieder nachhause geschickt. v. R. ist ein wohl etwas überdrehter Sportsmann. Auf sein fortwährendes Drängen hin, liess ihn der Major endlich ziehen. Da er nämlich von meiner Expedition so manches Interessante gehört hatte, drängte es nun auch ihn, in die selbe Gegend zu reiten, wo ich gewesen war. Von einem Gegner war indes nichts bekannt. Der Auftrag lautete nur, zum Schutz der Eisenbahnlinie Tong ku - Shan hai kuan nach Norden zu patrouillieren. Major v. Lauenstein vom Armeeoberkommando, dem wir bei Tisch von dem beachtlichen Ritt erzählten, fragte sofort: „Ja, war denn dies nötig? Wusste man denn etwas von einem Gegner?“ Als Sportleistung war der Ritt sicherlich hervorragend, als militärische Leistung dagegen muss man v. Lauenstein zustimmen, dass sie nur nach ihrem Zweck zu beurteilen ist. Bei diesem sportlichen Anlass erhielt übrigens Leutnant N. auf dem Rückweg kurz vor Lu tai, als er während der Nacht als Patrouille fortgeschickt war, aus einer Ortschaft heraus Gewehrfeuer. Leider versäumte Rittmeister v. R., diese Ortschaft hierfür zur Rechenschaft zu ziehen. Da hätte man doch sofort das ganze Nest niederbrennen sollen!
Zur Prinzregentenfeier waren Müller und ich nach Tientsin eingeladen. Ich wollte aber auch v. Rogister und Uhlenhaut mitnehmen, doch glaubte Graf Verry, der das Arrangement zu leiten hatte, dass für diese Gäste kein Platz mehr geschaffen werde könne. So blieb ich mit meinen Herren lieber hier. Am Abend sass ich dann mit meinen bayrischen Mannschaften zusammen und hielt eine Ansprache; von Bayern war zur Feier pro Unteroffizier 1 Mark und pro Mann 75 Pfg gestiftet worden; ausserdem hatte Major Löll eine Gabe von 200 Mark für die bayerischen Artilleristen geschickt.
Vor einigen Tagen ist der kleine Dampfer Luchs hier vor Anker gegangen. Damit hat die Marine wieder die Vermittlung des Verkehrs mit der Reede

übernommen. Es ist doch eine eigentümliche Sache: Die Marine hat die Transporte für die Armee zu leiten und ist demnach nur Mittelsperson. Trotzdem ist aber die Marinetransportleitung vollständig selbständig und kann von Lessel, also vom Generalstab, keine Befehle erhalten. Das scheint mir ein unheilvoller Dualismus zu sein, der zu ständigen Reibungen führen und der Sache nicht nützen kann. Die Marinetransportleitung gehört meines Erachtens unbedingt dem kommandierenden General unterstellt. Bei der Ausreise hatte es sich ja schon gezeigt, dass es nicht zweckmässig ist, wenn die Marine vollkommen selbständig arbeitet, denn sie kennt ja nicht die Bedürfnisse der Armee. So hatte das Kriegsministerium angeordnet, dass jeder Truppenteil mit seinem ganzen Gerät auf ein und dasselbe Schiff verladen werden solle, um beim Eintreffen hier sofort marschbereit zu sein. Die Marinetransportleitung aber machten die grossen Dampfergesellschaften darauf aufmerksam, dass bei solchem Verfahren nicht die volle Ladefähigkeit der Schiffe ausgenutzt werde und dass, sollte der Grundsatz des Kriegsministeriums durchgeführt werden, mehr Schiffe bereit zu stellen seien, was grössere Kosten nach sich zöge. Auf dieser Grundlage verwarf die Marine die Disposition des Kriegsministeriums und verlud die Truppenteile derart, dass die Mannschaften auf dem einem Schiff, das Gerät (Geschütze, Fahrzeuge, Ausrüstung) aber auf verschiedenen anderen Schiffen untergebracht wurde. Bei der Ankunft in Tong ku wurde dann der Inhalt jedes Schiffes so rasch wie möglich, aber doch planlos an Land gebracht, und so kam es, dass einzelne Truppenteile ihr Gerät und ihre Ausrüstung erst nach Wochen, ja sogar erst nach Monaten erhielten. - Doch die Marine brüstete sich damit, dass die Transporte pünktlich abgegangen und hier angekommen seien. Das war auch die geringere Kunst. Denn die Truppen waren bei ihrer Ausschiffung nicht marschbereit, wo doch Marschbereitschaft die Hauptsache bei einer Landung bleibt. Was nützt es denn, wenn z.B. eine Batterie monatelang keine Protzen und keine Deichseln für ihre Kanonen hat?
Ein anderes Stückchen entbehrte nicht ganz der Komik. Da befindet sich an einem der Landeplätze ein grosser Kran, der nie benutzt wurde, weil die Marineoffiziere behaupteten, er wäre vollständig unbrauchbar. Vor einigen Wochen noch hatte der Marine-Oberleutnant Beque erklärt, der Kran sei nicht zu verwenden, er wisse aber nicht, was daran fehle. Nun wurde ihm nahe gelegt, doch einmal den Kran durch einen fachkundigen Mechaniker untersuchen zu lassen. Das geschah, und drei Tage später war der Kran bereits in Betrieb: Es hatten nur eine Kurbel und ein leicht zu ersetzendes Bremsband gefehlt. - Gestern ist v. Waldersee hier durch gekommen und hat sich nach Tientsin einge-

schifft. Es heisst, er werde schon am 18. des Monats wieder zurück kommen. Der Zweck der Reise ist uns schleierhaft. - Im übrigen entfaltet der Generalstab zur Zeit rege Tätigkeit: Einerseits werden im Gebirge Sommerquartiere für die Truppen ausgesucht und vorbereitet, da sie nicht während der heissen Jahreszeit im ungesunden Delta des Pei ho Flusses verbleiben sollen; andererseits werden hier grosse Vorbereitungen für die Einschiffung der heim kehrenden Truppen getroffen: In Tong ku werden neue Baracken und Landeplätze zu diesem Zweck gebaut. Ob es auch für uns bald nach Hause geht? Wer weiss! Morgen soll mein Leutnant v. Rogister mit einem Zug berittener Artillerie (darunter 18 Mann meiner Batterie) an einer Strafexpedition des Oberst Petzel teilnehmen. Wohin? Das ist uns unbekannt; es scheint indes die Ruhe im Land noch immer nicht ganz hergestellt zu sein.

16. März. Ein schöner Frühlingstag, aber furchtbar langweilig. Bin seit 7 Uhr morgens auf und weiss nicht, wie die Zeit tot schlagen. Bücher und Zeitschriften täten hier so Not! Exerzieren kann man jetzt auch nur noch wenig, da man fast nie die Leute dazu hat; so sind von der Batterie 80 Mann ständig abkommandiert. Gerade, dass noch genug Leute übrig bleiben, um die Pferde zu versorgen. - Die Expedition des Oberst Petzel wurde gestern Abend wieder abgesagt. Mein guter v. Rogister hatte sich schon so drauf gefreut! Es kommt eben in China alles anders als erhofft. - Wenn nur endlich wieder einmal Post käme! Seit 14 Tagen kein Brief, keine Zeitung, nichts zu lesen! Aus Langeweile habe ich die Annoncen in 'Die Woche' schon fast auswendig gelernt.

24. März. Endlich Briefe und Zeitschriften usw.! Dank allen, die an mich gedacht haben. Man spricht davon , dass wir nächstes Jahr auch noch hier sein werden. Das kann ja gut werden! Einige Offiziere lassen sich schon ihre Frauen nachkommen. So sind vor wenigen Tagen die Frau des Intendanten v. Seebach sowie eine Hauptmannsfrau hier angekommen. War das Motiv wohl Sehnsucht oder haben die Frauen ihren Männern nicht recht getraut? Wir wollen das Beste annehmen.
Hier passiert weiterhin wenig Neues. Das Frühjahr hat mit Macht eingesetzt, es ist schon fast ungemütlich heiss; vor einigen Tagen brauste ein Sandsturm über Tong ku weg. Ein grossartiges Naturspiel! Im Westen färbte sich der Himmel allmählich sepiafarbig. Immer näher rückten die gelben und braunen Schatten heran. Die Sonne war nur noch eine matte gelbe Scheibe; schwefelgelbes Licht lag über der ganzen Landschaft. Plötzlich heulte der Sturm heran, dicke Staubwolken mit sich führend. Wehe dem Wanderer, der in einen solchen Sturm hinein kommt!

In Tientsin liegen sich die Engländer und die Russen in den Haaren. Die Russen wollen einen Landstreifen beim Bahnhof als Settlement besetzen; die Engländer behaupten, dass der Landstreifen ihnen gehöre. So rückten nun Russen und Engländer in Abteilungen gegen einander aus und standen sich auf ein paar Schritt mit aufgepflanzten Seitengewehren gegenüber. 8 Tage lang dauerte dieser Zustand! Nunmehr haben die Engländer schliesslich nachgegeben. - Die Engländer haben aber auch mit den Franzosen schon Schwierigkeiten gehabt, die dazu führten, dass ein englischer Offizier von französischen Soldaten vom Pferd herunter gezogen wurde. Die Engländer machen sich eben überall beliebt. Am meisten werden sich indes die Chinesen über die Einigkeit unter den europäischen Mächten gefreut haben.
Leutnant v. Rogister hat heute (24. März) den Befehl erhalten, mit 30 Reitern (worunter 17 meiner Batterie) abzureiten und morgens gegen 5 Uhr Tschi tsien tang, ca. 20 km nordöstlich von Tientsin, zu erreichen. Es soll dort eine Räuberbande gesichtet worden sein, gegen welche auch ein Detachement unter Oberst Petzel los geht. Hoffentlich hat v. Rogister Erfolg.
Am verflossenen Freitag war ich in Tientsien beim Kriegsgericht. Der wegen des Neujahrsunglücks im Pei tang Fort 1 angeklagte Vizefeldwebel meiner Batterie, von Gartzen, sollte abgeurteilt werden und hatte mich gebeten, seine Verteidigung zu übernehmen. Die Anklage lautete auf Ungehorsam, wodurch ihm ein schwerer Nachteil entstand, denn der Staatsanwalt hatte 3 Jahre Festungshaft beantragt. In einer Rede von über 1 Stunde suchte ich die Anklage wegen Ungehorsams zu entkräften und plädierte dafür, dass die Anklage auf mangelhafte Beaufsichtigung der Untergebenen unter Berücksichtigung mildernder Umstände gestellt wurde. Nach wiederholten Plädoyers drang ich endlich mit meinem Antrag durch: v. Gartzen erhielt nur 6 Monate Festungshaft. Die Gerichtssitzung hatte um 11 Uhr vormittags begonnen und war um 3 Uhr nachmittags beendet. Ich war ganz kaputt, freue mich aber herzlich, dass ich dem armen Kerl habe helfen können; es war keine Kleinigkeit, die Juristen zu überzeugen, dass die erste Anklage unzutreffend war.
Am Abend war ich im Konzert in der Gordon Hall in Tientsin. Ein Dilettantenkonzert, bei welchem einige englische und französische Offiziere, sowie Zivilisten, teilweise mit Klavierbegleitung, auch Damen der Tientsiner Gesellschaft einzelne Lieder sangen. Auch ein Tonwerk wurde aufgeführt. „The wreck of Hesperus", mit Gedicht von Longfelllow und Musik von Saliway, mit

Orchester, gemischtem Chor und Solostimmen. Im zahlreichen Publikum sah man hübsche und hässliche Frauen, auffallend stark dekolletiert; die Kostüme waren zumeist elegant. Habe seit langem zum ersten Male wieder Gesang und Musik gehört und eine europäische Gesellschaft gesehen! Waren die Leistungen auch alles andere als hervorragend, so hatte das Konzert doch den Reiz der Neuheit für mich. Ich war jedenfalls zufrieden. Hoffentlich kann ich öfters mal nach Tientsin ins Konzert gehen.
Hier in Tong ku lebt man ruhig dahin. Ich werde von Tag zu Tag fauler und ganz bedenklich dicker. Die Röcke sind mir zu eng und Backen habe ich wie ein Posaunenengel. Zur Entfettung spielen wir lawn tennis. - Momentan baue ich eine Badeanstalt für meine Leute. Früher war beim Lokomotivschuppen ein Raum, wo sich die Leute mit warmen Wasser waschen konnten. Solange die Russen die Eisenbahn in der Hand hatten, durften wir diesen Raum benutzen. Nachdem aber die Engländer die Bahn übernommen haben, hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als die Hütte nieder zu reissen. Diese Leute machen sich eben überall beliebt. - Man spricht davon, dass meine Batterie im Sommer nach Pei tai ko bei Shan hai kuan kommen soll. Ich will es hoffen; aber es wird schon wieder anders kommen; denn hier in China kommt alles anders.

(27. März 5 Zeilen gestrichen)

30. März. Schon wieder Briefe! Da muss ich mich ja fast schämen ob meiner Schreibfaulheit. Aber es ist hier so trostlos öde, dass einem auch das Schreiben langsam zur Last wird. Nun, dieses öde Leben ist eine gute Vorbereitung für meine Rückkehr, denn wenn ich zurück komme, soll es mir blühen, dass ich nach Germersheim in die Pfalz auf die Stelle von Hauptmann Hörenz versetzt werde. Nach Tong ku wird mir Germersheim sicherlich wie eine Grossstadt vorkommen. Gibts denn nirgends eine passende private Stelle für mich, damit ich mich pensionieren lassen kann? Jetzt in Germersheim noch einmal eine Kompanie zu übernehmen und in einem solchen Nest 8 Jahre wie blödsinnig weiter zu wursteln, das geht über meine Kräfte, dazu bin ich mir zu gut. Jetzt könnte ich unter dem Vorwand, dass ich mir beim Feldzug ein Leiden zugezogen habe, mit Ehren abgehen - und bekäme dazu noch eine Kriegspension.

31. März, Sonntag. Heute wurden wir wieder alarmiert. Ein Telegramm vom Korpskommando: „Rittmeister v. Rautenberg hat mit allen verfügbaren Reitern sofort nach Kin lian tshen abzurücken und sich unter Befehl des Oberst

von Rohrscheidt zu stellen!" 17 Mann meiner Batterie rückten mit ab. - v. Rogister ist gestern von der Expedition des Oberst Petzel mit müden Pferden zurück gekommen. Die Expedition hatte den Auftrag, eine internationale Räuberbande aufzustöbern, bei der sich angeblich auch desertierte deutsche Soldaten, indische Sikhs, Amerikaner und auch 3 Missionare befinden sollten. Letztere haben wohl ihr Bekehrungsgeschäft falsch aufgefasst und wollten scheinbar ihre Mitchristen zuerst die Armut ertragen lehren. Die Bande wurde zwar aufgestöbert, aber leider entkam sie wieder und war trotz aller Anstrengungen nicht mehr zu finden. Eine Expedition unter v. Rautenberg soll nun mit frischen Kräften das Aufspüren dieser Bande fortsetzen.

2. April. Wenig Neues. Heute ist scheussliches Wetter; ein heftiger Staubsturm weht über Tong ku hin. Mir gehts gleichmässig gut. Ich werde nächstens meinen stolzen Backenbart wieder verschwinden lassen. - In meinem Wohnzimmer hängt jetzt sogar eine Uhr, die ich seinerzeit ganz zertrümmert von der Strafexpedition mitgebracht hatte und die nun wieder durch einen geschickten Obergefreiten repariert worden ist. Mein Schlafzimmer ist geweisselt, mit Schilfrohr und Papier ist eine Decke markiert. Das dritte Zimmer hinter dem Schlafzimmer ist ebenfalls hergerichtet. Ich versuchte einmal dort zu schlafen, aber die Mäuse gaben keine Ruhe. Nun füttere ich die Mäuse täglich mit mehreren Strichninknödeln, welche der Sanitätssergeant mit seinen ungefügen Fingern gedreht hat. Die Kost scheint den Mäusen gut zu bekommen.
Einen ganzen Tag tot zu schlagen, dazu gehört schon ein besonderes Geschick. Entweder man ärgert sich, oder man ärgert andere. Beides soll aber nicht gut sein. Das merkt man auch in unserer Messe. Die Leute, pardon: die Herren, betrinken sich, verspielen ihr Geld und ärgern sich gegenseitig. Man sitzt zu arg aufeinander und hat keine Beschäftigung. Daher die kleinen Ärgernisse und Nadelstiche und all die unangenehmen Dinge, die das Nichtstun und Saufen in einer solch öden Gegend mit sich bringt. Ists da verwunderlich, dass ich nur noch Apolinaris trinke? Wenn es so weitergeht, werde ich ganz zum Abstinenzler. Wein, Weib und Gesang! Na, die beiden Ersteren sind hier nur wenig sympathisch, und zum Gesang fehlt mir die Gabe. Da werde ich also wohl zu den Narren zählen müssen. - Soeben beginnts zu regnen, zum ersten Mal seit November vorigen Jahres.

5. April. Bedeckter Himmel, starker Südost, fusshoher Schmutz, soweit das Auge reicht: grau-braune Farbe. Das ist Karfreitagszauber in Tong ku. Ich

glaube, dass Richard Wagner für seinen Parzival eine andere Gegend im Auge hatte. -Leutnant v. Rogister ist am Montag, 1. April, von der Expedition zurück gekehrt: Räuber hat er keine bekommen, wohl aber Läuse. - Die am Sonntag, 31. März, abgegangene Strafexpedition mit v. Rautenberg ist am 3. April ebenfalls ohne Erfolg zurückgekehrt.

(6. April 5 Zeilen gestrichen)

7. April, Ostersonntag. Ein schöner Sonnentag. Einer meiner neu gepflanzten Kirschbäume hat ein paar Blüten. Bis heute früh um 5 Uhr war ich im Kasino gesessen und habe dabei nur eine Flasche Krontaler Wasser und eine Flasche Bier getrunken. Bin doch auffallend solide! Krankow und Fritsche haben gejeut (*Karten gespielt*); Wieprecht und ich haben zugeschaut. Man muss sich auf irgend eine Weise die Zeit vertreiben. Mit dem Schlafen gehts auch schon nicht mehr so gut. Bin erst um 10 Uhr vormittags aufgestanden, habe ein Bad genommen und einen neuen Tag der Langeweile begonnen. Nun zermartere ich mein Gehirn, was ich Interessantes schreiben könnte. Mir fällt nichts ein, denn ich habe überhaupt nichts zu tun. Diese andauernde Untätigkeit macht mich ganz krank. Ich brauche Arbeit, dann fühle ich mich erst wohl.

(11. April 45 Zeilen gestrichen)
(13. April 9 Zeilen gestrichen)

20. April. Diese Woche gabs endlich ein grosses Ereignis: Meine Stute Anna hat ein reizendes Fohlen bekommen; ein Fuchshengst mit weisser Blesse und weissen Stiefeln; meinem 'Jüngsten' geht es hervorragend; die Muttermilch scheint ihm zu schmecken; seit gestern darf er mit seiner Mutter mittags etwas spazieren gehen. Vaterfreuden in China!
Hauptmann Bartsch, 2. Infanterieregiment, ist bei einem Ritt von Peking zum Sommerpalast von einem Chinesen erschossen worden. Bartsch soll dem Chinesen, der ihm nicht aus dem Wege gehen wollte, mit der Reitpeitsche einen Schlag versetzt haben, worauf der Kerl ihn von rückwärts erschoss. Soweit kommt man mit der fortwährenden Humanitätsduselei gegen diese Hunde! Die Frau des Hauptmanns Bartsch ist gegenwärtig auf der Reise hierher; sie kann einem Leid tun, wenn sie hier ankommt und das Traurige erfährt. Und da behandelt man diese Hunde von Chinesen wie Unseresgleichen; Bestien, die einen wehrlosen Gegner mit ausgesuchtester Rohheit zu Tode quälen! Auf die Auf-

findung des Mörders waren 3.000 Mark ausgeschrieben; nach 2 Tagen wurde er aufgegriffen.
Donnerstag hat es abends in der Sommerresidenz in Peking, wo v. Waldersee bislang wohnte, gebrannt. Das ganze Quartier des Oberkommandos ist nieder gebrannt, auch das sogenannte „Asbesthaus" *(eine aus Deutschland mitgebrachte Generals-Baracke)*, und damit alle chinesischen Kunstschätze, die v. Waldersee beim Oberkommando hatte aufstapeln lassen. Der Feldmarschall konnte mit Not noch gerade gerettet werden. Der Chef des Stabes, Generalmajor Gross von Schwarzhoff, ist beim Bergen geheimer Akten mit verbrannt. Das Feuer soll nach einer Aussage in der Küche entstanden sein; andere behaupten, die Chinesen hätten es gelegt. - Dies die sämtlichen Neuigkeiten der Woche.

22. April. Gestern war ich furchtbar faul und habe fast den ganzen Tag geschlafen. Das Frühjahr liegt mir in den Gliedern. Am Abend erhielt ich Post - auch Bücher. Am meisten interessierten mich unter der Sendung zunächst die Brettllieder (gesammelt von Otto Julius Thierbaum): Manch reizendes Lied, doch auch viel blühender Blödsinn. Der gedankenschwere Dehmel scheint mir am wenigsten in dieses Ensemble zu passen: ihm kommt das leichte Chanson zu widerspenstig und unbeholfen aus der Leier - wie einem Uhu, der das trällernde, lustige Lied einer Lerche nachahmen möchte: „Oh du lila-blaues grünes rotes Meer, weisse Wogen - graue Wogen - blasse Bogen - Mondschein - fern - Stern - dunkler, tief von ferner Sinn, ach!" Wie ich das gelesen hatte, fuhr ich an meine Stirn, denn ich glaubte, plötzlich meinen Verstand verloren zu haben.

24. April. Mit dem umwälzenden Wälzer „Frauenprobleme" kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären, doch muss ich gestehen, geben mir diese Fragen Manches zu denken. Zunächst möchte ich behaupten, dass jeder Mensch für sich am besten weiss, was er zu seinem Glücke braucht und daher jeden, wenn auch noch so treu besorgten Mahner, als einen höchst lästigen Menschen betrachtet. Das ist ja gerade das Merkwürdige, dass der Mensch, sobald die sinnliche Liebe ihn erfasst hat, für Vernunft unzugänglich ist. Was nützt da alles Warnen?! Auch wenn der betreffende Mann moralisch und geistig noch so minderwertig ist, das verliebte Weib wird in ihm ihr Ideal und ihr Glück sehen - bis nach dem Ehebett; das verliebte Turteltäubchen beginnt erst nach der Verehelichung zu denken. Daher das viele Unglück. Eine andere Frage ist die Schuld der Eltern. Gewiss, die in alten Anschauungen befangene Eltern,

hauptsächlich die Mütter, tragen vielfach die Hauptschuld an dem Unglück, dadurch dass sie ihre Töchter verkuppeln - auf feinere oder gröbere Weise: Sie möchte das Kind doch so gern ´versorgt´ sehen, besonders in den zahlreichen, aber weniger vermögenden Familien. Doch halte ich es nicht für recht, die Eltern das entgelten zu lasse, denn sie haben nach ihrer Auffassung nur das Beste gewollt, als sie ihre Tochter á tout prix unter die Haube brachten. Es ist eben nach alter Anschauung nun einmal eine Schande, eine unverheiratete Tochter zu haben, und Menschen, die nicht in sich selbst stark und selbständig sind, werden sich vom feilen Gerede der lieben Nachbarn nie frei machen können, ausser dem werden solche Menschen gern das Glück ihrer Kinder der eigenen Eitelkeit opfern: Wie schmeichelt doch dies der Eitelkeit, wenn die Nachbarn neidisch sagen: „Die Töchter der X sind alle so brillant versorgt"; oder wenn Mama erzählen kann: „Meine Tochter, die Frau Ministerialrat, war gestern bei Hof!" Glück und Zufriedenheit, das ist nach alter Anschauung etwas, was für die Frau angeblich nebensächlich sein soll. Sie hat sich zu fügen und Gott zu danken, dass sie versorgt ist. Das ist die alte Anschauung! Einen alten Stamm kann man aber nicht mehr biegen. Drum halte ich es für unschön, den in ihren alten Anschauungen aufgewachsenen alten Leuten ständig etwas vorzuwerfen, wofür sie nichts können: nämlich, dass sie in ihren alten Anschauungen befangen sind! - Möge doch die moderne Tochter ihren Eltern durch die Tat zeigen, dass sie mit ihren modernen Anschauungen um so viel glücklicher ist! Dann werden sich die Eltern wohl davon überzeugen müssen, dass sie Unrecht haben. Wenn sie sehen, dass ihre Tochter glücklich ist, dann werden sie auch zufrieden sein und schweigend das Gerede der Nachbarn über sich ergehen lassen. Modern sein, heisst auch duldsam sein: Je höher die Bildung, je weiter der Gesichtskreis, um so grösser die Duldung. Nicht läppisch und willenlos sich fügen, sondern charakterfest, klar und zielbewusst handeln und dabei sich niemals über Andere erheben, das nenne ich im wahren Sinne ´modern´. Nietzsche mit seinem Übermenschen und mit dem Ausleben der Individualität hat in wirren Köpfen viel Unheil angerichtet.

25. April. Ich komme gerade vom Spaziergang in strömendem Regen zurück. Schöner Schmutz! Doch der Regen war notwendig. Nun wirds ja wohl in meinem Garten endlich auch grün werden. Bis jetzt hat nur ein Obstbäumchen einige wenige zarte Blätter bekommen. Der mühsam erworbene Gras- und Blumensamen scheint in dieser Erde nicht gedeihen zu wollen. Vielleicht gelingt es mir besser mit ein paar Handvoll Saatgut von Hafer und Gerste. Denn ich

bin jetzt Landwirt geworden: 4 grosse weisse Schweine, 3 kleine schwarze chinesische Schweine, 2 Kälber und mehrere Dutzend Hühner müssen nun gefüttert werden. Für mich wieder ein neuer Zeitvertreib, der der Mannschaftsküche zu Gute kommt!
Gestern war ich in Sin ho, wo grosse Obstkulturen sind und nunmehr ein Hain von Pfirsichbäumen im schönsten roten Blütenschmuck prangt. Eine wahre Erholung für Auge und Gemüt in dieser Salz- und Lehmwüste. Im übrigen wird Tong ku jetzt immer manierlicher: Die verbrannten Lehmhütten sind sämtlich nieder gerissen, die Plätze sind eingeebnet, am Ufer des Pei ho Flusses sind grosse Landungsstellen gebaut, von denen aus die Schienenstränge bis zur Bahnlinie Shan hai kuan - Peking führen.
Die letzte Sendung von Zeitschriften habe ich mit Heisshunger verschlungen. Das Buch ´Chopin Prelude´ von Tolstoi ist ganz interessant, schiesst aber weit übers Ziel hinaus. Das ist Schwärmerei! Heiraten, ohne zu wissen, wovon die Familie ernähren, ist Unsinn. Und wie kommen die Weiber doch so schlecht weg! Nach Tolstoi ists ganz gleich, wen man heiratet, wenn nur das weibliche Wesen gesund und nicht hässlich ist. Das Weib ist demnach nur eine Sache, die eben zur Fortpflanzung notwendig ist. Wo bleibt denn da überhaupt die individuelle Liebe, wo bleibt die Psyche, die sich mit Amor verbindet? Das heisst denn doch das Weib auf eine zu niedere Stufe zu stellen. Ich verlange schon mehr von einem Weib, als dass es nur hübsch und gesund ist; das genügt wohl zur Fortpflanzung, zur Betätigung des rein sinnlichen Triebes, aber um dauernd zusammen zu leben, dazu gehört doch noch etwas mehr; da müssen doch in erster Linie Charakter und Geistesrichtung, sowie das ganze Gemütsleben zusammen passen. Das Ehebett allein macht noch nicht die Ehe! Wenn Tolstoi konsequent sein wollte, dann müsste er eigentlich für die Polygamie eintreten, denn dadurch würde die Fortpflanzung doch bedeutend mehr gefördert.

28. April. Heute habe ich ein Gesuch für einen 6-wöchigen Japanurlaub eingereicht. Ich halte es hier vor Langeweile nicht mehr aus. So gar nichts zu tun, ist für einen Menschen von meiner Art, wie Gift. - Bin seit heute morgen um 7 Uhr auf, habe dann gebadet, dann auf dem longchair geschlafen, dann gefrühstückt, dann Kasernements-, Stall- und Pferderevision abgenommen; hierauf wieder etwas geschlafen. Eine angenehme Abwechslung bildete um 12 1/2 Uhr das Mittagessen, weniger wegen der Unterhaltung, als vielmehr, dass man wieder etwas zu tun hat. Nach dem Mittagessen, bei welchem man bis 3 Uhr sitzen bleibt, ein Bummel am Hafen; hierauf endlose Langeweile, bis man endlich um

7 Uhr zum Abendessen geht. Da bleibt man dann stumpfsinnig sitzen bis man schläfrig wird, was bei solch anstrengender Tagesleistung meist nicht allzu früh der Fall ist. So ist ein Sonntag wie der andere. An Werktagen reitet man ausser dem noch in der Frühe 2 - 3 Pferde zu und spielt bei gutem Wetter lawn tennis. Herrgott, ist das eine Arbeit für einen gesunden Menschen! – Heute habe ich zur Abwechslung einmal den Rheumatismus in der rechten Schulter.

(29. April 8 Zeilen gestrichen)

1. Mai. Endlich ist die Post eingetroffen. Allen meinen Dank, die an mich verlassenes Menschenkind gedacht haben. Vor 14 Tagen ist der englische Postdampfer Oceanic mit Post nach Europa bei Formosa untergegangen. Wichtige Briefe von mir sind bestimmt nicht dabei gewesen. - Gestern wurde unser neues Kasino eingeweiht, das wir durch die Mannschaften an der Stelle des nieder gebrannten Kasinos erbauen liessen: Ein grosser luftiger Saal mit gedeckter Veranda und einem kleinen Rasenplatz davor. Wir sind froh um diesen neuen Saal, denn es ist jetzt schon gehörig heiss -„da liebt man nicht die dicht gedrängten Reihen", wie Horaz sagt. Zur Einweihung war eine grosse Gesellschaft versammelt. Ausser den Offizieren des Bataillons waren noch anwesend die Offiziere der 1. und 2. schweren Munitionskolonne, des Pferdedepots, des Kriegsschiffes Lux sowie mehrere durchreisende Offiziere; im Ganzen etwa 40 Herren. Punkt 12 Uhr nachts wurde das Lied gesungen:

„Der Mai ist gekommen,
die Bäume schlagen aus,
wers nicht will glauben,
der geh nur hinaus,
da sieht er:
die Bäume, die Bäume schlagen aus,
ja, die Bäume, die Bäume schlagen aus
die Bäume, die Bäume schlagen aus"
usw..

Gut eine Viertelstunde lang wurden aus vollen Kehlen gebrüllt: „Die Bäume, die Bäume schlagen aus". Oh Du unschuldsvoller Stumpfsinn! Oh China, was

hast du aus braven deutschen Kriegern gemacht! Ein Dichter wie Homer würde von der chinesischen Irrfahrt der deutschen Krieger erzählen: „Zur Zeit der fleischfarbnen Blüte des Pfirsichs wandelten sich durch bösen Zauber die Mannen in blökende Schafe". - Heute ist unser Major auf 8 Wochen nach Schanghai und von da nach Japan in Erholungsurlaub gegangen. Er leidet bedenklich an einem Herzfehler und kann das Saufen nicht lassen.

7. Mai. Vorgestern hat es hier wieder stark geregnet. Die ganze Ebene ist überschwemmt. Ich hatte die Lehmhütten innen und aussen mit Kalk anstreichen lassen und hatte meine Freude daran, dass es endlich in meinem Revier hübsch und wohnlich aussah. Nun haben der Sturm und Regen wieder alles verschmutzt und verdorben. Das Schlimmste aber ist, dass es durch die Lehmdächer hindurch regnet. Jetzt lasse ich eilig die Wege und Höfe mit Ziegelsteinen pflastern und die Dächer und Lehmmauern mit Mörtel verstreichen. Dann kanns bei der beginnenden Regenperiode ja wohl nicht ganz so schlimm werden. Ich fürchte nur, dass der Lehm sich allmählich erweicht und dann die Hütten zu zerfliessen beginnen. - Gestern habe ich 4 Schweine schlachten lassen. Morgen gibts Schlachtesuppe, Schweinshaxeln mit Sauerkraut, Blut- und Leberwurst und Schweinswürsteln. Da läuft mir schon beim Schreiben das Wasser im Mund zusammen, denn gutes Schweinefleisch und frische Wurst waren bis jetzt unerreichbare Delikatessen. Hier gibts immer nur Rindfleisch, Hammelfleisch und Geflügel. Habe in meinem ganzen Leben noch nie so viele Hühner gegessen, wie hier in den letzten 6 Monaten.

9. Mai. Freuden eines Landwirtes! Gestern hatte ich meine Herren zu einer Schlachtpartie eingeladen. Da gabs Schweinshaxeln mit Kraut, Züngerl, Rüssel, Blut- und Leberwurst und zum Schluss gebratenes Schweinsfilet. Entsprechend den Massen von Schweinernem wurden 2 Flaschen Wodka und 16 Flaschen Zacherlbräu getrunken, dazwischen, nach russischer Sitte, Zigaretten geraucht. Wir sassen und assen von mittags 12 1/2 Uhr bis abends 7 Uhr. Das genügte und die Stimmung war animiert. - Hier haben wir jetzt seit mehreren Tagen andauernd schlechtes Wetter; damit verbunden einen ganz unglaublichen Schmutz, so dass man seine Hütte nur noch zum Essen verlässt. Die Lehmhütten sehen zum Erbarmen aus: Überall regnet es durch; auch mein Schlafzimmer ist jetzt zu einer natürlichen Dusche geworden. Ich kann mir nur noch helfen, indem ich eine Zeltleinwand übers Bett spanne. Mit einem Wort: Hier ists zum Grausen!

Ende des Monats soll meine Batterie nach Pei tai ho zum Sommeraufenthalt an der See abrücken. Da wird dann das Einrichten und Arbeiten wieder von vorn beginnen. Mir ists ganz recht, denn die Untätigkeit und Langeweile habe ich ja schon längst satt. Abwechslung muss sein! - Wie lang wir wohl noch hier bleiben werden? Die Franzosen sind eifrig dabei, ihre Truppen abzutransportieren. Jeden Tag treffen Rücktransporte ein. Die Amerikaner haben auch schon ein Schiff zum Abtransport ihrer Truppen im Hafen liegen. Auch das Etappenkommando hat seinen Sitz von Tientsin hierher verlegt, wo es eigentlich immer hätte sein sollen. Daraus wird man wohl schliessen dürfen, dass man auch bei uns an den Abtransport denkt. - Heute ists geradezu hässlich kalt. Der Mai scheint nur von den deutschen Dichtern als ein Wonnemonat bezeichnet zu werden.

15. Mai. Also mein Urlaubsgesuch nach Japan ist nicht genehmigt worden; welche Mühe hatte sich doch der Stabsarzt gegeben, mich als krank, nervös und kurbedürftig zu bezeichnen! Nun heissts, günstigere Zeiten abzuwarten, und dabei weiss man kaum, wie man die Zeit totschlagen soll. - Seit einigen Tagen herrscht hier tropische Hitze: Von 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags kann wegen Hitze überhaupt kein Dienst mehr stattfinden; gestern hatten wir mittags im Schatten 27 Grad C. Was soll man da treiben? Zu lesen habe ich nichts mehr; Schlafen kann ich tags auch nicht. Man stirbt vor Langeweile.
Gottseidank komme ich mit meiner Batterie in den nächsten Tagen nach Pei tai ho (zwei Bahnstationen vor Shan hai kuan) zum Sommeraufenthalt, da hier die Quartiere für den Sommer zu eng sind. Endlich einmal eine Abwechslung! Mir wird das Tong ku allmählich unausstehlich! Zudem wird in der letzten Zeit im Kasino unmässig viel getrunken und gespielt. Wieprecht ist Tag und Nacht betrunken und weiss nicht mehr, was er tut. Das Saufen und Spielen geht ohne Unterbrechung Tag und Nacht fort. Das passt mir schon gar nicht; so habe ich mich von dieser Gesellschaft soweit nur irgend möglich zurück gezogen.
Aber so geht es hier überall: Unlängst führte sich in Tientsin ein sinnlos betrunkener russischer Offizier in einer Wirtschaft ungebührlich auf. Eine deutsche Patrouille bat den Offizier, seinen Namen anzugeben. Darauf drang der Russe mit dem Säbel auf die Patrouille ein; eine englische Patrouille kam den Deutschen zu Hilfe. Es fielen mehrere Schüsse; der Russe fiel von einer Kugel getroffen. Aber das ist auch schon eine merkwürdige Gesellschaft, diese russi-

schen Offiziere! Saufen und Weiber! Ganze Harems nach Patschuli stinkender Weibspersonen haben sie bei sich.
Vergangenen Sonntag hatte uns Hauptmann Wollseiffen von der provisorischen Regierung zu einer Fahrt mit seiner Dampfpinasse auf dem Pei ho Fluss eingeladen. Die Fahrt war hübsch auf dem viel gewundenen, schmutzig gelben Fluss mit den flachen, grünen Schilfufern. Dann und wann tauchen unter schattigen Obstbäumen Dörfer auf. Auf dem Fluss selbst herrschte reger Dschunkenverkehr. Wir fuhren in angenehmem Nichtstun, behaglich auf den longchairs ausgestreckt, wenig redend und eine gute Havanna rauchend bis Ko ku. Dann Umkehr und Picknick auf dem Boot. Wieprecht und Kremkow hatten für Sekt gesorgt, ich hatte Sterlet, Wurst, Sardinen beigebracht. Das war einmal ein wirklich behaglicher Sonntagnachmittag! Es ist schon eine Kunst, die Zeit auf angenehme Weise tot zu schlagen. - Die Eisheiligen sind hier schon mehr Heissheilige. Man kann sich nicht darüber beklagen, dass die alten Herren unfreundlich gewesen wären. Glücklicherweise ist die Hitze an der See noch gut zu ertragen. Am wärmsten ist es morgens gegen 10 Uhr; dann setzt der Seewind ein und bringt immer etwas Erfrischung. Ich freue mich schon auf das Seebad bei Pei tai ho.

16. Mai. Seit 14 Tagen habe ich keine Post erhalten. Scheints hat man mich ganz vergessen. - Heute regnets zur Abwechslung und schwül ists wie in einem Treibhaus. Furchtbare Langeweile. Hätte ich doch nur was zu lesen! Himmelfahrtstag! Oh je, ich möchte bei der Hitze nicht auch noch in den Himmel fahren!
Gestern abend war ich bei den Engländern, wo indische Truppen Schwerttänze aufführten. Pechschwarze Nacht. Auf einem freien Platz loderte ein mächtiger Scheiterhaufen und beleuchtete grell schwarze, grosse Gestalten mit weissen Gewändern, die um das Feuer herum lagerten. Plötzlich ergriff einer eine Art Trommel, die abwechselnd mit der Hand und einem Stück Holz bearbeitet wurde. Nun erhoben sich die Gestalten und schritten langsam ums Feuer herum, im flackernden Schein rote Tücher schwenkend. Der Takt der Trommel wurde lebhafter und immer lebhafter, und immer wilder drehten und wanden sich die Tänzer um das Feuer, stiessen Rufe aus, liessen sich plötzlich auf die Knie nieder, schnellten empor und wirbelten wild herum. Ein höchst phantastischer Tanz, der im flackernden, rötlichen Schein des Feuers höchst malerisch wirkte. Nach kurzer Pause ergriff dann jeder sein Schwert und nun begann derselbe Tanz von Neuem. Unheimlich schwangen die Schwerter bald über die

Köpfe weg, bald nahe am Boden. Wie Blitze zuckten die Klingen und in rasendem Wirbel drehte sich alles ums Feuer. Zum Schluss produzierten sich Einzelne im Tanzen und Fechten mit zwei Schwertern. Eigenartige Bilder und viel Grazie in den Bewegungen. - Es war einmal eine Abwechslung, nun kann die Langeweile wieder in ihr Recht treten.

Exkursionen nach Pei tai ho und Shan hai kuan

18. Mai. Morgen reise ich nach Pei tai ho auf einige Tage, um meine neuen Quartiere anzuschauen. Heute ist v. Rogister mit einem Vorkommando bereits abgegangen, um die Sommerquartiere vorzubereiten; Anfang nächster Woche werde ich mit der Batterie nachfolgen. Die Geschütze bleiben jedoch zunächst hier, nur Mannschaften und Pferde gehen mit. Da habe ich wieder einmal gesehen, wie schwerfällig unsere Jugend ist: Statt dass die jungen Herren froh sind, endlich einmal eine Abwechslung zu erhalten, jammern sie: „Nun hätte man sich in Tong ku doch so gut eingerichtet und da wäre es schade, nun fort gehen zu müssen!". Weiss Gott, ich habe mir auch meine Wohnung gemütlich eingerichtet, aber trotzdem bin ich froh, einmal etwas anderes tun zu können. Ich bin doch nicht hierher nach Tong ku verheiratet; gemütliche Wohnungen gibts auch anderswo. Der Teufel hole diese Bequemlichkeit!

21. Mai. Pei tai ho. Wie schon erwähnt, war v. Rogister mit einigen Mannschaften, Wagen und Pferden voraus geschickt worden. Mit dem Rest der Batterie möchte ich nächsten Freitag abmarschieren, um in kleinen Tagesmärschen über Lu tai - Feng jun - Liu kia ying - Tai tou ying schliesslich Pei tai ho zu erreichen. Auf diesem Weg sollen die Mannschaften Gelegenheit erhalten, in etwa 14-tägigem Marsch durchs Gebirge bis hin zur Grossen Mauer einen schönen Teil von Nordchina kennen zu lernen.
Am Samstag, 7 1/2 Uhr morgens, fuhr ich von hier mit der Eisenbahn ab. Bei Han ku wurden die von unseren Eisenbahntruppen nunmehr fertig gestellten ca.350 m langen Eisenbahnbrücken über den Pei tang Fluss passiert. Die alte eiserne Brücke war von den Boxern seinerzeit vollständig zerstört worden. Nun haben die Pioniere aus Balken und Schwellen eine Notbrücke gebaut; eine Leistung, auf welche wir Deutsche stolz sein können. Bald hinter Han ku hört die braune, vegetationslose Lehmebene auf und es beginnt ein fruchtbares, reich bebautes Flachland: Soweit man sehen kann, überall grüne Felder und Baumgruppen, zwischen denen Dörfer versteckt sind. Wie geht einem da das Herz auf, wenn man bald 3/4 Jahr stets im braunen Lehm gesteckt hat! Bald

beginnen auch die Berge sichtbar zu werden und nun bietet sich dem entzückten Auge ein Landschaftsbild, als ob man am Fuss der Vogesen von Strassburg nach Colmar führe. Die Berggipfel sind mit Tempeln und Pinienhainen gekrönt; auf den Feldern emsige Arbeiter, die Schlote der reichen Kohlenbergwerke von Tan chan und Kai ping rauchen: Ein reiches Land! Besonders hübsch liegt Luang tschou am Fluss Luan ho: Das Flusstal bietet nach Norden einen entzückenden Blick ins Gebirge; nach Süden fällt der mit einer Pagode gekrönte Hen Berg wie eine steile Bastion in die Ebene; auf dem Fluss fahren zahlreiche Boote mit weissen Segeln. Die Bahnreise nach Pei tai ho war für mich eine wahre Erholung.

Um 5 Uhr nachmittags kam ich am Bahnhof Pei tai ho an. Dort haben die Eisenbahntruppen eine ca. 10 km lange Feldbahn über Pu to wa nach dem Sommerlagerplatz am Meer angelegt. Die Bahn ist solide gebaut und geht wiederholt mit beträchtlicher Steigung über die vorliegenden Hügel. Ich setzte mich aufs Pferd und ritt über Pu to wa nach Tsui kia tshuan, woselbst Oberst Grüber als Kommandant wohnt. Für Unterkunft hatte v. Rogister schon gesorgt und fand im Etappenkasino des Oberst Grüber liebenswürdigste Aufnahme. Ich erfuhr, dass im Sommerlager noch wenig gebaut sei. Ausser meiner Batterie sollen noch das Bataillon Lidl (II /6), eine schwere Feldhaubitzen-Munitionskolonne, eine Artillerie-Munitionskolonne, 2 Kompanien Pioniere, ferner die Sanitätskompanie, 2 Feldlazarette und ein Genesungsheim hierher kommen. Von allen diesen Truppen waren Vorkommandos hier, um die Baracken auf zu bauen und ein zu richten. - Das Etappenkasino ist hier hübsch in einem Yamen eingerichtet. Die zum Teil elegante europäische Ausstattung, einschliesslich Geschirr etc., wurde in den Häusern der Ortschaft gefunden. Am Strand liegen nämlich ausgedehnte Villenkolonien, wo reiche Europäer aus Schanghai, Tientsin, Peking etc. den Sommer an der See verbrachten. Bei Ausbruch der Boxerunruhen wurden nun diese Villen von den Chinesen der umliegenden Ortschaften ausgeplündert und demoliert. Von den Villen stehen meist nur noch die Mauern; die grossen Freitreppen, Veranden und Loggien, auf denen elegante Damen und Herren in angenehmem Nichtstun sich der gesunden Luft erfreuten, sind verlassen - und doch ist selbst dieses Bild der Zerstörung noch hübsch anzusehen.

Am Sonntagmorgen ritt ich frühzeitig auf den Platz, wo unsere Baracken aufgestellt werden sollen. Ein herrlicher Sommermorgen. Ziemlich steil gings einen grünen Hügel hinan und dann breitete sich vor mir ein geradezu entzükkendes Bild aus: Unten die blaue See, welche sich in leichten, weissen Kämmen

am sandigen Ufer bricht; zur Linken eine lachende grüne Hügelkette, welche bei Rocky Point weit in das Meer hinaus springt, zur Rechten die nahen Hügel des Lien fen mit seinen schroffen Kalkfelsen und teilweise bewaldet; vor mir eine sanft gegen das Meer abfallende grüne Ebene, reich gegliedert durch Schluchten und Wasserrisse, welche den roten Sandstein nackt hervortreten lassen, und darüber hin gestreckt zahlreiche Villen, denen man von Ferne die Zerstörung nicht anmerkt, alles in dichte Baumgruppen gesetzt. Wie wohl tuend muss es sein, hier den Sommer zubringen zu können! Gierig sog ich diese Natur, dieses Bild, das Grün der Wiesen, das Rot der Felsen und das Blau des Meeres ein. Ich konnte gar nicht genug bekommen. Kein Wunder, wenn man nun 3/4 Jahre lang Wasser und Erde nur grau-braun gesehen hat!

Der Platz, welcher meiner Batterie zugewiesen war, lag günstig auf einem kleinen Hügel, an dessen Fuss sich, etwa 50 m entfernt, der Badestrand hinzieht. Pläne wurden geschmiedet über den Bau von Badehütten, den Kauf von Segelbooten, die Anlage der Offizierswohnungen usw.. Wir beabsichtigten, ein Offiziershaus bauen zu lassen, denn Ziegelsteine gibts hier genug: Wo immer eine Villa gebaut wurde, befindet sich in der Nähe ein Ziegelofen. Praktisch, wie die Chinesen sind, haben sie an Ort und Stelle die Ziegel gebrannt und damit wesentlich billiger gebaut, als dies bei uns der Fall ist. Für etwa 200 Mark könnten wir ein Wohnhaus mit 5 Zimmern, Küche, Veranda und Sonnendach haben. Natürlich müssten da unsere Mannschaften mitbauen; aber das können wir ja von Tong ku her. - Am Mittag gabs im Kasino schöne Makrelen. Ein solcher Fisch, etwa 50 cm lang, kostet 20 Pfg. Da kann man billig leben! - Nachmittags stieg ich auf eine mit einer zerstörten Villa gekrönten Kuppe des Lien fen und betrachtete von oben nochmals die herrliche Landschaft. Leider konnte ich kein Seebad nehmen, da die Luft zu frisch war; das Wasser hat jedoch eine Wärme von 15 Grad C.

Am Montagmorgen fuhr ich mit den schönsten Hoffnungen nach Tong ku zurück. Doppelt schwer erschien mir der Aufenthalt dort, als ich wieder die braune Lehmebene sah. Kaum war ich zu Hause an gekommen, als ich vom Korps folgendes Telegramm erhielt: „Die Truppen der Garnison Tong ku rükken nicht nach Pei tai ho ab!" Na, da hätten wirs ja! Der schöne Traum war kurz genug. Nun bleiben wir eben hier und baden uns im Sumpf, die Salzhügel und die Chinesengräber sind die Berge, das Grün denkt man sich dazu. Was braucht so ein armer Fussartillerist denn noch mehr! Der Teufel hole diese edle Waffe, die scheinbar nur zum Arbeitsdienst da ist! Warum man ihr zu diesem Dienst kostbare Geschütze mitgibt, bleibt mir allerdings rätselhaft. Es

ist, weiss Gott, eine Tränenwelt! Jedermann ist natürlich erstaunt über diesen Korpsbefehl, zumal der Arzt einen dringenden Bericht gemacht hatte, dass die Truppen in Tong ku während des Sommers unmöglich so dicht beisammen liegen könnten. Die Optimisten glauben nun, dass wir schon in kürzester Zeit nach Hause abrücken werden und es sich daher gar nicht mehr verlohne, nach Pei tai ho umzusiedeln. Die Pessimisten dagegen sagen einfach: „Abscheuliches Pech! Man braucht uns eben wieder zum Arbeitsdienst, wenn nächstens 5.000 Mann nach Hause gehen." So zumindest behauptet es der Lotse Lindberg. Wie dem auch sei! Jedenfalls sitzen wir hier im Dreck - Grund genug zum Schimpfen! Kein Urlaub nach Japan! Dorthin kommen scheinbar nur Stabsoffiziere und höhere Adjutanten! Kein Sommeraufenthalt in Pei tai ho! Wo es doch für die Fussartilleristen so schön gewesen wäre! Nichts dergleichen!

27. Mai. Nun scheint es doch ernst zu werden mit dem Rücktransport. Die beiden in Peking stehenden Seebataillone gehen morgen nach Tsingtau zurück. Die Garnisonen in Pao ting fu und Peking sind schon auf dem Rückmarsch nach Tientsin. Das deutsche Oberkommando hat schon sein sämtliches Gepäck auf der Gera verladen: 270 Kisten! Die müssen wirklich gut gesammelt haben! Unser Stabsarzt hat Weisung erhalten, sich am 31. Mai auf der Gera einzuschiffen. Von hier fährt das Oberkommando zunächst nach Japan, verbleibt dort 3 Wochen und fährt dann über Batavia, Zanzibar, Port Said in die Heimat zurück. Wer da nur auch mitfahren und die Welt anschauen könnte! Wir armen Kerle bekommen natürlich keinen Urlaub und müssen auf dem direkten Weg zurück. Germersheim liegt mir schon arg im Magen. Wenn ich denke, dass ich schon in 3 Monaten in diesem Nest sitze, dann wirds mir ganz übel. S´ist eine Tränenwelt!
Am Pfingstsamstag hatten wir wieder eine kleine Abwechslung. Morgens um 8 1/2 Uhr ertönte Feueralarm. Es brannte im Proviantmagazin am Hafen. In kürzester Zeit standen einige Schuppen sowie grosse Stroh- und Heuberge in Flammen; doch der Wind wehte zum Glück vom Land weg und so gelang es, die über dem Wind gelegenen Vorräte zu retten. Alle Nationen waren bei der Löscharbeit beteiligt, die bis 1 Uhr mittags dauerte. Brandursache unbekannt! Wahrscheinlich wurde ein Funke aus dem Schlot der Wasserdestillieranstalt auf das Strohdach eines Schuppens geweht. Für mich hatte der Brand in sofern Nutzen, als ich die grossen Mengen von angebranntem und durchnässtem Stroh sammeln liess und dadurch herrliche Streu für die Pferde erhielt. Man muss aus allem Kapital schlagen! - Hier ists schon enorm heiss. Während der letzten

Tage hatten wir schon morgens um 8 Uhr eine Wärme von 25 - 27 Grad C. Zum Glück beginnt mittags der Seewind und dann ists trotz grosser Wärme erträglich; morgens ists recht schwül, abends dagegen angenehm frisch. - Der chinesische Postdampfer, welcher die europäische Post von Schanghai bereits am Donnerstag bringen sollte, ist nach Niu tschuan gefahren, erledigt dort verschiedene Aufträge und kommt erst, weiss Gott wann, hierher. Es wäre an der Zeit, dass Deutschland seine eigenen Postdampferlinien von Schanghai nach dem Norden einrichtet!

30. Mai. Die Fahrtliste für die ersten deutschen Rücktransporte ist gestern ausgegeben worden. Unser Bataillon steht noch nicht drauf. Ich schätze also, dass wir erst Ende August nach Hause befördert werden; bis dahin muss man nun schauen, wie man die Zeit totschlägt. Werde also an einem der nächsten Tage einen kleinen Ausflug nach Shan hai kuan und Tsing wan tou unternehmen. - Vorgestern hatten wir im Schatten 36 Grad C. Gegen abend erhob sich ein kolossaler Staubsturm. Man wurde fast erstickt von dickem Sand und Staubwolken. Ein Schritt ins Freie genügte, um den schönsten Europäer mit blendendem Teint zu einem kaum mehr erkenntlichen, gelb-braunen Menschen zu machen. Wenn man diese Staubstürme erlebt hat, dann erscheint einem die Theorie annehmbar, dass die ungeheuren Lössflächen der chinesischen Ebene durch Staubstürme entstanden sein sollen. Über Jahrtausende hin haben diese Stürme Sand und Lehm aus dem Zentralmassiv in die Ebene hinab gefegt. Dort blieben gewaltige Massen an den Bodenbedeckungen und Unebenheiten hängen, füllten allmählich die Täler und Schluchten und nivellierten alle Unterschiede, so dass jetzt nur noch die Berggipfel aus dieser Lössebene hervor ragen. Andere dagegen behaupten, die Lössebene sei durch die Einwirkung des Wassers infolge Ablagerung von Sinkstoffen entstanden.
In Tientsin fanden 3-tägige Pferderennen statt; bin aber nicht dort gewesen. Wenn man weder Pferde noch Reiter kennt, dann geht es einem wie dem Schah von Persien: Dass ein Pferd rascher läuft als das andere, ist eine fest stehende Tatsache; das braucht man nicht erst bei einem Rennen fest zu stellen! - Im Übrigen fahre ich übermorgen per Bahn nach Shan hai kuan an die Küste.

1. Juni. Shan hai kuan. Abends um 7 Uhr kamen ich mit Oberleutnant Weström und Leutnant Müller mit der Eisenbahn in Shan hai kuan an; wir setzten uns auf die Pferde und ritten noch eine halbe Stunde bis zum Strand, wo ein Teil der 9. Kompanie, 6. Infanterieregiments unter Oberst v. Wiese in einem

alten Tempel unter gebracht ist, wo wir gastliche Aufnahme fanden. - Die Stadt bietet, wie viele kleinere Chinesenstädte, nichts besonders Interessantes: enge, schmutzige und holprige Gassen, Verkaufsläden und Gestank nach Zwiebeln, Knoblauch und ranzigem Öl. Eine hohe Mauer umschliesst die Stadt im Viereck und schliesst sich an der Ostseite an die Grosse Mauer an, die von hieraus südwärts weiter verlaufend bald im Meer endigt. Die Stadtmauer hat auf jeder der vier Seiten ein Tor; die Hauptstrassen laufen von diesen Toren in der Richtung Nord-Süd bzw. Ost-West und wo sie sich in der Mitte kreuzen, ist ein starker Turm mit 4 Torbögen errichtet. Ausserhalb der Stadtmauern liegen Vorstädte, die zum Teil von Russen, Japanern und Engländern belegt sind. Die Lage der Stadt ist ansehnlich: Im Norden treten die Berge ganz nahe heran und schieben sich in immer höheren Ketten hintereinander. Im Süden liegt der flache Strand, zu welchem schattige Alleen führen.

Am 2. Juni machten wir uns frühzeitig auf den Weg, um einen Tempel im nahen Pei ji im Gebirge zu besuchen. Der Tempel wurde nicht zu unrecht Bellevue´ getauft: Nach Süden hat man von dort einen herrlichen Blick in die Ebene; nach Norden hin aber kann man sich kaum satt sehen an den entzükkenden Ausblicken in die Talschluchten des Shi ho Flusses. Schroff fallen die Felswände zum schmalen, sandigen Bett des Flusses ab; an einer scharfen Krümmung ragt ein steiler Felskegel empor, an welchem man eine Grotte, mit Heiligenstatuen erkennen kann. Im Hintergrund türmen sich die hohen Berge auf und zur Rechten klettert die Grosse Mauer mit ihren zahlreichen, mit Zinnen bekrönten Türmen von den Bergen zum Meer hinab. Der Tempel liegt idyllisch in einem Hain von Pinien und Laubbäumen. Ein kleiner, buckliger Tempelwächter hatte uns schon lange beobachtet, wie wir den etwa 600 m hohen Berg auf schmalem, steinigem Pfad erklommen; am Eingang des Tempels begrüsste er uns und lud uns zu Tee und chinesischem Backwerk ein. Da sassen wir dann unter einer verkrüppelten Pinie auf der Terrasse des Tempels und freuten uns der herrlichen Gegend und des feinen Wetters. Nach ausreichender Rast stiegen wir entlang der Grossen Mauer, die in diesem Abschnitt zum Teil noch gut erhalten ist, wieder zu Tal; ihre Höhe beträgt etwa 10 Meter, ihre Stärke an steilen, unzugänglichen Stellen etwa 1/2 bis 1 Meter, an anderen Stellen jedoch bis zu 2 Metern.

Nachmittags gingen wir zum Strand, nahmen See-, Sonnen- und Sandbäder und taten möglichst wenig. Gegen Abend besuchten wir das Fort von Ning hai, welches, an die Grosse Mauer angebaut, direkt am Meer liegt; es beherrscht, auf einer vorspringender Landzunge gelegen, mit seinen schweren Geschützen

Deutsche Generalstabskarte Yung ping fu - Shan hai kwan, M 1: 300.000; Ausschnitt Fu ning hsien - Shan hai kwan. *Privatarchiv Fehl.*

weithin das Meer. Es scheint fast unmöglich, ein solches Fort von der Seeseite her einzunehmen; tatsächlich haben es die Chinesen kampflos an die Russen übergeben. - Nach Besichtigung des Forts bummelten wir am Strand entlang zu einer Tempelanlage. An der Mündung des Shi ho Flusses liegt die 9. Kompanie, 4. Infanterieregiments. Terrassenförmig steigen die Tempel und Tempelchen an und bilden ein reizendes Gesamtbild. In den Tempelhöfen stehen alte Pinien und Akazien. Von den Terrassen hat man einen wunderbaren Blick auf den stillen Shi ho Fluss, in dessen dunklen Wassern sich die Berge spiegeln. Weiden und hohe Pappeln stehen am Ufer; auf den Wiesen grasen Rinder und Maultiere, kleine Laubwälder beleben die Ebene und dazu rauscht das Meer und bricht sich in kleinen Schaumkronen auf dem gelben Strand. Flammend rot versank die Sonne hinter den Bergen, alles mit rotem Licht übergiessend. Im Shi ho Fluss wechselten braune und schwarze Schatten mit dem purpurnen Licht des Himmels und dem Indigoblau der Berge, und dazu rauschte leise der Abendwind in den Gipfeln der alten Pinien, das Meer atmete tief und gleichmässig. Das war einmal wieder ein intimer Genuss! - Wir setzten uns vor den Eingang der mit roten Mauern eingefassten Tempelanlage und genossen unter zwei Akazien weiter den schönen Abend und die Seeluft, bis der Vollmond schliesslich herauf zog und alles mit magischem Licht übergoss. Bilder, die man nicht vergisst, aber auch in ihrer intimen Wirkung nicht schildern kann. Dazu gabs - ganz prosaisch - Bier, Rettiche und Butterbrot. Nun, man kann doch nicht mit knurrendem Magen schwärmen, und Rettiche sind doch auch nicht zu verachten! - Als wir uns frühzeitig zu unserem Schlafraum verfügten, beschien der Mond fahl und blass den alten hölzernen Buddha, welchen profane Hände aus seinem Heiligtum entfernt und neben die Tür gesetzt hatten. Da sass er, überlebensgross wie ein Wächter; Ruhe und unergründliches Schweigen lagen auf dem ernsten Gesicht - ob er wohl über den traurigen Wandel der Zeiten nachdenkt? Ob er aus dem Rauschen der Zypressenkronen über ihm und dem schweren Atmen des nahen Meeres der Welten Schicksal zu ergründen sucht? Er sass schweigend draussen in der lauen Mondnacht, während wir in seinem Heiligtum bald ganz profan um die Wette schnarchten.

Am nächsten Morgen, 3. Juni, ritten wir frühzeitig über Shan hai kwan auf der Kaiserstrasse nach Westen bis Hay yang tshön, dann in die Berge hinein, das Flusstal aufwärts bis zur Grossen Mauer. Die Kaiserstrasse war einst eine grossartige, etwa 20 m breite Strasse nach Peking, zu beiden Seiten mit hohen Weidenbäumen und Pappeln gesäumt. In Abständen von mehreren Kilometern

standen massive viereckige Türme, von denen aus die Wachen, wenn der Kaiser auf Reisen war, Ausschau hielten und andere Reisenden rechtzeitig vom Nahen des Kaisers benachrichtigten. Kleine Wärterhäuser dienten den Strassenwärtern zum Aufenthalt. All dies ist jetzt zerfallen und die Strasse ist ein holperiger, tief eingeschnittener und vom Regen ausgewaschener schmaler Weg. Ein trostloses Bild, wie etwa unsere alten Römerstrassen, nur liegt die Zeit der letzten grossen Kaiser nicht viel mehr als 300 Jahre zurück.

Im Flusstal, durch welches wir bei Hai yang hinauf ritten, lagen die ansehnlichen Dörfer inmitten von Hainen mit Nuss-, Mandel-, Kastanien- und anderen Obstbäumen. Je weiter wir aber hinauf kamen, desto ärmer wurden die Dörfer. Die Bergwände schlossen sich schroffer zusammen, grobes Geröll machte das Reiten unmöglich, und so blieb nichts anderes übrig, als bei glühender Hitze zu Fuss zu gehen und das Rösslein hinter sich her laufen zu lassen. Vielfach begegneten uns Leute mit grossen Lasten von Eichenlaub und Holz auf ihren kleinen Eseln. Der Kampf der Chinesen mit dem Wald wird auch hier mit der Ausrottung des spärlichen Eichen- und Kiefernbestandes enden. - Der Tempel, den wir nach 40 km erreichten, liegt malerisch in einem Wiesengrund. Von den Bergeshöhen schauen ernst die Türme der Grossen Mauer herab. Die Tempelanlagen steigen in Terrassen an einer Bergwand hoch und werden von alten Zypressen beschattet. - Während der Tempelwärter uns den Tee bereitete, gingen wir zur heissen Quelle, die in einem besonderen Hof gelegen ist. Die Quellen selbst sind in zwei runden, etwa mannstiefen kleinen Bassins gefasst, von wo das Wasser in zwei grosse, runde und überdachte Badebassins abfliesst. Rasch auskleiden und hinein in das etwa 35 Grad C heisse Wasser! Das Fleisch schillerte grau-blau im kristallklaren Quell, kleine Luftblasen stiegen vom Boden auf und prickelten am Körper hinauf. Wildbad in China! - Dann haben wird das Geburtskleid zum Trocknen an die Sonne gelegt, hierauf Tee in grossen Mengen getrunken und das mitgebrachte Frühstück verzehrt.

Um 1 Uhr nachmittags traten wir den Rückmarsch nach Pei tai ho an. Zum grössten Teil querfeldein reitend, erreichten wir etwa um 5 Uhr nachmittags Pei tai ho: Eine Tagesleistung von etwa 80 km! Wir waren froh, als wir bei Hauptmann Neumann und der 1. Eisenbahnkompanie gastfreundliche Aufnahme fanden. Unsere Burschen hatten in der Frühe in Shan hai kuan den Zug versäumt und konnten mit dem Gepäck erst am nächsten Tag nachkommen.

Am 4. Juni regnete es dann in Strömen. Es blieb daher nichts anderes übrig, als sich in Pei tai ho auszuruhen und zuzuschauen, wie der Regen in Bindfäden herunter kam. Als es sich nachmittags für kurze Zeit aufhellte, machten wir

einen Ritt an den Strand und besuchten das 2. Bataillon, 6. Infanterieregiments, wo wir erfuhren, dass Oberst Grüber bei der Besatzungsbrigade in China bleiben wird.
Am nächsten Morgen, 5. Juni, Rückreise nach Tong ku. Adieu ihr Bäume, Berge, Wiesen und Täler! Nun sitze ich wieder hier in diesem Jammernest. Wahrscheinlich werden wir erst Ende August als Letzte Chinas Boden verlassen. Der Etappenkommandeur behauptete, er könne die Truppen hier nicht entbehren, Na, das kann ja noch gut werden! Die Sümpfe ringsum stinken schon wie die Pest und Millionen von Mücken brüten darin. Die Mannschaften liegen unerträglich eng beisammen. Wenn es da nur keine Epidemie gibt! Malaria und Typhus haben wir hier bis jetzt noch nicht gehabt, aber wer weiss, was noch kommen wird! Wiederholt sind schon ärztliche Berichte gemacht worden, aber das Korps hält die Sache wohl solange für unbedenklich, bis die Massenerkrankungen wirklich da sind.
Ich werde mich in der nächsten Zeit darum bemühen, unter irgend einem Vorwand nachhause zu kommen. Meine Leute stehen ständig auf Posten und verladen das Gepäck der zurück zu transportierenden Mannschaften. Da bin ich wirklich überflüssig. Kremkow hat sich zur rechten Zeit den Arm verstaucht und geht mit dem nächsten Transport nachhause. Ich hoffe, ihm bald nachzufolgen.

Etappe bis zum Abschied

6. Juni. Nun ists offiziell! Das Alliierte Expeditionskorps wird aufgelöst, nur eine Besatzungsbrigade bleibt hier in China. Endlich, endlich, ein Ende dieses langweiligen Feldzugs! Der Feldmarschall von Waldersee hat bereits am 4. Juni China verlassen. Er soll gut ausgesehen haben. Ich war derweilen auf der 5-tägigen Tour nach Shan hai kuan abwesend.

11. Juni. Hier steht alles im Zeichen der Auflösung. Die Sonne meint es so gut, dass die Menschen bei täglich 32 Grad bis 36 Grad C im Schatten fast zerfliessen. Nur durch ein Minimum von Kleidung (natürlich nur innerhalb der 4 Wände) sowie absolute Ruhe lässt sich der völligen Auflösung einigermassen widerstehen. - Das Deutsche Ostasiatische Expeditionskorps hat sich ebenfalls nach ruhmreicher Tätigkeit aufgelöst - allerdings wohl kaum infolge der Hitze, als vielmehr auf den Druck des Parlaments und der fremden Mächte hin. Täglich gehen Transporte nach Hause. Was aber ist durch die ganze China-Expedition eigentlich erreicht worden? Die Belgier haben, ohne einen einzigen Soldaten zu schicken, grosse Konzessionen für den Eisenbahnbau erworben; die Russen haben, trotz aller Proteste, die Kontrolle über die Mandschurei erhalten - und wir, wir haben Ideale!
Von meiner Batterie bleibt Oberleutnant Zehlicke mit 2 Geschützen bei der Gesandtschaftswache in Peking. Im übrigen ist das Bataillon nur noch ein Rudiment: Sämtliche Zahlmeister und Zahlmeisteraspiranten sind versetzt; Wieprecht und ich haben eine Kasse mit mehreren Tausend Dollar und ein Hauptkassenbuch mit über 20 Konten noch rasch vom Zahlmeister übernehmen müssen. Da keiner von uns beiden das Zahlmeistergeschäft versteht, bleibt die Kasse bis auf weiteres geschlossen! Offiziere und Mannschaften können zunächst sehen, wo sie anderweitig ihr Geld her bekommen. Fast alle Offiziere und Mannschaften sind nun im Dienst der Etappe und zur Einschiffungskommission abkommandiert. Einsam und allein steht der Batterieführer da und wartet das Ende der Dinge ab.
Kremkow ist unlängst mit dem Wagen gestürzt, hat den rechten Arm verstaucht und darauf hin die Bitte gestellt, mit dem Postdampfer nach Hause fahren zu dürfen. Das wohlwollende Korpskommando hat ihn aber zum Kranken-

und Gefangenentransport auf der Alesia eingeteilt, wo er die grosse Bequemlichkeit geniessen darf, sich mit 23 Offizieren ganze 10 Kabinen zu teilen. Gestern abend ist Kremkow tief betrübt abgereist. - Mein kleiner Leutnant M. hat auch viel Pech: Er wurde von durchgehenden Wagenpferden umgerannt und liegt nun mit einem Bluterguss und Muskelzerrung zu Bett. - Leider ist gestern bei meinen Mannschaften ein erster Fall von Ruhr aufgetreten. Hoffentlich tritt diese Krankheit nun nicht häufiger auf!

15. Juni. Die Besatzungstruppen, die hier bleiben, sind am 10. Juni formiert worden. Graf Mongelas erhält den Befehl über die Gesandtschaftswache in Peking; im übrigen bleibt eine Brigade zu 3 Infanterieregimentern nebst Kavallerie, Artillerie usw. hier in China. - Ich habe um Entbindung vom Rücktransport und um einen 3-monatigen Urlaub nach Japan und Amerika nachgesucht, habe aber wenig Hoffnung, ihn auch zu erhalten.

17. Juni. Will froh sein, wenn ich hier meine Leute gut durch den Sommer bringe. Habe jetzt schon 3 Erkrankungen an Ruhr; hoffentlich ists nun Schluss. Die Leute erhalten ab sofort täglich vom Proviantamt 1/4 Liter Rotwein; ausserdem habe ich Fässer mit Tee und Limonade aufstellen und abends warme Kost verabreichen lassen, damit die Kerle sich ja nicht den Magen verderben oder sich erkälten. Aber trotz aller Fürsorge kann man nicht verhindern, dass Einzelne von irgendwelchen Händlern unreifes Obst kaufen. Soldaten sind wie kleine Kinder: Das Verbotene reizt und ein schlechtes Essen, beim Händler gekauft, schmeckt dem Kerl einfach besser als das billige und gute Essen in der Kantine.

19. Juni. Gestern Abend ist unser Stabsarzt Dr. Beck (mein Kabinengenosse auf der Ausreise) abgefahren, um sich auf der Gera einzuschiffen, mit der auch das Oberkommando nach Hause fährt. Nun lichtet sich der Kreis der näheren Bekannten immer mehr. Bald wird nur noch ein armseliges Häuflein übrig sein. Nun, noch 2 Monate, dann hat auch meine Stunde hier geschlagen!

22. Juni. Nach der jetzt vorliegenden Transportübersicht werden wir als die Letzten - Ende August - China verlassen. Das kann noch gut werden! Fliegen und Moskitos gibts schon zu Milliarden; ausserdem haben wir hier die reine Treibhaustemperatur. Besonders nach einem Regen ists das reine Dampfschwitzbad. Die Sümpfe ringsum verpesten die Luft. Da habe ich nun ganze

Tonnen Petroleum hinein giessen lassen, um das Ungeziefer zu vernichten. Sonnendächer gibts immer noch nicht, trotz der gewaltigen Hitze, da Major Serno meint, unsere Leute hätten das nicht notwendig; erst müssten die Quartiere der hier durchreisenden Mannschaften mit Sonnendächern versehen werden. Er hat ja zum Teil Recht, denn die Mehrzahl meiner Mannschaft ist ohnehin tagsüber nicht zu Hause. Hätte man nur seinen Urlaub, dann könnte man sich die trostlose Wartezeit verkürzen! - Major Borkenhagen ist gestern aus Japan zurückgekehrt, nachdem er telegraphisch vom Korps zurück gerufen worden war; kein Mensch weiss, warum. Er ist mit seiner Gesundheit gar nicht zufrieden, denn sein Herzleiden ist nicht besser geworden, weshalb er bald nach Hause fahren möchte. Nach seinen Schilderungen muss Japan entzükkend sein. Wer doch nur auch einmal dorthin kommen könnte!

23. Juni. Hier ist jeder darüber verärgert, dass wir bis zum Schluss dasitzen müssen, um den anderen ihr Gepäck einzuladen. So hat unsere Tätigkeit in China von Anfang bis zu Ende nur darin bestanden, als Arbeitertruppe am Hafen zu wirken. Und dazu noch diese scheussliche Gegend. Von allen Truppen in China haben wir so ziemlich das gemeinste Los gehabt! Und dabei wird das Bataillon vom Korps anscheinend absichtlich schlecht behandelt, weil unser Kremkow sich den Orden Pourlemérite erworben hat, und diese Auszeichnung allgemein den Neid der anderen Regimenter erregt. Kindisch! Uns fehlt dort eben die Vertretung im Oberkommando! Darum macht dort jeder mit uns, was er will. Beim Oberkommando gabs zwar einen alten Oberst a. D. von der Fussartillerie, welcher schon früher einmal in China gewesen war; er verdiente sich beim Oberkommando infolge seiner Schwatzhaftigkeit den Namen „Märchentante" und wurde bald nach Pai ting fu als Präfekt abgeschoben. Ein solcher Vertreter hat natürlich den Interessen der Fussartillerie nichts genützt. Beim Korpskommando waren schliesslich alle Waffen vertreten - mit Ausnahme der Fussartillerie; dort aber wäre ein Vertreter unbedingt nötig gewesen, um den verschiedenen missgünstigen Gegenströmungen entgegen arbeiten zu können. Wie im Frieden, so auch im Krieg: Jeder schaut die jung aufstrebende Waffe missgünstig an und gönnt ihr keinen Platz an der Sonne. So ist unser Bataillon auch mit Ordensauszeichnungen so schlecht wie nur denkbar bedacht worden: Lediglich die Batterie Kremkow hat endlich das erhalten, was man ihr füglich nicht versagen konnte. Sonst nichts! Nicht einmal der Major bekommt etwas und der hat sich doch im Etappendienst redlich geplagt. Und Urlaub! Du mein Gott, wir sind schon so an diese traurige Gegend gewöhnt,

dass es uns nur schaden könnte, wenn einer von uns sich in einer anständigeren Gegend etwas umschauen würde; er könnte Vergleiche an stellen und das würde auf seinen Gemütszustand zu deprimierend wirken. Drum: besser kein Urlaub! Der Teufel hole China!

28. Juni. Ko ku. Eine chinesische Hinrichtung. Das ist doch einmal wieder eine Abwechslung in unserem öden Leben hier! Die Hinrichtung fand in Ko ku statt, einige Kilometer Pei ho aufwärts. Dort hatte man einen Flussräuber und einen Mörder gefangen. Mitleid mit solchen Verbrechern wäre übel angebracht; ausserdem gibts hier soviel Gesindel, dass es wohl auf einen mehr oder weniger nicht ankommt. - Leutnant Tänner von der provisorischen Regierung in Taku hatte uns ein geladen, mit dem Regierungsboot nach Ko ku zu fahren. Auf dem Vorderteil der kleinen Pinasse lagen die beiden Verbrecher mit gefesselten Händen. Japanische und deutsche Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr standen dabei. Der chinesische Scharfrichter von Tientsin vervollständigte die Gesellschaft. Seine beiden Knechte hatten Wergschnüre in den Händen und trugen offen, ohne Scheide, je ein kurzes Schwert. Die Fahrt nach Ko ku dauerte 2 Stunden. Während dieser langen Fahrt ständig den Scharfrichter und die beiden Schwerter vor Augen zu haben, das muss, selbst für den stumpfesten Menschen, eine Greuel sein. Er kann sich das Schwert ja genau betrachten, die Schneide zieht seinen Blick an wie ein Magnet. In wenigen Stunden wird dieses Schwert seinem Leben ein Ende machen. Ob es wohl scharf und sicher trifft? - Auf dem rückwärtigen Teil der Pinasse nahmen die Offiziere Platz, durch den Aufbau für Maschine und Kabinen von der übrigen Gesellschaft vollständig getrennt.
In Ko ku stiegen wir an Land. Die Verbrecher wurden von chinesische Polizisten in Empfang genommen. Eine grosse hölzerne Tafel wurde voraus getragen, auf welcher Name, Verbrechen und Strafe verzeichnet waren. So gings durch die engen Gassen, dicht umdrängt vom neugierigen Volk, bis zum Gerichts-Yamen. Die Verbrecher knieten im Hofe nieder, der chinesische Richter, dick und feist, trat aus der Tür und sprach einige Worte. Dann kam ein Kuli mit einer Flasche Reisschnaps und einer Schüssel und bot jedem der Delinquenten zu trinken an. Doch beide verschmähten den Henkerstrunk. Die Kerle waren anscheinend vollkommen ruhig: kein Wort, keine Klage, kein Aufbäumen. Man möchte sie bewundern ob ihrer Ruhe. Nun ja, der Tod kann ihnen nur Erlösung bringen von einem mühseligen Leben. Ruhig standen sie auf und dann gings zur Richtstätte ausserhalb des Ortes. Auf freiem Feld wa-

ren zwei Gruben nebeneinander gegraben. Die beiden knieten davor nieder. Dann zog der Scharfrichter jedem den Kittel aus; ein Knecht ergriff den Kopf des einen Verbrechers, schleifte ihm eine Schlinge durch den Mund und über die Ohren und zog den Kopf nach vorwärts, der zweite Knecht zog an den Schultern nach rückwärts. Der Scharfrichter nahm das Schwert mit beiden Händen, zielte und schlug zu. Ein Kopf rollte zu Boden; ein dicker Blutquell schoss mit hörbarem Geräusch aus dem Rumpf empor, dann sank auch der Rumpf hin. Der zweite Verbrecher kniete unterdes dicht daneben. Welche Gedanken mögen bei diesem Anblick sein Hirn durchjagt haben! Nun dieselbe Prozedur auch bei ihm. Doch der erste Hieb war schlecht; noch einmal musste der Scharfrichter zuschlagen, dann rollte auch hier der Kopf zu Boden. Der Scharfrichter wischte gelassen das blutige Schwert an den Kadavern ab, Kulis packten jeden Rumpf in eine Strohmatte, legten den dazu gehörigen Kopf bei, damit der Kerl im Jenseits wieder seinen Kopf hat; schliesslich schaufelten sie die Gräber zu. - Hunderte von Chinesen hatten aus der Ferne zugeschaut; nun ging alles wieder nach Hause, als ob nichts passiert wäre. Der Scharfrichter aber empfing als Lohn pro Kopf 4 Mark. Menschen sind hier billig! Und die unsterblichen Seelen? Ich muss lachen über diesen Grössenwahn der Menschen; ist er denn nicht viel anderes als eine Art von Tier? Die guten und schlechten Taten, in denen der Mensch nach dem Tode weiter wirkt, das ist das Einzige, was ihn überlebt.
Der Tag war heiss. Mit dem Regierungsboot gings nun wieder Fluss abwärts nach Taku. An der in Sin ho von Leutnant Kayser von der provisorischen Regierung bezogenen Villa wurde ein Halt gemacht. Rasch war im kühlen Schatten der Bäume ein Frühstück hergerichtet und bei gutem Sekt wurde die Unterhaltung bald animiert. - Nächste Woche möchte ich eine Exkursion nach Tshi fu und Port Arthur unternehmen, um auch die Gegend kennen zu lernen.

2. Juli. Es ist jetzt bestimmt, dass meine Batterie am 27. August mit der Crefeld zurück geht und voraussichtlich am 15. Oktober in Bremerhaven eintrifft. - Die Hitze ist so gross, dass man von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends am besten im Geburtskleid zu Hause ruhig in einem Stuhl liegen bleibt. Abends bleibt man natürlich um so länger auf, um die kühle Seeluft zu geniessen.

7. Juli. Neues passiert nun nicht mehr! Es ist drückend heiss und schwül; faul wälzt man sich vom Morgen bis Abend auf einem longchair. - Die Crefeld hat auf ihrer letzten Fahrt von hier nach Schanghai auf dem Wusung-Fluss eine

starke Havarie erlitten, als sie von einem englischen Schiff angerempelt wurde. Wenn die Reparatur zu lange dauert, dann werden wir wohl mit einem anderen Schiff nach Hause befördert werden!
Unlängst schwammen im Pei ho Tausende von faulen Äpfeln. Nicht etwa, dass die Chinesen nach uns mit solchen Geschossen geworfen hätten wie im Volkstheater; denn die Vorstellung, welche die Chinesen gegeben haben, war doch hervorragend. Aber die Intendantur! Ja, diese Intendantur! Da kommt Anfang März eine ganze Schiffsladung Äpfel als Liebesgabe für die Truppen an; alles fein säuberlich in Kisten verpackt. Der normale Mensch glaubt nun, dass Äpfel zum Essen da sind. Weit gefehlt! Nein! Äpfel sind da: 1. um in allen möglichen Büchern verbucht zu werden; 2. um in einem Schuppen genau aufgestapelt zu werden; 3. um von Posten bewacht zu werden. - Unglücklicherweise hatten die Äpfel nicht das erforderliche Verständnis für die hohe Weisheit der Intendantur, auch nicht die Ruhe, um die Ereignisse abzuwarten. Es wurde ihnen einfach zu langweilig im dunklen Schuppen, und so begannen sie zu faulen, immer mehr, bis sie ihren verfehlten Zweck zum Himmel stanken. Da kamen endlich im Juli Männer und warfen sie in den Pei ho Fluss.

12. Juli. Seit etwa 8 Tagen ists hier fast unerträglich: Während der Nächte unausgesetzt schwere Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen, bei Tag schwüle Hitze: Durch unsere Lehmdächer tropft der Regen; die Stubenböden sind überschwemmt; die Betten werden notdürftig durch ausgespannte Zeltleinwand geschützt. Im übrigen hat jetzt Tong ku Ähnlichkeit mit Venedig: Die Sümpfe rund herum sind zu Seen geworden; die Wege und Plätze haben sich in Kanäle verwandelt, in deren schmutzig gelbem Wasser sich die Hütten spiegeln.
Heute ist die chinesische Sühnegesandtschaft hier eingetroffen, um sich zu einem Besuch beim deutschen Kaiser in Berlin einzuschiffen. Ich musste die Ehrenkompanie stellen. Der Prinz Tschun II. (*Chun*), etwa 29 Jahre alt und ein kleiner, schmächtiger Bursche, reist unter Führung des Obersten a.D. Richter mit Gefolge von etwa 40 hohen chinesischen Würdenträgern. Auf dem Dampfer An ping, der die Gesellschaft nach Schanghai bringt, wurde ein Empfang gegeben, bei dem sich einzelne unserer Herren in zuvorkommender Unterwürfigkeit hervor taten. Imponierend sahen die hohen Chinesen zwar alle nicht aus, ich war jedoch erstaunt, sie fast durchweg englisch und deutsch sprechen zu hören. - Nun aber die grösste Neuigkeit: Was ich kaum mehr zu erwarten gewagt hatte, ist doch eingetroffen: Ich habe für die Rückreise einen 3-monatigen Urlaub nach Japan und Amerika erhalten. Hurrah!

16. Juli. Heute haben wir wieder einen Mann der Batterie beerdigt. Unfall über Unfall! Natürlich wieder in dem unglückseligen Pei tang Fort! Das ganze Fort ist zwar nur noch ein Trümmerhaufen, aber weil noch eine Stange mit einem schwarz-weiss-roten Tuchfetzen dort steckt, muss auch noch ein Posten dort stehen. In der Nacht vom Freitag auf Samstag war der Sergeant Reckeschad im Pei tang Fort Wachhabender. Da es ihm im Wachlokal zu heiss wurde, ging er auf den Wall, wickelte sich in seine Lagerdecke ein und legte sich dort schlafen, ohne dem Posten etwas zu sagen. In der pechfinsteren Nacht stiess nun der patrouillierende Posten auf dem Wall plötzlich an einen weichen Körper am Boden. Voll Angst und Schrecken schrie der Posten: „Wer ist da?" Nichts rührte sich. Nun gab er dem Körper einen Tritt und rief nochmals: „Wer ist da?" Da erst taumelte plötzlich die schlaftrunkene Gestalt in die Höhe. Der Posten aber glaubte, es ginge ihm ans Leben und schoss. Zu spät wurde der Irrtum aufgeklärt. R. war tödlich getroffen; noch Stunden musste der Ärmste leiden. Die Kugel war in den Unterleib gedrungen und hatte Darm und Nieren verletzt. Wieder ein braver Soldat weniger! Die armen Eltern und die arme Braut!
Wie ich da am Grab stand und mir den Jammer und Schmerz der Überlebenden zu Hause vor stellte, da trat mir wieder einmal unmittelbar vor die Seele, wie töricht doch die Menschen sind, die sich das kurze Dasein gegenseitig verbittern. Das Leben ist zu kurz, um es nicht durch Liebe und Duldung ganz auszufüllen. Jedes Versäumnis darin wird angesichts des Todes zum schweren Vorwurf; jeder lieblose Gedanke zur quälenden Geissel:

„Nichts ist dem Mensch so eigen,
nichts stehet so ihm an,
als dass er Lieb erzeugen
und Treue halten kann".

Am 14. Juli feierten die Franzosen ihr Nationalfest. Ihr Parademarsch war recht mässig: Keine Strammheit, keine Schneid! - Gestern kam der Befehl, dass die 1. Batterie mit dem Dampfer Neckar, die 2. Batterie mit der Silvia schon am 16. August abtransportiert werden. Gottlob kommt der Tag der Abreise näher!
Nun noch eine hübsche Geschichte, die der Etappenkommandeur von Shan hai kuan unlängst erzählte und deren Wahrheit er verbürgte: Er hatte in diesem Winter nach einem chinesischen Diener gefahndet, welcher sich hatte Betrüge-

reien zu Schulden kommen lassen und entlaufen war. Da sass er nun einmal eines Mittags gemütlich mit verschiedenen Herren beim Glas Wein. Die Gesellschaft war vom Pokulieren schon ziemlich angeheitert. Plötzlich kam die Ordonnanz herein und meldete: „Herr Hauptmann, der chinesische Direktor ist da". Der Hauptmann jedoch hörte nicht genau hin und dachte nur: „Endlich haben wir den Schlingel!" und befahl ohne weitere Überlegung: „Zunächst dem Kerl 25 Hiebe aufzählen und dann einsperren!" So geschahs denn auch; aber der Chinese bat mit schmerzendem Hintern, dennoch den Hauptmann sprechen zu dürfen. Dies wurde ihm endlich auch gewährt. Demütig kam er herein und überbrachte - eine Einladung zum Mittagessen für den nächsten Tag. Der Chinese war einer der Direktoren der nächst liegenden Bergwerke, der sich die Ehre geben wollte, die Herren bei sich zu Gast zu sehen. Die Einladung wurde denn auch unter vielen Entschuldigungen und zugleich grosser Heiterkeit angenommen und sie soll in animierter Stimmung verlaufen sein. Wenn dieser Chinese einmal ein Buch über deutsche Sitten schreiben sollte, so wird es wohl heissen: „Die Deutschen sind ein barbarisch Volk. Man hüte sich besonders, sie einzuladen; denn sie pflegen vorher den Gastgeber durchzuprügeln."

26. Juli. Voraussichtlich werde ich schon am 12. August abreisen. Ich beabsichtige etwa 4 Wochen in Japan zu bleiben und Touren in das Innere des Landes und eine Besteigung des Fuji Yama. zu unternehmen. Danach werde ich die schönen braunen Damen von Honolulu besuchen; hierauf 4 Wochen durch Nordamerika reisen mit San Franzisko, Grand Canon, Yosemite Tal, Rocky Mountains, Yellowstone Park, Mormonenstadt mit Salzsee, Niagarafälle, New York. Von da über London und Hamburg nach Berlin, wo ich mich wieder melden muss. Ich freue mich wie ein Kind auf diese Reise!

(27. Juli, 4 Zeilen gestrichen)

4. August. Habe jetzt noch viel zu tun mit den Vorbereitungen für meine Reise und gleichzeitig mit den Vorbereitungen für den Abtransport der Batterie, voraussichtlich schon am 12. des Monats. - Eine grosse Sorge ist mir noch das Bier, das ich im Mai bei der Thomasbrauerei in München bestellt hatte: etwa 18.000 Flaschen im Wert von 9.000 Mark. Habe dies Bier zwar schon an hier bleibende Truppenteile verkauft, aber die Sendung ist noch gar nicht in Sicht und kommt auch bis zu unserem Abtransport nicht mehr an.- Seit 8 Tagen regnet es unausgesetzt, sodass mein Schlafzimmer gänzlich überschwemmt ist:

Mein Bett habe ich im Wohnzimmer unter dem Tisch aufgeschlagen; über dem Tisch ist eine Zeltleinwand ausgebreitet; ich finde nirgends mehr Platz, um meine nassen Sachen zu trocknen; überall tropft es durch. In der Kammer meiner Burschen ist die durchgeweichte Zimmerdecke bereits durchgebrochen. Am unangenehmsten sind die Ratten, welche sich bei dieser Überschwemmung in die Zimmer flüchten und nachts keine Ruhe geben. Habe mir heute Nacht vergebens mit dem Säbel Ruhe zu verschaffen versucht.

11. August. Alles ist bereit! Morgen 8 Uhr vormittags reise ich ab nach Japan. China Ade! Das Scheiden tut nicht weh!

(Ende des dritten Tagebuchhefts)

Kaiserlicher Dank für die Teilnahme an der China-Expedition. Privatarchiv Fehl

Zur Herausgabe des Tagebuchs

Das 1900 - 1901 während der „Deutschen China-Expedition" - so die offizielle Bezeichnung - handgeschriebene Tagebuch des damaligen Hauptmanns und späteren Generalmajors Julius Fehl liegt in drei schwarz gebundenen Tagebuchheften vor. Der handgeschriebene Titel lautet: „Expedition nach China 1900 - 1901". Als Anlagen sind dem handgeschriebenen Tagebuch einige Zeichnungen des Verfassers, Messtischkarten, Zeitungsausrisse etc. beigefügt. Es fehlt leider die mehrbändige, den Tagebüchern zugeordnete Sammlung von Fotografien, die der Verfasser während der Expedition in China zusammen getragen hatte: Postkarten von Städten, Bauten, militärischen Anlagen, Landschaften, vom städtischen Leben und von offiziellen Hinrichtungen; aber auch Gruppenfotografien, die während des Chinaaufenthaltes entstanden waren; aus seiner Kinderzeit kann sich der Herausgeber noch gut an diese umfangreiche Fotosammlung erinnern. Sie ist indes in den Wirren der Nachkriegszeit, insbesondere bei der Besetzung des elterlichen Hauses durch die US-Streitkräfte (1946-1954) in Heidelberg-Schlierbach ebenso verschwunden, wie die Sammlerstücke, die der Tagebuchschreiber aus China mitgebracht hatte.

Der handgeschriebene Text wurde von uns zunächst transskribiert, also in Druckschrift umgesetzt und gleichzeitig in eine digital reproduzierbare Form gebracht. Dabei war zu beachten, dass der Text in grossen Teilen in deutscher Schrift (Sütterlin) geschrieben war, stellenweise aber auch in lateinischer Schrift; so vor allem Fremdworte und Eigennamen, aber auch ganze Textpassagen. Beim Transskribieren wurde diesen Wechsel der Schriftform nicht beibehalten.

Ferner fiel die Abfassung des Tagebuchs in die Zeit der Rechtschreibreform von 1900, die uneinheitlich vom Tagebuchschreiber gehandhabt wurde: So heisst es bei ihm mal Brod, Thür und Thaten; dann wieder Brot, Tür und Taten; oder: das ´Schluss-S´ schrieb er manchmal mit ´hs´ (wie: dahs), manchmal mit ´ß´ (wie: daß). Dergleichen Uneinheitlichkeit haben wir, der besseren Lesbarkeit halber, beim Transskribieren einheitlich an die neue Rechtschreibung

von 1999 angepasst, wozu unter anderem auch der Wegfall des ´ß´ und sein Ersatz durch ein doppeltes ´S´ (wie: dass) gehört.

Dort, wo der Tagebuchschreiber Begriffe verwendet, die nicht gemeinhin bekannt sind, haben wir eine kursive Kurzerläuterung in Klammern hinter dem Wort angefügt (z.B.: Käsch *(chinesische Kleinmünze)). Wo sich ein Name oder ein Wort im handgeschriebenen Text des Tagebuchschreibers nicht mit Sicherheit entziffern liess, haben wir in Klammern ein kursives Fragezeichen angefügt (?). Dem gegenüber sind die zuweilen vom Tagebuchschreiber selbst in Klammern beigefügten eigenen Kommentare in nicht-kursiver Schrift belassen.*

Der Tagebuchschreiber gebrauchte viele Abkürzungen, wie sie damals bei handschriftlichem Text üblich waren: ´schw.´ für schwer, ´ht.´ für heute etc.; hierzu gehört u.a. auch die häufige Verwendung des ´überstrichenen M´, das für ein ´doppeltes M´ stand (wie: ´Himel´ statt ´Himmel´). Hinzu kamen die beim Militär damals, und z.T. noch heute, üblichen offiziellen Abkürzungen, wie beispielsweise ´Offz.´ für Offizier oder ´Rgt.´ für Regiment. Alle derartigen Abkürzungen haben wir aufgelöst und in Worten voll ausgeschrieben.
Die für die Zeit charakteristische knappe Offizierssprache mit ihren verstümmelten Sätzen, in denen weg gelassen ist, was nicht unbedingt notwendig erschien - z.B. das dem Tagebuchschreiber selbstverständliche Subjekt und das leichtgewichtige Hilfsverb: „Heute Tientsin gewesen" oder „6 Uhr Ankunft Peking" -, haben wir beim Transskribieren in Volldeutsch übersetzt, wo uns die Verständlichkeit für heutige Leser nicht mehr recht gegeben schien: „(Ich) bin heute in Tientsin gewesen" oder „Wir kamen um 6 Uhr in Peking an".

Der vom Tagebuchschreiber dezent gepflegte süddeutsche Dialekt (teils pfälzisch, teils bayerisch), der sich ganz selbstverständlich in Satzbau, Wortwahl und Zusammenziehungen nieder schlug, wurde dagegen beibehalten, auch wenns (= wenn es) dem norddeutschen Ohr befremdlich klingen mag.

Ebenfalls beibehalten haben wir den häufige Wechsel der Tempi zwischen Gegenwarts- und Vergangenheitsform. Da er sein Tagebuch meist am Abend eines Tages, häufig auch erst mehrere Tage, ja Wochen später zu führen pflegte, wäre durchgehend die Vergangenheitsform angebracht gewesen. In seiner Wahl der Gegenwartsform spiegelt sich jedoch immer wieder sein erhöhtes

aktuelles Interesse am Erlebten, sodass es uns angebracht schien, die Tempi so zu belassen, wie wir sie vorfanden.

Da der Tagebuchschreiber bei den Namen von Orten, Provinzen, Flüssen und Bergen die Schreibweise uneinheitlich verwendet und uns auch die Entzifferung oft Schwierigkeiten bereitet hat, haben wir diese Namen so geschrieben, wie wir sie in den zeitgenössischen offiziellen deutschen Karten „zum Kriegsschauplatz in China" vorgefunden haben. Im Anhang haben wir für die bedeutenderen der im Text erwähnten Orte etc. eine Tabelle der unterschiedlichen Schreibweise u.a. auch in dem seit 1979 offiziellen Pinyin angefügt.

Beim Umbruch war es erforderlich, den Text zeilenweise so einzukürzen, dass er in den vorgegebenen Satzspiegel hinein passte; wir haben uns dabei auf das Notwendigste beschränkt und bemüht, den Sinn nicht zu entstellen.

Schliesslich haben wir im Tagebuch an zwei Stellen ganze Tageseintragungen weggelassen: Einmal dort, wo sich der Tagebuchschreiber bei der Hinreise zum wiederholten Mal über die unendliche Langeweile und Öde der 7-wöchigen Seefahrt auf einem mit Soldaten vollgestopften Passagierdampfer auslässt; ferner dort, wo ihm im Frühjahr 1901 die aussichtslose Trostlosigkeit des mehrmonatigen Etappenaufenthaltes in den Salzsümpfen von Tong ku auf die Nerven geht. Die Daten der weggelassenen Tageseintragungen haben wir vermerkt. Wir meinen, dass die verbliebenen Tagebucheintragungen sowohl der Seereise, als auch des Etappenaufenthaltes dem Leser noch immer genug an Langeweile zu vermitteln vermögen - eine Langeweile, die im Übrigen stellvertretend steht für alle in den Monaten zwischen Herbst 1900 und Sommer 1901 in China stationierten alliierten Truppen; ein wenig glücklicher war nur, wer in Peking war.

Den Text des Tagebuchs haben wir unter Beibehaltung des chronologischen Ablaufs in thematische Kapitel gegliedert, um ihn übersichtlicher zu gestalten; die Überschriften der Kapitel wurden von uns eingefügt. Das eher zufällige Ende des einen und der Neuanfang eines anderen Tagebuchhefts in chronologischer Reihe haben wir im Text vermerkt.

Aus dem handschriftlichen Tagebuch haben wir eine handschriftliche Seite und zwei der im Tagebuch enthaltenen Zeichnungen des Tagebuchschreibers re-

produziert und beigefügt; ferner die folgenden, dem Tagebuch lose beigefügten zeitgenössischen Anlagen, sofern sie reproduzierbar waren: u.a. einen Ausschnitt aus der offiziellen deutschen Übersichtskarte des „Kriegsschauplatzes der deutschen Truppen in China" und zwei Ausschnitte aus einer Generalstabskarte des „Kriegsschauplatzes in China".

Mit unserem dem Tagebuch vorangestellten, mit einem Fragezeichen (statt einem Ausrufezeichen) versehenen Titel, soll auf die seit 1901 massgeblich veränderte Einschätzung der ursprünglich hurra-patriotischen wilhelminischen Kolonial-Unternehmung „Boxerkrieg" verwiesen werden: „The Germans to the Front? Mit einer Batterie schwerer Haubitzen im „Boxerkrieg". Nach Ankunft der deutschen Truppen gab es ja weder eine „front", noch eine besondere kriegerische Aufgabe für die „Germans", noch überhaupt einen „Krieg".

Als unseren Kommentar zum Wirken und Walten des deutschen Expeditions-Corps in China stellen wir dem Tagebuch das Gedicht des chinesischen Dichters Bai Juyi aus dem 9. Jahrhundert voran, das eine uralte Leidensgeschichte der Zivilbevölkerung beleuchtet.

Abschliessend sei darauf hingewiesen, dass im gesamten Band durchgehend durch die Art der Schrift unterschieden wird:
*1. der Originaltext des Julius Fehl: in ´*nicht-kursiver Times*´;*
2. die Hinzufügungen der Herausgeber, wie etwa die in Klammern gestellten Kurzerläuterungen im Text des Tagebuchschreibers, die Abbildungstexte, die Überschriften der Kapitel, sonstige Anmerkungen oder Hinweise für den Leser: in ´kursiver Times´;
*3. die rein technischen Hinweise: in ´*nicht-kursiver Helvetica*´.*

G.F./ R.F

Historischer Rahmen zum Tagebuch

Von der „militärischen Intervention" in China 1900, von den sich darum herum rankenden politischen Auseinandersetzungen zwischen den acht Kolonialmächten Deutschland, England, Frankreich, Italien, Japan, Österreich, Russland und USA mit dem Kaiserreich China und schliesslich gar von dem unrühmlichen Nachspiel zwischen Herbst 1900 und Sommer 1901, in welche das hier vorgelegte Tagebuch eingebunden ist, sind bis heute nur noch wenige Schlagworte in der öffentlichen Erinnerung geblieben, wie z.B. „Boxerkrieg", „Germans to the front!", „Marsch auf Peking". Einige jüngere Veröffentlichungen, ferner die im Deutschen Historischen Museum in Berlin 1998 gezeigte Ausstellung zu Tsingtau, und auch die aktuelle wirtschaftliche und politische Annäherung an China haben das Interesse an der nun hundert Jahre zurückliegenden kolonialen Auseinandersetzung wieder ein wenig aufleben lassen; auch laden derzeit einige lehrreiche Ähnlichkeiten mit der aktuellen „militärischen Intervention" der USA in Afghanistan zum Vergleich ein.
Einerseits zum Verständnis dessen, was hinter den Schlagworten stand, andererseits zur erleichterten Einordnung dessen, was im Tagebuch beschrieben und erwähnt ist, erschien es den Herausgebern angebracht, aus der neueren Literatur - siehe das angefügte Literaturverzeichnis - einen historischen Rahmen zusammen zu stellen, der die Annexionspolitik der genannten Kolonialmächte knapp umreisst, kurz auf die internen Konflikte innerhalb der chinesischen kaiserlichen Regierung und auf die Boxerbewegung eingeht und schliesslich die wichtigsten Ereignisse skizziert, die zur militärischen Intervention, zu ihrer Eskalation und anschliessend ihrer politischen Lösung führten.

1. Zur Annexionspolitik der Kolonialmächte in China:
China, ein riesiges und volkreiches Land, verfügt über wertvolle Bodenschätze und lockte schon im 19. Jahrhundert mit deren Ausbeutung und mit seinem grossen Markt für westliche Industrieprodukte; es war zugleich ein friedliches Land, das sich seit Jahrhunderten keiner nennenswerten Kriegstradition rühmen konnte und auch im 19. Jahrhundert nur über ein wenig schlagkräftiges Heer verfügte. In seinen Traditionen befangen, war China in fast jeder Hinsicht rückständig, verglichen mit den Kolonialmächten, und galt diesen daher als ein

„morsches System" - wirtschaftlich gesprochen: als ein „Übernahmekandidat". Die chinesische kaiserliche Regierung indes war stolz auf die den Kolonialmächten als überlegen angesehene, mehr als 3000-jährige Kultur und äusserst argwöhnisch gegenüber allem Fremden, vor allem bei der Hergabe von Land und strategischen Positionen; die chinesische Regierung war also kein Verhandlungspartner, mit dem leicht Einigkeit über Handelszugang oder gar die Einrichtung von Marinestützpunkten zu erzielen war, wie sein hartes Feilschen mit den Kolonialmächten um deren sogenannte Handelsniederlassungen bewies. Solange Vertragsverhandlungen auf Regierungsebene geführt wurden, agierten beide Seiten im Rahmen des anerkannten Völkerrechts; den Nachbarn Russland und Japan und den nach Kolonialbesitz im fernen Asien strebenden europäischen Nationen schien jedoch der Zugriff auf die lohnende Beute einer Kolonie leichter und schneller unter Missachtung des Völkerrecht zum Ziel zu führen, also auf dem Weg militärisch gestützter Annexion statt über Verhandlungen; zumindest schien es ihnen zweckmässig, die Verhandlungen durch gewaltsame Aneignung vorzubereiten und so auf die Grundlage vollendeter Tatsachen zu stellen: Mit Dreistigkeit griffen die Kolonialmächte also seit Mitte des 19. Jahrhunderts in China zu und annektierten das ihnen für Handels- und Marinestützpunkte geeignet erscheinende Land an den Küsten. Zur militärischen Kontrolle des viel versprechenden und von vielen umworbenen asiatischen Seeraumes zwischen China, Philippinen und Japan entsandten die bedeutenderen Kolonialländer ständige Marineflotten dorthin - auch Deutschland, das „den Platz an der Sonne" als junge Seekriegsmacht nicht verpassen wollte; eine ständige Flotte fern der Heimat aber benötigte dauerhafte Flottenstützpunkte.
Einige kleinere, schon im 16. Jahrhundert durch Verhandlungen gewonnene Handelsstützpunkte z.B. der Portugiesen, bestanden schon lange, ehe die Engländer 1840-42 anlässlich des „Opiumkriegs" einen ersten Raubzug in China wagten; Hong Kong war u.a. ihre Beute; 1856-60 führten die Franzosen und Engländer gemeinsam den „Zweiten Opiumkrieg" gegen China, nahmen dabei Peking ein, zerstörten dort vieles und erzwangen die Eröffnung eines Gesandtschaftsviertels; in den folgenden Jahrzehnten nahmen sich u.a. die Franzosen Vietnam, Russland riss Turkestan an sich und schielt auf die Mandschurei, die Japaner annektierten Korea und 1894-95, im chinesisch-japanischen Krieg, Taiwan; 1898 brachte dann Russland Teile der Mandschurei mit dem bedeutenden Hafen Port Arthur an sich.
Das militärisch unterlegene China sah sich nach jeder Annexion zu einem einseitigen Vertragsabschluss gezwungen, bei dem die Kontrolle über das annek-

tierte Gebiet an den jeweiligen Annekteur überging - seit 1897 in zeitlich befristeten, meist 99-jährigen Pachtverträgen. Die von China auf lange Zeit abgetretenen Gebiete waren also keine „Kolonien", sondern „Pachtgebiete", in denen zwar das Recht des jeweiligen Pächterstaates galt, der Boden aber im Obereigentum Chinas verblieb; die Pächterstaaten erzwangen im gleichen Zug auch die für China nachteilige Genehmigung von Flottenstützpunkten. Zu den eigentlichen Pachtgebieten traten häufig hinzu erweiterte, sogenannte „neutrale Gebiete", in denen die chinesische Regierung keine Entscheidungen treffen durfte ohne die Zustimmung des ausländischen Vertragspartners; darüber hinaus wurden für die noch weiträumiger abgesteckten „Interessensgebiete" oder „Einflusssphären", die eine ganze chinesische Provinz umfassen konnten, mit der chinesischen Regierung Vereinbarungen getroffen, dass dort, zwecks Ausschaltung aller Konkurrenz, keine andere Kolonialmacht mit Handelsniederlassungen und Aufträgen zugelassen würde.

Deutschland hatte 1895 mit China eine erste Handelsniederlassung in Tientsin vereinbart und bemühte sich darüber hinaus in Verhandlungen um ein eigenes Pachtgebiet mit Marinestützpunkt. Die Verhandlungen aber blieben Ende 1896 stecken, sodass sich die deutsche Regierung entschloss, nach sorgfältiger Sondierung potentieller Hafenstandorte am 14. November des folgenden Jahres mit Waffengewalt die an der Küste der Provinz Schantung gelegene Kiautschau-Bucht zu annektieren; diese Aktion wurde damit gerechtfertigt, dass der Mord an zwei deutschen Missionaren im Süden der Provinz Schantung am 1. November 1897 den sofortigen militärischen Schutz der deutschen Missionen erfordert habe. In den folgenden Verhandlungen mit der chinesischen Regierung wurde am 6. März 1898 ein 99-jähriger Pachtvertrag für ein kleines Pachtgebiet von 550 qkm mit einem Radius von 25 km um das Dorf Tsingtau herum abgeschlossen; Deutschland durfte einen Flottenstützpunkt für seine ständig dort stationierte „ostasiatische Kreuzerdivision" anlegen und von dort aus auch Handel mit China betreiben. Die Verwaltung des Pachtgebiets Kiautschau und der zügige Aufbau der Stadt Tsingtau wurde wegen der herausragenden Bedeutung des Marinestützpunktes in die Hände des Marineamtes und nicht, wie sonst üblich, des Kolonialamtes gelegt. Zur Erschliessung und Ausbeutung der für die Dampfschiffe der Kriegsmarine unentbehrlichen Steinkohle waren im Pachtvertrag die Konzessionen für zwei Eisenbahnlinien ins Innere der Provinz Schantung, dem deutschen Interessensgebiet, vereinbart, ferner die Konzession zur Ausbeutung der bekannten Kohlevorkommen beidseitig der Schienenstränge in einem Streifen von je 15 km Breite. Eisenbahnbau und Kohleab-

bau wurden von Marineverwaltung und Eisenbahngesellschaft rücksichtslos voran getrieben und stiessen wegen grober Missachtung chinesischer Interessen und Belange, vor allem der Landbesitzer und Bauern, auf zunehmend harten Widerstand, den die Marineinfanterie 1899 mit brutalen „Strafexpeditionen" - einem probaten Mittel der Kolonialpolitik - nieder zu kämpfen suchte: Kleinstädte und Dörfer wurden beschossen, niedergebrannt und zahlreiche Todesopfer unter der Bevölkerung leichtfertig in Kauf genommen. Nachhaltiger Erfolg war den Strafexpeditionen indes nicht beschieden, vielmehr reizten sie zu verstärktem Widerstand.

Hinzu kam, dass in China, wie in anderen Bereichen der Welt auch, die Annexionspolitik der Europäer im 19. Jahrhundert die christlichen Missionen als Vorbereiter westlich-nationaler Kultur und als disziplinierende Kraft in ihr Kalkül der Kolonialisierung einbezog. Während jedoch die Jesuiten in China im 17. und 18. Jahrhundert eine behutsame und auf die Eigenarten der chinesischen Kultur, insbesondere die Geomantik des Feng shui (Wind - Wasser) und den Ahnenkult eingehende Missionstätigkeit entfaltet hatten, war die Missionstätigkeit im 19. Jahrhundert von vielerlei Missverständnissen seitens der Missionare geprägt: Voll christlichem Zorn wüteten sie gegen die heidnische Teufels- und Ahnenwelt der Chinesen; missionierte also ohne Verständnis für deren tief verwurzelten Ahnen- und Götterkult, das darauf aufbauende komplexe Sippengefüge und das damit verbundene, leicht aus dem Gleichgewicht geratende Feng shui im alltäglichen chinesischen Leben, auch beim Bauen; so deuteten z.B. die Missionare den Drachen als eine Transfiguration des Teufels, während er für die Chinesen als Tier des Kaisers einen himmlischen Helfer und Wohltäter darstellte. Andererseits stellten die aufdringlichen symbolischen Äusserungen der Missionare, wie z.B. Kirchtürme und das mehrfache tägliche Gebimmel der Missionsglocken, für ungetaufte Chinesen eine weithin wahrnehmbare und andauernde Störung ihres Feng shui dar; hinzu kam der Protektionismus der Missionare, wenn sie sich in chinesische Gerichtsverfahren einmischten, um ihren getauften Schäflein zu helfen. All dies liess bei den Chinesen verständlichen Zorn aufkommen auf die einäugigen und oft hochnäsigen Eindringlinge.

Da die Missionstätigkeit häufig von nationalen Glaubensgemeinschaften betrieben wurde, standen diese unter dem besonderen Schutz der Nationalstaaten, die den Missionen oft auch das benötigte Land unentgeltlich übertrugen; im Gegenzug konnte sich mancher übereifrige Missionar nicht enthalten, neben der Vermittlung der nationalen Werte auch Spionagetätigkeiten für seine Regie-

rung zu übernehmen, wie z. B. bei der Vorbereitung für die deutsche Annexion der Kiautschau-Bucht. Da die Deutschen indes koloniale Spätkömmlinge waren, fanden sie in der Provinz Schantung, ihrem ins Auge gefassten „Interessensgebiet", bereits eine Vielzahl von Missionen anderer Nationen vor, mit den sie sich den christlichen Kuchen teilen mussten.

2. Die chinesische kaiserliche Regierung zwischen Modernisierung und Traditions- und Machtbewahrung:
1644 waren die Mandschuren von Norden her nach China eingefallen und hatten die mandschurische Quing-Dynastie begründet, die 1912 in der Folge der Chinesischen Revolution von 1911 von ihrer Herrschaft zurück trat und damit den Weg in eine Republik frei machte. Die letzte bedeutsame Herrscherin war die Kaiserwitwe Cixi (1835-1908), in deren restaurativer Regentschaftszeit (1861-1908) sich im Inneren ein zunehmend starker Reformstau durch Vernachlässigung öffentlicher Aufgaben, bürokratischen Filz, Korruption, Nepotismus etc. aufbaute, der noch verstärkt wurde durch die kolonialen Forderungen der von aussen andrängenden Kolonialmächte - angesichts nämlich der in ihren Strukturen und ihrer Ausrüstung weitgehend veralteten chinesischen Armee. Im Juni 1898 wurde Cixis gerade volljährig gewordener Neffe Quangxu auf den Kaiserthron gesetzt; da er indes den Reformstau und dessen Ursachen erkannte, lieh er sein Ohr den Reformkräften innerhalb der kaiserlichen Regierung, die, scharf gegen die andrängenden Kolonialmächte eingestellt, jedoch den Weg zu deren erfolgreicher Zurückdrängung in aller erster Linie in der Modernisierung Chinas sahen, d. h. in der innerer Stärkung des chinesischen Reichs und in der nationalen Stärkung gegenüber den Kolonialmächten durch weit- und tiefgreifende Reformen; eine Partei strebte indes auch nach der Absetzung der Quing-Dynastie. Unter dem Einfluss der Reformkräfte leitete Kaiser Quangxu seinen „Neuen Kurs" ein und erliess eine Reihe von Reformggesetzen zur Erneuerung des Schulwesens, des Rechtswesens, des Militärwesens, des Pressewesens, der Landwirtschaft, der Industrie, und des Handels; Reformen, die die jedoch angestammten Privilegien der Mandschuren in der Regierung deutlich beeinträchtigten. Als der Kaiserwitwe Cixi dann arglistig hinterbracht wurde, dass Quanxu ihr im Zuge seiner Reformen auch nach dem Leben trachte, liess sie ihren Neffen im September des selben Jahres verhaften, in einem Palast der Verbotenen Stadt in Peking einsperren und zu seinem offiziellen Rücktritt zwingen; in der Folge dieses Staatsstreich konnte sie wieder selbst die Regentschaft übernehmen. Die Reformkräfte in der Regierung wur-

den nach dieser „Herrschaft der 100 Tage", soweit sie nicht flüchten konnten, zum Tode verurteilt oder in ferne Provinzen strafversetzt; die in überliefertem Denken befangene Kaiserwitwe hob alle Reformgesetze auf und lieh nun ihr Ohr jenen rückwärts gerichteten, militant fremdenfeindlichen Mandschuren-Prinzen, die in den aus dem unruhigen Volk gerade entstehenden Boxer-Milizen eine traditionsreiche und angeblich unverwundbare Verstärkung der militärischen Schlagkraft gegen die verhassten Kolonialmächte sahen; in einer Art Zirkusveranstaltung liess sich die leichtgläubige Regentin von der angeblichen Unverwundbarkeit der Boxer überzeugen und zu ihrer Anerkennung als einer die regulären Truppen verstärkenden Miliz verführen.
Zum offenen Affront mit den Kolonialmächten liess es die Regentin indes erst während der Belagerung des Gesandschaftsviertels in Peking im Juni 1900 kommen, nachdem sie schon den Boxern die Tore zur Stadt geöffnet hatte; aber auch dann dauerten die internen chinesischen Auseinandersetzungen um den gegenüber den Kolonialmächten einzuschlagenden Kurs an.

3. Zur Boxerbewegung:
Die „Boxer" waren die Mitglieder einer Vereinigung verschiedener chinesischer Gruppen, die sich 1898 unter dem Namen „Jihequan" (in Rechtschaffenheit vereinigte Boxer) in der Provinz Schantung zusammenfand. Die in der Vereinigung zusammen gefassten Gruppen leiteten sich her aus der uralten Tradition von Selbstverteidigungsgruppen, die sich in den Dörfern und Kleinstädten gegen das Räuberunwesen, vor allem in Notzeiten, wehrten; ihre traditionelle Maxime war: „Gesetzestreue, Tugendhaftigkeit, Elternliebe"; ein Boxer war also ein Mitglied einer von hohen ethischen Prinzipien getragenen Selbstverteidigungsgruppe für z.B. Kung fu, Tai tschi o.ä.. In der Phase der aggressiven ausländischen Kolonialisierung und Christianisierung richteten die Boxer ihren Hass zunächst nur auf die christlichen Missionen und die zum Christentum übergetretenen Chinesen, die für sie den Boden chinesischer Kultur verlassen hatten; viele Massaker an Missionaren und chinesischen Christen gingen auf ihr Konto. In der Folge einer Dürrekatastrophe und drohenden Hungersnot in der Provinz Schantung, und angeheizt durch die Strafexpeditionen der deutschen Marineinfanterie, erweiterte sich 1899 der Zorn der Boxer auf sämtliche Ausländer, die bei der abergläubischen chinesischen Bevölkerung dafür verantwortlich gemacht wurden, „dass sie den Lauf des Himmels" aufhielten. Die Boxer hatten in Schantung folglich grossen Zulauf, schwollen zur Bewegung an und fanden beim ausländerfeindlichen Provinzgouverneur Unter-

stützung; mit dessen Hilfe vermochten die Boxer die Aufmerksamkeit und dann auch das Wohlwollen bei jenen ausländerfeindlich und an Traditionswahrung ausgerichteten Mitgliedern des Kaiserhauses auf sich zu lenken, die in ihnen ein verdecktes Instrument gegen die Ausländer und ihre Kolonisierung erkannten, sie in ihren Gewaltaktionen bestärkten und im nationalen Interesse förderten. Die Boxervereinigung bekannte 1899 ihre besondere Loyalität zu der von den Ausländern unter Druck gesetzten Quing-Dynastie und änderte im gleichen Zug ihren Namen in „Jihetuan" (in Rechtschaffenheit vereinigte Miliz): Die Organisation wurde gestrafft, es gab eine Art von Uniform und die Führer der Bewegung boten sich dem Kaiserhaus an als flankierende Kampftruppe (= Miliz) neben dem Militär gegen die Ausländer. Da die Boxer von traditionellen esoterischen Gruppen magische Praktiken übernahmen, die ihre Unverwundbarkeit im Kampf sicher zu stellen versprachen, waren ihre Mitglieder besonders draufgängerische Kämpfer, auch wenn ihre Waffen überwiegend veraltet oder gar altertümlich waren.
Der Begriff „Boxeraufstand" ist also nur insofern richtig, als es sich um eine von wütendem Hass gegen die ungerufenen Ausländer und alles Ausländische - Missionen, getaufte Chinesen, westliche Technik wie z.B. Eisenbahnen und alles was das traditionelle Feng shui störte - getragene und gut organisierte Massenbewegung handelte; es war also alles andere als ein Aufstand im Sinn einer spontan gegen die herrschende Regierung gerichteten Volkserhebung; im Gegenteil: sie fand ja verdeckten Schutz seitens der Regierung. Die Bewegung lief indes auch ihren kaiserlichen Protektoren aus der Hand, sobald sie am 13. Juni 1900 durch Erlass der Kaiserwitwe Cixi massenhaften Einlass in Peking fand und dort, wie schon kurz zuvor in Tientsin, ein riesiges Blutbad unter der chinesischen Stadtbevölkerung, vorwiegend unter getauften Chinesen, anrichtete.

4. Die drei Phasen des sogenannten „Boxerkriegs":
Nach der im Verlauf der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts schrittweise eskalierenden Spannung auf chinesischem Boden zwischen den Kolonialmächten, der chinesischen kaiserlichen Regierung und den zunächst auf eigene Faust gewalttätig gegen Ausländer vorgehenden Boxern bahnte sich 1899 die militärische Auseinandersetzung an: Die räumlich überwiegend in der Provinz Tshili auf das Gebiet zwischen der Mündung des Pei ho Flusses, der Hafenstadt Tientsin und der Regierungshauptstadt Peking begrenzte „militärische Intervention" der eingangs erwähnten acht Kolonialstaaten gegen die chinesische Regierung und gegen die Boxer, die unter dem irreführenden Namen „Boxerkrieg" in die Ge-

schichtsbücher eingegangen ist und sich in drei aufeinander folgende Phasen gliedern lässt:

- Die eskalierende Vorlaufphase bis zum Juni 1900: Seit Ende 1899 suchte die Regierung der Provinz Schantung nach der Auswechslung ihres Gouverneurs die Boxer zu mässigen und aus der Provinz zu drängen, um den Kolonialmächten keinen Vorwand zu liefern für ein angedrohtes militärisches Einschreiten zum Schutz ihrer christlichen Missionen; nun strömten die Boxer in die angrenzende Provinz Shansi oder in Richtung Peking und erweiterten dabei ihre Anhängerschaft lawinenartig; im Mai 1900 wälzte sich die Boxerlawine langsam auf Peking zu und sorgte durch ihre um sich greifende Zerstörungswut und Metzelei für Angst und Schrecken sowohl unter der chinesischen Bevölkerung als auch unter den Ausländern. Den Gesandtschaften in Peking wurde ihre bedrohte Lage deutlich bewusst, denn die undurchsichtige Haltung der chinesischen kaiserlichen Regierung zu den Boxern, die hier von regulären Truppen auch schon mal bekämpft, dort aber geschützt und von der Kaiserwitwe als „treue Diener des Hauses" bezeichnet wurden, und die auf Zeitgewinn hinzielenden vagen Regierungsversprechungen zur Aufrechthaltung der Ordnung, liessen Schlimmes ahnen. Zu ihrem Schutz forderten die Gesandtschaften daher bei ihren Flottenverbänden eine Verstärkung ihrer Wachen an; Truppen, die dann eilig aus den verschiedenen nationalen Pachtgebieten und von im chinesischen Meer operierenden Kriegsschiffen zusammengezogen wurden; ein gemischtes Kontingent von 420 alliierten Kolonialsoldaten erreichte Peking zwischen 1. und 3. Juni 1900 per Eisenbahn und verstärkte die dortigen Truppen auf insgesamt ca. 500 Köpfe zum Schutz von etwa 2.200 Ausländern und einer grossen Anzahl chinesischer Dienstkräfte. Dies forderte die Boxer zu neuen Gewalttaten heraus: sie zerstörten u.a. die Bahnlinie und die Telegrafenlinien zwischen Tientsin und Peking, das nun mehr oder weniger von der Umwelt abgeschnitten war.

- Die „heisse Phase" der alliierten „militärischen Intervention" in Peking zwischen Mitte Juni und Ende August 1900: Unter der Führung des britischen Vizeadmirals Seymour brach am 10. Juni die zweite alliierte Expedition zum Entsatz der abgeschnittenen und ernsthaft bedrohten Gesandtschaften in Peking auf; die ihr angehörenden 2.066 alliierten Soldaten waren hauptsächlich auf den im Golf von Petschili zusammengelaufenen Kriegsschiffen rekrutiert worden, unter ihnen auch ein Detachement von 250 deutschen Marineinfanteristen

aus Tsingtau. Das erste Teilstück konnte die Expedition noch mit der Eisenbahn zurück legen, wurde aber schon am folgenden Tag bei Lang fang, ca. 80 km vor Peking, von Boxern aufgehalten und verbrachte wertvolle Zeit mit der Reparatur zerstörter Bahngleise. Die Seymour-Expedition kam nie in Peking an, vielmehr sah sie sich am 15. Juni zum Rückzug gezwungen und erreichte nach schweren Kämpfen mit den Boxern am 22. Juni wieder Tientsin, wo den noch überlebenden deutschen Marineinfanteristen jener berühmte Befehl zur Einnahme eines chinesischen Arsenals erteilt wurde: „Germans to the front!"; trotz der deutschen Eroberung des Arsenals galt die Seymour-Expedition bei den Militärexperten anderer Nationen als ein verlustreicher militärischer „Fehlschlag", der nur den Boxern Siegesgewissheit und Auftrieb verlieh.

Noch vor dem Aufbruch der Seymour-Expedition hatten die alliierten Kommandanten der Kriegsschiffe auf eigene Faust, also ohne Konsultation mit ihren Regierungen, dem chinesischen Kommandeur der Forts bei Taku in der Mündung des Pei ho Flusses ein Ultimatum für die Übergabe gestellt, um sich so den Rücken für die Expedition frei zu halten und die Marinesoldaten ungestört an Land bringen zu können. Da die Chinesen sich nicht ergeben wollten, wurden die Forts am 17. Juni von den alliierten Truppen der eingangs genannten acht Kolonialmächte mit Waffengewalt eingenommen. Ein kriegerischer Akt, der durch und durch gegen das Völkerrecht verstiess und am 19. Juni die formelle Kriegserklärung der chinesischen Regierung an alle elf in Peking vertretenen Nationen nach sich zog; die Gesandtschaften hatten binnen 48 Stunden Peking zu verlassen haben. Dazu kam es indes nicht, da der Überbringer einer Anfrage des Diplomatischen Korps, der deutsche Gesandte Clemens von Ketteler, am folgenden Tag auf dem Weg zum chinesischen Aussenministerium von einem chinesischen Soldaten auf offener Strasse erschossen wurde. Damit waren alle Überlegungen zunichte gemacht, sich angesichts der wütenden Boxerhorden unter sicherem Geleit chinesischer Truppen nach Tientsin begeben zu können, wie es bei solchen Anlässen diplomatischer Brauch ist. Um nun dem drohenden Eindringen der Boxermilizen in das Gesandtschaftsviertel zuvor zu kommen, verbarrikadierten es die Soldaten und Gesandtschaftsangehörigen mit eigener Hand. Diese provisorische „Festung" mit fast 3.000 Ausländern wurde dann seit dem 21. Juni von 25.000 Mann Boxermilizen und regulären chinesischen Truppen 55 Tage lang belagert und beschossen; 62 Ausländer fanden dabei den Tod. Den Boxermilizen hatte die Kaiserwitwe bereits am 13. Juni die Stadttore von Peking öffnen lassen, die in ihrem Zorn alle ihnen in die Hände fallenden getauften Chinesen nieder metzel-

ten und am 16. Juni die Chinesenstadt von Peking anzündeten. Trotz der militärischen Entschlossenheit der Kaiserwitwe gab es jedoch während der Belagerung mehrfach verdeckte chinesische Bemühungen um Verhandlungen zur Beilegung der Belagerung und um sicheres Geleit der Gesandtschaftsmitglieder nach Tientsin; ja es gab sogar einen Austausch diplomatischer Noten.

Die Beantwortung der Frage, wieso die Chinesen trotz überwältigender Überlegenheit das Gesandtschaftsviertel nicht einnahmen, ist sowohl im verdeckten Taktieren der chinesischen Regierung zu suchen, sobald sich eine starke internationale Truppe in Tientsin zu sammeln begann und Peking bedrohte; als auch darin, dass einige der besonneneren chinesischen Heerführer ihre regulären Truppen aus den Kämpfen zurück hielten und z.B. die vorhandenen brandneuen und zielgenauen Kanonen nicht für einen Beschuss des Gesandschaftsviertels einsetzten liessen; schliesslich auch darin, dass sich schon zu Beginn der Kämpfe die Unverwundbarkeit der Boxer allen als ein fauler Zauber erwiesen hatte - eine Erkenntnis, die das sprichwörtliche Draufgängertum jedes Boxers deutlich bremste und, wie die Belagerten beobachten konnten, ihn eher ängstlich auf sein Überleben bedacht sein liess.

In Deutschland löste der Gesandtenmord nicht nur Bestürzung aus, sondern veranlasste Kaiser Wilhelm II. zu seiner gross angelegten internationalen Initiative, unter deutscher Heeresführung eine alliierte Streitmacht nach China in Bewegung zu setzen; in erster Linie ging es ihm darum, die dem Deutschen Kaiserreich mit dem Gesandtenmord angetane „Schmach" zu sühnen und Rache an China zu nehmen, indem man „Peking dem Erdboden gleichmacht"; es ging aber auch darum, den anderen Kolonialmächten vorzuführen, dass man mit ihnen militärisch mithalten und endlich im Kreis der Kolonialmächte ein gewichtiges Wort über Ostasien mitsprechen könne: Der Kaiser drängte sich also aus Rach- und Grossmannssucht den anderen europäischen Nationen geradezu auf. Die eingangs genannten acht Nationen stellten in der Folge jede für sich Expeditionskorps in der Heimat auf, unter denen das deutsche mit 20.000 Mann das bei weitem grösste war, das dann auch am längsten in China blieb. Die ersten deutschen Dampfer mit 2.500 Marinesoldaten stachen am 2. Juli in Bremerhaven in See und trafen am 18. August in Peking ein - drei Tage nach der Niederschlagung des Boxeraufstandes.

In der Zwischenzeit hatten nämlich diejenigen Kolonialmächte, die in Ostasien bereits ein wichtiges Wort sprachen (Japaner, Russen, Engländer, Franzosen, US-Amerikaner), ihre ostasiatischen Kriegsflotten eilig in der Bucht von Petschili vor der Pei ho Mündung zusammen gezogen; sie hatten eine vor allem

mit Maschinengewehren gut bewaffnete internationale Truppe von fast 20.000 Sodaten in dem inzwischen den Boxern wieder abgerungenen Tientsin zusammen gestellt und waren am 4. August zum „Marsch auf Peking" aufgebrochen, hatten sich gegen allen chinesischen Widerstand durchgekämpft und am 14. August Peking eingenommen, ohne dort noch auf systematische Gegenwehr gestossen zu sein; bis zum Ende des folgenden Tags war der Boxeraufstand völlig nieder geschlagen; die sich dem Gemetzel entziehenden Boxer zerstreuten sich in die Provinz. Die Kaiserwitwe, der eingesperrte Kaiser und der gesamte Hofstaat waren längst geflohen. Es folgte die als „letzte Tage von Peking" bezeichnete, verheerende dreitägige Plünderung und Brandschatzung von Peking seitens der internationalen Truppen, Gesandtschaftsangehöriger, Missionare und auch Teilen der Pekinger Bevölkerung.
Das um 3 Tage verspätet eingetroffene erste Kontingent des deutschen Chinakorps konnte an der grossen Plünderung von Peking gerade nicht mehr teilnehmen, wohl aber an dem Siegesfest, das am 28. August mit feierlichem Einzug der internationalen Truppen in die Verbotene Stadt begangen wurde -, welche freilich schon am 15. August von den Japanern und Amerikanern besetzt worden war. Die „militärische Intervention" war damit beendet. Die letzten deutschen Truppenkontingente, die Anfang September in Bremerhaven in See stachen, kamen erst Ende Oktober in China an und wurden gar nicht mehr nach Peking beordert.

- Die diplomatische Auflösung des Konfliktes zwischen September 1900 und September 1901: Für die Deutschen begann nun erst die Zeit des „Boxerkriegs", den sie im Herbst 1900 in militärischen „Strafexpeditionen" sowohl gegen versprengte Boxer und marodierende Soldaten führten, als auch zur Niederschlagung des Widerstandes der Landbevölkerung beim Eisenbahnbau in ihrem Interessensgebiet der Provinz Schantung. Auch die anderen Kolonialmächte räumten mit Strafexpeditionen in ihren Interessensgebieten brutal auf, indem sie „Jagd" machten auf Boxer und alles, was so ähnlich aussah. Der deutsche Feldmarschall Alfred Graf von Waldersee, der zum Oberbefehlshaber der alliierten Truppen ernannt und ebenfalls verspätet angekommen war, tat sich bei dieser Form von Krieg - genauer: von „schmählicher Nachgeburt eines Krieges" - als Generalstabschef besonders hervor: Um sich unter den Chinesen mit Nachdruck Respekt zu verschaffen und insbesondere die Notwendigkeit des schwer bewaffneten und übergrossen deutschen Truppenkontingents in China vor aller Welt zu rechtfertigen. Erst als die Rachlust beim Morden, Rauben

und Brennen gestillt schien und die chinesische kaiserliche Regierung um Schonung der Zivilbevölkerung bat, wurde es ab Dezember an dieser seltsamen „Front" ruhiger.
Spät, ebenfalls im Dezember, begann dann die Zeit der Diplomaten mit den offiziellen Verhandlungen für ein bilaterales, doch letztlich einseitiges Vertragswerk. Von Seiten der Kolonialmächte wurde, mit ihren vesammelten Truppen im Hintergrund, in zweierlei Richtungen verhandelt: Einerseits ging es um Sühne, Bestrafung und Demütigung der Verlierer - eine Linie, auf der sich die Deutschen besonders hervortaten; andererseits aber war, W. J. Mommsen zufolge, bei den Diplomaten die Erkenntnis gereift, dass China nicht wie eine Kolonie - oder ein Konglomerat von Kolonien - zu beherrschen und für den Rohstoff- und Güteraustausch zu erschliessen war; solches liess sich in einem Land mit alter Verwaltungstradition und hoher Kultur vielmehr nur in Gang setzen durch Zusammenarbeit in Erkenntnis gemeinsamen Nutzens – eine Linie, auf der sich die Amerikaner besonders hervortaten. Insofern wurden die Verhandlungen nicht um neue Pachtgebiete, die Absetzung der kaiserlichen Regierung o.ä. geführt; sondern es ging um die Kontrolle der Zusammenarbeit seitens der Kolonialmächte; um Konzessionen für den Ausbau der Infrastruktur, insbesondere der Eisenbahnen und Häfen; um die Sicherung der internationalen Zugangswege zu der Schaltzentrale in Peking; um die Sicherheit der Gesandtschaften, zu deren Schutz jeweils 2.000 ausländische Soldaten in Peking und Tientsin als ständige Gesandtschaftswachen stationiert blieben; um günstige Zollbedingungen für die Ein- und Ausfuhr; um die von den Kolonialmächten kontrollierten Bedingungen des Handels etc.. Kurz: es ging um ein neues Modell kolonialen Imperialismus, das an China erprobt wurde: das amerikanische Modell der „offenen Tür" nach China - offen für den Handel, die Kapitalströme, die westliche Technologie, die kolonialstaatliche Absteckung wichtiger Rahmenbedingungen. Grundlage dafür war die „Wahrung der territorialen Integrität Chinas", eine „wohlwollend paternalistische Einstellung" zu China, die Anerkennung der chinesischen Regierung als Kooperant - nicht jedoch als gleichberechtigter Partner. Die Vertragsverhandlungen fanden ihren feierlichen Abschluss am 7. September 1901 in Peking mit der Unterzeichnung des sogenannten „Peking-Protokolls". Die deutschen Truppen verliessen China erst kurz zuvor, nachdem die anderen Kolonialmächte diplomatischen Druck ausgeübt hatten..
Deutschland erhielt vor allem seine Sühne: Zunächst wurde bei Verhandlungsbeginn darauf gedrungen, dass jene Regierungsmitglieder, die massgeblich den

Boxeraufstand gefördert hatten, hingerichtet oder verbannt wurden. Dann musste sich, einer Forderung Kaiser Wilhelm II. gehorchend, noch vor Ratifizierung des Protokolls Prinz Chun, der Bruder des Kaisers, als Vertreter der chinesischen Regierung mit grossem Gefolge chinesischer Würdenträger und beladen mit wertvollen Geschenken zu einer erniedrigenden „Sühnemission" auf den Weg machen, um am 4. September 1901 in einem theatralischen „Sühneakt" in Berlin vor dem deutschen Kaiser persönlich Abbitte zu tun. Schliesslich mussten in Peking die Chinesen das „Sühnedenkmal", ein dreifaches, jedem Feng shui Gesetz spottendes Tor im Pagodenstil an jener Stelle errichten, an der der Gesandte Clemens von Ketteler ermordet worden war.
Gleichzeitig baute Deutschland zur Demonstration seiner „wohlwollend paternalistischen Einstellung" zu China sein Pachtgebiet Kiautschau mit der Stadt Tsingtau zu einer Musterkolonie aus: Ein „Muster deutscher Kultur und Zivilisation" auf höchstem Stand der Modernisierung, gedacht als Vorbild für die anstehende Modernisierung in China.

Verwendete Literatur:

- *Hans Martin Hinz / Christoph Lind (Hg.): Tsingtau - Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914. Katalog des Deutschen Historischen Museums. (Verlag Minerva) Eurasburg 1998; hier vor allem die Beiträge von H. M. Hinz, K. Mühlhahn, I. Amelung, H. Butz, X. Baige, J. Dexiang und W. J. Mommsen*
- *Gerd Kaminski: Der Boxeraufstand - entlarvter Mythos. (Löcker Verlag) Wien 2000*
- *Pierre Loti: Die letzten Tage von Peking. (Manholt Verlag) Bremen 1999 (Paris 1902)*
- *Jürgen Osterhammel: Zufall und Notwendigkeit in Peking. Der Boxeraufstand vom Sommer 1900. In: Neue Zürcher Zeitung v. 21. 06. 2000, S. 31*
- *Torsten Warner: Die Planung und Entwicklung der deutschen Stadtgründung Quingdao (Tsingtau) in China. Dissertationsschrift der TU Hamburg-Harburg 1996; S. 19 – 98*

In den angeführten Untersuchungen sind die Ereignisse und Zusammenhänge des sogenannten „Boxerkriegs" auf dem aktuellen Stand der Forschung abgehandelt. Sie waren für unsere geraffte Darstellung der politischen und militärischen Zusammenhänge bedeutsam. Alle in Anführungszeichen gesetzten Zitate entstammen diesen Texten.
Für die Herausgabe des Tagebuchs wurde die Fülle der Ergebnisse älterer Erforschung nahezu aller Facetten des Boxeraufstands nicht berücksichtigt, ist doch die wissenschaftliche Betrachtung der jüngsten Zeit zu teilweise grundlegend anderen Bewertungen gekommen, als zuvor - und zwar sowohl bei europäischen, amerikanischen als auch bei asiatischen Wissenschaftlern.

Schreibweise chinesischer geografischer Namen

Aufgelistet sind diejenigen im Text angeführten geografischen Namen, die sich entweder in den dem Tagebuch beigefügten deutschen zeitgenössischen Generalstabskarten finden, oder die in anderen Fällen von allgemeinem Interesse sind. Da die deutsche Schreibweise - es handelt sich dabei ja um eine Lautumschrift chinesischer Silben - häufig recht verschieden ist, ist in der linken Spalte die im Text verwendete Schreibweise angeführt, ihr zu geordnet sind andere Schreibweisen und, bei einigen geografischen Namen, die 1979 offiziell eingeführte Pinyin-Schreibweise.

Verwendete Schreibweise	**alternativ anderenorts**	**Pinyin**
Feng yun	Föng-jun-hsien	Fengrun
Föng tai	Föng-tai-tschen	Fengtaizhen
Han ku	Han-ku, Hanku	Hangu
Han tsheng	Han-tschöng	
Hay yang tshönn	Hai-jang-tschön	
Jangtse	Jang-tse-kiang	Changjiang
Jü tien	Yü-tien-hsien	Yutian
Kai ping	Kai-ping-yin	Kaiping
Kiang huang	Kian-hwang-kou	
Kiau tschau	Kiautshou	Jiaozhou
Kin lian tshen	Kün-liang-tscheng	
Ki tschou	Ki-tschow, Kitschu	Ji Xian
Ko ku	Ko-ku, Koku	
Long fang	Long-fan	Langfang
Lao tshuan tsze	Lau-tschwang-tse	
Lien hwa bey	Lien-hua-bey	
Lin ting kou	Lin-ting-ku	
Luang tshou	Lwan-tschou	Luan Xian
Lu tai	Lutai	Lutai

Verwendete Schreibweise	**alternativ andernorts**	**Pinyin**
Ning hai	Ning-hai-tschöng	
Ning ho	Ning-ho-hsien	Ninghe
Pan shan	Pan-schan	Panshan
Pei ho	Pei-ko, Perko	Hai He
Pei ji	Pei-yi	
Pei tai ho	Pei-tei-ho	Beidai He
Pei tang	Per-tang	Beitang
Pei tang ho	Per-tang-ho	Chaobei He
Peking		Beijing
Pu to wa	Pu-to-wa	
San ho	San-ho-hsien	Sanhe
San tschwang	San-tschuan	Xuanzhuang
Shanghai	Schanghai	Shanghai
Shan hai kuan	Schang-hai-kwan	Shanhaiguan
Shansi	Schensi	Shanxi
Shantun	Schantung	Shandong
Shia yin	Schia-ying	
Shi ko	Schi-ho	
Shi men	Schi-möng-tschwang	Shimen
Sin ho	Sin-ho-hsien	
Si ke tschwang	Shi ko tshwang	
Tan chan	Tan-schan-tsun	Tangshan
Tan tsuen tse	Tang-tsuen-tse	
Taku	Ta-ku	Daku
Tong ku	Tang-ku, Tonku	Tanggu
Tientsin	Tien-tsin	Tjanjin
Tshili	Tschili; Petschili	
Tsien kia pu	Tsien-kia-puh	
Tsingtau	Tsing-tao	Quingdao
Tsin-tshan tshuan	Tsin-tschan-tschwang	
Tsui kia tschwan	Tsui-kia-tschwang	
Tsun hwa fu	Tsun-hua-fu	
Wang tsien	Wang-tsien	
Wusung	Wu-sung	Wusong

Biografische Notizen

Zum Tagebuchschreiber:

Die lutherische Familie Fehl, ursprünglich namens van der Velden und niederländischer Herkunft aus der Gegend von s'Hertogenbosch, war nach den habsburgischen Religionskriegen 1583 nach Hanau (Hessen) geflüchtet, wo Antonius van der Velden Stadtschreiber wurde. Im 17. Jahrhundert zog die Familie, deren Name sich inzwischen zu Felden abschliff, ins lutherische Rheinhessen und im 18. Jahrhundert in die Kurpfalz nach Bad Dürckheim.

Johann Emil Julius Fehl wurde 1868 in Paris geboren als Sohn des aus Bad Dürckheim stammenden evangelisch-lutherischen Pfarrers Johann Adam Fehl (1828-1922) und seiner Ehefrau, der Erzieherin Emilie Fehl, geborene Burgermeister aus Barr im Elsaß. Adam Fehl war in Paris seit 1859 Assistent von Friedrich von Bodelschwingh und seit 1864 Leiter eines evangelisch-lutherischen Internats für die Kinder von Deutschen, die, wie er selbst, als aktive Teilnehmer an der Revolution von 1848 hatten aus Deutschland fliehen müssen. Auf einem 1870 durch den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich erzwungenen Umweg über die neutrale Schweiz kehrte die Familie Fehl nach der Amnestierung der Revolutionsteilnehmer 1872 mit ihren drei Kindern (Caroline, Julius, André) nach Deutschland zurück, wo Adam Fehl zum Bayerischen Königlichen Rat am Konsistorium zu Speyer ernannt wurde.

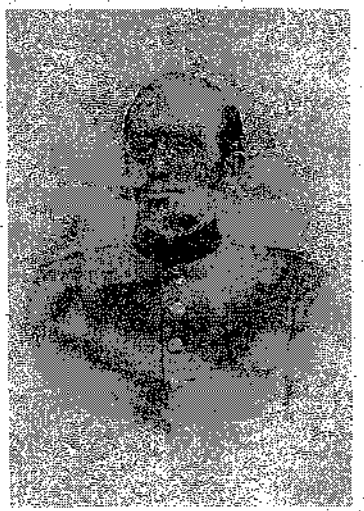
1886 Abitur am humanistischen Gymnasium zu Speyer und Eintritt als Fähnrich in das neu aufgestellte königlich-bayerische 2. Fußartillerie Regiment

1891 Abschluss an der Königlichen Kriegsschule in München mit der Reife zum Offizier der Artillerie

1896 - 99 Studium an der Kriegsakademie zu München; Abgang als Hauptmann

1899 - 1900 als Hauptmann des königlich-bayerischen 2. Fußartillerie Regiments auf der Festung von Metz

1900 vom 7. September bis 12. August 1901 als Hauptmann und Kommandeur der ostasiatischen 2. schweren Feldhaubitzen Batterie mit dem deutschen Expeditions-Corps nach China abkommandiert.



Julius Fehl

aufgenommen
1899 in Metz
Privatarchiv Fehl

1901 von August bis November vom Militärdienst beurlaubt für die Rückreise von China über Japan und die USA nach Deutschland

1904 - 1911 Major und Dozent für Ballistik und Waffenkunde an der Artillerie- und Ingenieurschule zu München

1911- 1918 Kommandeur der Artillerie- und Ingenieurschule zu München

Im Ersten Weltkrieg in Frankreich als Oberstleutnant (November 1914); seit Januar 1917 Verwendung als General der Fußartillerie im Generalstab; Einsatz vor Verdun (Eisenbahngeschütze); im Juni 1917 Ernennung zum Brigade-Kommandeur der bayerischen schweren Artillerie; im August 1918 Ernennung zum Oberst

1919 - 1920 als Oberst Festungskommandant von Ingolstadt

1920 Entlassung im Oktober aus dem Miltärdienst als Generalmajor a.D.

1921 Eintritt in die NSDAP in München

1923 Austritt aus der NSDAP in der Folge des Hitlerputschs vom 9. November

1931 Ehe mit Martha Goldschmidt, Tochter des Chemikers und Unternehmers Dr. Carl Goldschmidt in Essen, sephardischer Herkunft.

1932 Umzug nach Heidelberg-Schlierbach

1934 Geburt eines Sohnes, des Herausgebers des Tagebuchs, in Heidelberg

1947 im April in Heidelberg 79-jährig verstorben und auf dem dortigen Ehrenfriedhof beigesetzt.

Zu den Herausgebern:

Gerhard Fehl, geboren 1934 in Heidelberg, Studium der Architektur in Stuttgart und Karlsruhe; Studium der Stadtplanung in Liverpool und Cambridge/ Mass. (Harvard); Promotion an der TU München bei Prof. Gerd Albers; 1972 Berufung als ordentlicher Professor für Planungstheorie (Theorie und Geschichte der Stadtplanung) an die Architekturabteilung der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH) zu Aachen; 1996 emeritiert.

Renate Fehl, geboren 1934 in Mannheim als Tochter von Dipl. Ing. Helmut Sartorius, Direktor des Heidelberger Stotz-Kontakt Werkes der schweizer Firma BBC; Ausbildung als Zahntechnikerin; seit 1960 mit Gerhard Fehl verheiratet, 3 gemeinsame Kinder (Rebekka, Karolin, Jonas) und z. Zt. 4 Enkel.

Authentischer Erlebnisbericht von einer kriegerischen Expedition in ein damals fernes Land: Der deutsche Kaiser ruft 1900 zum Kolonialkrieg nach China, die "gelbe Gefahr" scheint zu drohen, und ein junger Artillerieoffizier meldet sich freiwillig zum Einsatz. Bei seiner Ankunft ist der sogenannte "Boxerkrieg" jedoch bereits zu Ende, seine Haubitzen werden nicht mehr benötigt, seine Hoffnungen auf den Kriegslorbeer haben sich verflüchtigt. Beim weiteren Aufenthalt kann der junge Mann die "gelbe Gefahr" ebenso wenig erkennen wie den Sinn dessen, was weiterhin unter dem Namen "Boxerkrieg" geführt wird. China erschließt sich ihm vielmehr als ein bewundernswertes, zugleich eigenständiges und rückständiges Land.

Der Abstand im Denken, in den Werthaltungen, in der Technik, der uns von der Zeit vor 100 Jahren trennt, lässt sich im Bericht allenthalben ermessen; aber auch das Leiden der Bevölkerung unter jeglichem Krieg.

ISBN 3-8300-0507-5